Heft 1, März 2005/85. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 7,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Karlsruher Schloss, Westflügel
Foto: Heinrich Hauß

Inhalt

Leo Wohleb – Briefe eines Studenten aus Greifswald (1911/1912)
Paul-Ludwig Weinacht . . 5

Leo Wohleb und das Land Baden
Zum 50. Todestag des letzten badischen Staatspräsidenten am 12. März 1955
Kurt Hochstuhl 15

Der Krönungszug Kaiser Karls V. und Papst Clemens VII. 1530 in Bologna
Ein Fund in der Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums, Konstanz
Jürgen Baumgart 26

Gestalterische Gedanken zum Ehrenhof des Mannheimer Schlosses
Hartmut Ellrich 31

Aussicht und Aufsicht
Nachträgliche Bemerkungen zum Karlsruher Stadtplan
Johannes Werner 38

Anton Praetorius (1560–1613) – Kämpfer gegen Hexenwahn und Folter
Zum 400-jährigen Gedenken an das Lebenswerk des badischen Pfarrers Anton Praetorius
Hartmut Hegeler 46

Emil Wachter: der Schlossbergsteg in Freiburg
Humorvolles und Hintergründiges zur Stadtgeschichte in Zement gegossen
Hermann Althaus. 59

Der Totentanz in der Beinhauskapelle in Bleibach
Hermann Trenkle. 65

Louise Kachel-Bender
Eine Karlsruher Schauspielerin vor hundert Jahren
Horst Ferdinand (†). 69

Theater für Kleinstadt und Schwarzwalddorf
Die Oberrheinische Städtebühne Waldshut 1945–1949
Andreas Weiß 74

Albert Konanz (1915–1993)
Eine südwestdeutsche Unternehmerkarriere im Wirtschaftswunder
Wolfram Förster. 84

Siegfried starb nicht im Odenwald
Otto Klaus Schmich 93

Zum Namen Vicus Senotensis
Otto Klaus Schmich 96

85. Jahrgang der Zeitschrift Badische Heimat im Jahre 2005
Ein Anlass zur Sichtung
Heinrich Hauß. 98

Durch die Kaiserin Maria Theresia verbannt
Franz Hilger. 113

20 Jahre Partnerschaft Pfaffenweiler – Jasper
Franz Hilger. 117

Aktuelle Informationen

I. Personalia

Privatdozent
Dr. phil. habil. Klaus-Peter Hoepke
8. Juli 1932 – 19. Oktober 2004
Günther Grünthal 122

Prof. Dr. Hans-Heinrich Jescheck. 123

II. Gedenktage

50. Todestag Leo Wohlebs: 12. März 2005
Eine Publikation des Stadtarchivs Freiburg: Versuch eines Gesamtbildes
Heinrich Hauß. 123

III. Ausstellungen

Max Beckmann – Druckgraphik 1914–1924
Ausstellung vom
19. Februar bis 22. Mai 2005 124

15 Jahre – Vom Ei zum Küken
Die Osterausstellung im Adelhausermuseum – Abteilung Naturkunde –
19. Februar bis 3. April 2005. 124

A bis Z | 50 Jahre Künstlerbund Baden-Württemberg 125

Küchenkunst und Wortgenuss
Literarisch-kulinarisches Festival „WortMenue“ am Bodensee mit Gerhard Polt, Robert Gernhardt und Wladimir Kaminer. 125

Emil Wachter
Ausstellung im Schloss Bonndorf
Hermann Althaus. 126

Pompeji. Die Stunden des Untergangs. 24. August 79 n. Chr.
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim
28. November 2004 bis 17. April
Friedrich-Wilhelm von Hase. 127

Europas Juden im Mittelalter im Historischen Museum der Pfalz in Speyer . . 129

IV. Positionen

Mit Recht. Karlsruhe!
Kulturhauptstadt Europas 2010
Adolf Schmid 130

Schwerpunkt: HEIMAT
Adolf Schmid 130

Die „Badner Hymne“: „Nehmen wir sie gelassen, so wie sie historisch gewachsen ist“
Zuschriften zu: Adolf Schmid, Neue Überlegungen zum Badnerlied, Heft 3/2004, S. 454
Heinrich Hauß. 131

„Weinbrenner hätte sich das ECE verbeten“
Zu einer Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild mit Professor Arno Lederer, Universität Karlsruhe
Heinrich Hauß. 133

V. Veranstaltungen/Symposien

„Salon du livre“ in Colmar
Adolf Schmid 135

Villingen-Schwenningen auf dem Weg ins 21. Jahrhundert
Spiegelt Villingen-Schwenningen das Land Baden-Württemberg im Kleinen?
Heinrich Hauß. 135

Medien und Kommunikation am Oberrhein
Schlussbericht des 9. Dreiländerkongresses
Heinrich Hauß. 137

VI. Jubiläen/Kulturdenkmäler

Naturschutz hat viele Gesichter – Zeitzeugen im Visier
50 Jahre Naturschutzgeschichte in Baden-Württemberg
Roland Heinzmann 137

„Die Dorfkirche“ ist Kulturdenkmal des Jahres 2005 138

AQUAE 04
Heinrich Hauß 139

Mosbacher Jahresheft 2004
Heinrich Hauß 139

Ausstellungen in Baden 140

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2004 148
Regionalgruppe Bruchsal 148
Ortsgruppe Baden-Baden 149
Regionalgruppe Mannheim. 149
Bezirk Schwetzingen . . 150
Regionalgruppe Pforzheim 150
Regionalgruppe Freiburg 151
Regionalgruppe Karlsruhe 153

Wir danken für Ihre Spenden 153

Buchbesprechungen 154

Nachwuchs tut Not

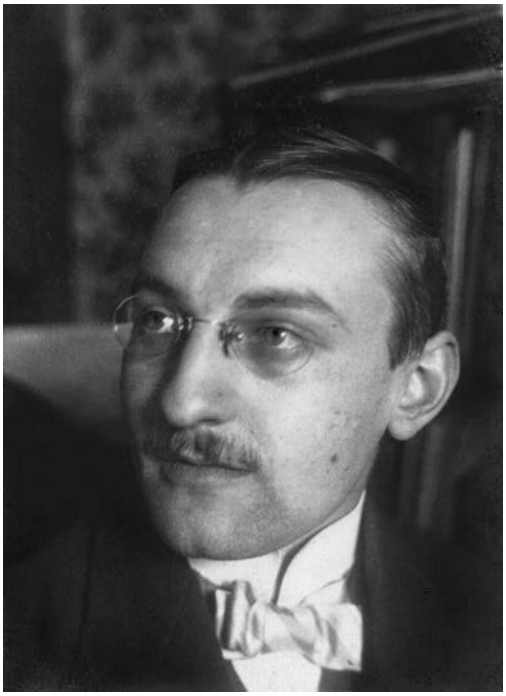
Jeder weiß: „Ohne Herkunft keine Zukunft!“ Aber an Nachlass, Erbe, Hinterlassenschaft, Vermächtnis, an Tradition fehlt es in Baden nicht. Und dennoch will eine gute Zukunft erkämpft, verdient, erarbeitet werden; es geht nicht von allein, „Badische Heimat“ z. B. ist kein Selbstläufer mehr, „Offensive tut Not“. Wir müssen weitere Türen öffnen. Bestimmen muss uns dabei die Frage nach dem Inhalt der gepflegten Werte, der Zielsetzung unserer Arbeit und Vorhaben, der Ideale und Vorsätze. Natürlich wollen wir dabei unsere selbstgesteckte Wertebasis nicht verleugnen, wir hecheln nicht dem vermutlichen Zeitgeist allgemeiner Spaßgesellschaft hinterher, wir versuchen unsere Intentionen und unsere Kompetenzen bewusst zu definieren. Wir biedern uns nicht an, Konsens, der nur Unverbindlichkeit und Unvermögen bzw. Halbheiten und Dilettantismus bedeutet, ist nicht unsere Art.

Wir bemühen uns, ein Bild der Zuverlässigkeit, des Engagements zu geben und die Übernahme von Verantwortung nicht zu scheuen. Wir schulden diese Haltung unserer Jugend, die wir als unseren „Nachwuchs“ gewinnen und überzeugen müssen, damit „Badische Heimat“ kein Auslaufmodell wird. Wir sind alle in dieser Verantwortung, gemeinsam den möglichen Einfluss zu nehmen in Staat und Gesellschaft; wir brauchen uns dafür nicht zu rechtfertigen. Aber wir müssen mehr dafür werben. Helfen Sie bitte alle mit! Resignation gilt nicht, Baden lebt.

Adolf Schmid

Paul-Ludwig Weinacht

Leo Wohleb – Briefe des Studenten aus Greifswald (1911/1912)[1]



Leo Wohleb als Student vor dem Ersten Weltkrieg

Was hat Leo Wohleb, den Freiburger Studenten der Altphilologie, kurz vor dem Examen bewogen, die Universität zu wechseln? Was hat er im fernen Preußen gesucht? Was wir bislang darüber wissen, steht in einem Lebenslauf, den der badische Staatspräsident 1952 in dieser Zeitschrift abdrucken ließ und den seine Witwe, Maria Wohleb, geringfügig gekürzt, in einem Sonderdruck zum 10. Todestag 1965 unter der Überschrift: „Erinnerungen bis zum Jahr 1912“ publiziert hat.[2]

Die eingangs gestellten Fragen lassen sich danach so beantworten: Wohleb sorgte sich um eine Anstellung im Schuldienst. Die Berufsaussichten badischer Lehramtskandidaten im Fach Altphilologie waren in den Jahren 1911 und 1912 nämlich recht angespannt, und die Betroffenen waren bereit, verzweifelte Mittel zu benutzen, um sich in Sicherheit zu bringen. So brachten also Wohleb und einige seiner Freiburger Konsemester ins preußische Greifswald auf. Die Wohleb, Kaelble[3], Katzenmeyer und Huber fassten gemeinsam den Entschluss, ein preußisches Staatsexamen abzulegen und fern der Heimat sich examinieren zu lassen. Ein Wintersemester in Greifswald war freilich alles andere als einladend, doch es ging nicht um lustiges Studentenleben, sondern um einen Ausweg aus der Berufsnot. Und Greifswald bot mit Latein, Griechisch, Deutsch die richtigen Fächer.[4]

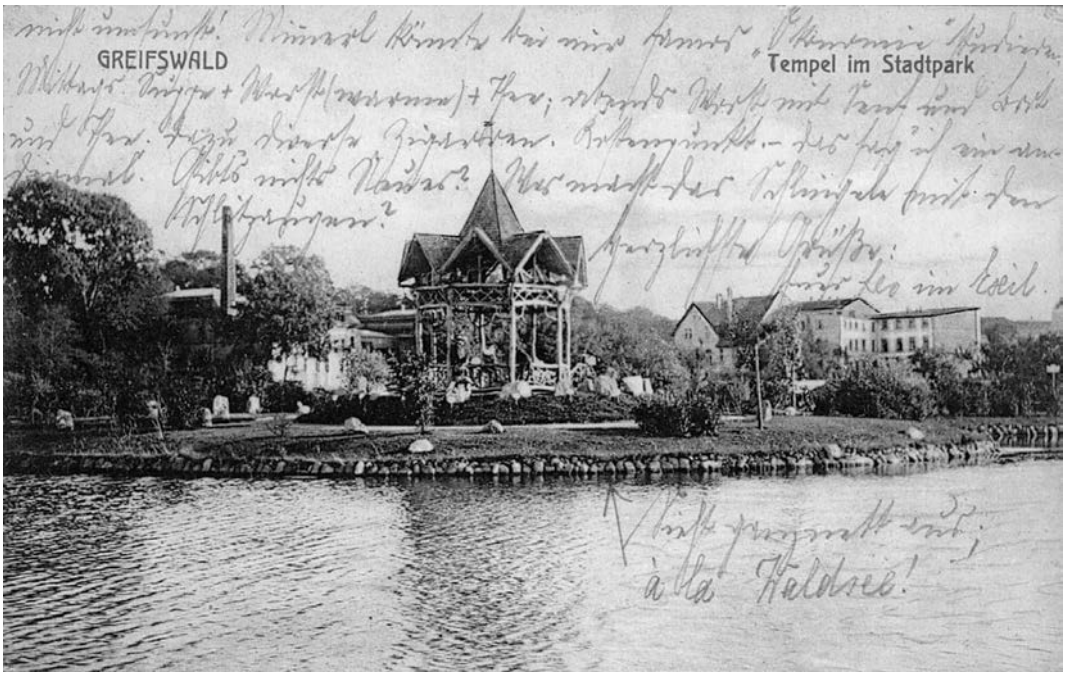
Wenn die Freunde schließlich doch vor dem preußischen Examenstermin ins Badische zurückkehrten, um sich in Karlsruhe prüfen zu lassen, dann wohl nicht nur, weil es ihnen im fernen Pommern so gar nicht gefiel.[5] Die Briefe Wohlebs aus Greifswald an seine Freiburger Familie stützen zwar das Bild, dass Greifswald ein „bruchiges Nest“ war, aber das allein hat den Abbruch schwerlich motiviert. Wahrscheinlicher ist, dass die vier Freiburger inzwischen gemerkt hatten, dass sie auf übertriebene Katastrophenmeldungen hereingefallen waren. Zum Frühjahr 1912 öffneten sich nämlich in Karlsruhe auch für Altphilologen gewisse Einstellungs-Chancen.[6]

Wir werden die Briefe auswerten, die der 23-jährige nach Hause schrieb und in denen er von seiner Reise über Berlin an die Ostsee und vom Winter in Greifswald berichtet. Man wird sehen, wie sich Heimatliebe und Heimatstolz Wohlebs in der vermeintlich nicht zu umgehenden Brotbeziehung zu Preußen von Anfang bis Ende behauptet. Doch zunächst soll der Charakter der Briefe gekennzeichnet werden.

Charakter der Briefe an „Meine Lieben“

Die Briefe schreibt einer, der zum ersten Mal über mehrere Wochen von daheim weg ist, nachdem er die Zeit der Schule und des Studiums zuhause bei den Eltern und Geschwistern gewohnt und gelebt hatte. Der briefliche Umgang mit den „Lieben“ zeugt von Zärtlichkeit und Pietät, der mit Tante Ludel freundliche, fast herzliche Rücksichtnahme, der zu den beiden Geschwistern freundliche Direktheit und Fröhlichkeit. Neckische Botschaften und Fragen verraten enge Vertrautheit mit Gewohnheiten und Besonderheiten der Angehörigen. Mit Ausnahme des Vaters („Väterchen“, „Papa“) werden die andern mit Übernamen angeredet oder zitiert: die Mutter („Mimmele“), die Tante („Ludele“) die Nachzüglerin unter den Geschwistern, Amelie („Annebäbe“). Nur der vier Jahre jüngere Bruder (Joseph Ludolf[7]) bleibt der „Joseph“. Er war damals in Meersburg am Lehrerseminar, nachdem er – nicht mit dem Beifall des Älteren, aus der Unterprima vom Berthold-Gymnasium abgegangen war; zu ihm kann Leo sehr herablassend, ja spitz sein. Und das Freiburger Allerweltswort für einen komischen oder dummen Menschen („Dubel“) tritt einmal sogar in der Anrede an die Schwester auf („Amalie Dubel“[8]). „Liebe Plops“ heißen ihm einmal die Angehörigen in der Colombistraße 3, und er selbst verabschiedet sich dann von ihnen als „Euer Plops“ (ein anderes Mal gar als „Euer Engele“.)

Wenn erzählt wird, tut er das in warmem, gemüthaft umständlichem Erzählton, intellektuell geformte Partien sind die Ausnahme. So fehlt es an Urteilen über Ereignisse oder Zustände im Reich, und nur selten ergibt sich Gelegenheit zu politischen Bemerkungen. Das Universitätsleben tritt in den Briefen wenig hervor, man erfährt kuriose Belanglosigkeiten.[9] Und auch über Leos religiöses Leben bleiben die Briefe stumm. Ein Bericht über Punsch am Heiligen Abend, der im Zimmer eines Konsemesters in großen Mengen getrunken wurde, dürfte bei den Angehörigen zuhause eher Mitleid als Bewunderung erregt haben. Um so sorgfältiger bedenkt er die Seinigen mit Zeichen dankbarer Freude, als endlich der Weihnachtskorb ankommt: „Wie



Greifswald, Tempel im Stadtpark

lieb Ihr an alles gedacht. Das Pfeifchen ist äußerst fein, Mimmerls Guzele und Gurken haben mir noch nie so gut geschmeckt.“[10] Die lutherischen Verhältnisse in Preußen werden aus Anlass des Dreikönigstages aufgespießt, der hier kein Feiertag sei.[11]

Die Briefe zeigen den Ältesten in der Geschwisterreihe, einen familienorientierten jungen Mann. Er besitzt, und das macht für ihn den Entschluss zu einem Auswärtssemester leichter, eine kleine Barschaft, über deren Verwendung er dem Vater in einer Weise Rechenschaft ablegt, als sei es dessen Geld. Der geringe Aufwand, den er treibt, steht immer im Zusammenhang mit den Studienzielen. Gespart wird an den Lebenshaltungskosten (vgl. dazu weiter unten), nicht an den Studienbüchern. Er korrespondiert noch, wenn auch seltener, mit seinem Freiburger theologischen Mentor, dem Privatdozenten Michael Heer.[12] Seine Handbibliothek, die er aus nachgeschickten Koffern entnimmt, vom Vater in einzeln bezeichneten Exemplaren aus seinem Zimmer in der Colombistraße 3 nachsenden lässt oder auch durch Zukauf bei Trenkel (Berlin) ergänzt, ist erstaunlich umfangreich und deckt alle drei Prüfungsgebiete ab.[13]

Was die Schreibfrequenz angeht, so schickt er anfangs täglich einen Brief oder eine Karte ab, dann schreibt er ein- bis zweimal die Woche. Nach dem 6. Februar bleibt er für fast vier Wochen stumm, weil er in dieser Zeit die häuslichen Facharbeiten für die Prüfungskommission erledigen muß. Kein Wunder, dass sich die Familie Sorgen um ihn macht und ein Telegramm nach Greifswald abschickt. Erschreckt telegraphiert Leo zurück: „Bin wohl und schreibe sofort“. Anderntags erklärt er sich und klagt: „Ich bin des Schreibens müd; ich habe genug geschrieben in den letzten 3 Monaten.“[14]

„Man rede mir nicht mehr von Berlin!“

Die vier Kommilitonen reisten in zwei Gruppen: am 30. November 1911 fährt zunächst Wohleb mit Kaestle ab, einige Tage später folgen Katzenmeyer und Huber, die auf dem Weg über Karlsruhe dort noch neueste Erkundigungen im Ministerium einholen und auch den Vortrupp in Greifswald darüber informieren werden („Der Bescheid ist traurig.“[15]).

Über die Zugfahrt schreibt Wohleb, dass es bei der Anfahrt „in der Nase gewaltigen Gestank“ gegeben habe. Die Schauerlebnisse während der Fahrt haben ihn kaum beeindrucken können: „Durch Thüringen zu fahren ist fein – genau Schwarzwaldlandschaften.“ Dann die Hauptstadt, wo ein Freund die beiden Freiburger abholt und etwas mühsam durch den Verkehr schleust: „Ein Spektakel infolge des Autoverkehrs – grausig“. Zur Stärkung ging es dann in ein „Aschinger Filiallokal“, wo man reichlich zu essen bekam. Dann schlugen sich die Reisenden die Nacht um die Ohren, bis sie andern Morgens den Zug nach Greifswald besteigen konnten.

Der Brief an die „Lieben Eltern“, in dem er seine Eindrücke über Berlin wiedergibt, zeugt von der Anstrengung des „Provinzlers“, sich nicht von Größe, Höhe, Weitläufigkeit der Anlagen und Gebäude und dem reichen Denkmalschmuck der Straßen und Plätze der preußischen und Reichshauptstadt irgend imponieren zu lassen. Selbst die Schauseite der Damenwelt wird äußerst reserviert zur Kenntnis genommen. So heißt es in fast spartanischem Tugendstolz gegenüber Spree-Athen:

„Die Berliner haben offenbar einen ganz besonders feinen Geschmack, wir Provinzler fanden die Gestalten unsagbar hässlich. In Freiburg hätte man bei solchem Anblick einen weiten Bogen genommen. Belästigt wurde man durchaus nicht … Unterdessen war es 2 h geworden. Unser Berliner Freund verabschiedete sich. Und wir hatschten bis ½7 h in der Stadt herum, besahen ‚Unter den Linden‘, Schloss, Zeughaus, Dom usw., sogar die Siegerallee mit allen den hier sich präsentierenden Marmordubeln. Berlin ist das kläglichste Nest, das ich bis jetzt im Leben kennen gelernt habe. Die einzige Ausnahme von anderen Nestern ist die glänzende Zahl von Damen … Die Toiletten sind meist nobel, aber c’est tout. Wir haben tatsächlich auch nicht eine halbwegs hübsche gesehen. Alle geschminkt und gepudert. Man rede mir nicht mehr von Berlin! dass die Häuser statt 3 eben

Greifswald, Panorama mit der St. Nicolai-Kirche

6 oder 7 Stöck haben und alle 10 m schon eine Laterne steht und alle 5 ein größeres oder kleineres Denkmal, kann mir nicht imponieren.“[16]

Später wird Wohleb in den „Erinnerungen bis zum Jahre 1912“ verhüllt formulieren: „Damals kamen wir durch die deutsche Reichshauptstadt Berlin, von der wir sehr zwiespältige Eindrücke mitnahmen trotz ‚der großen Zeit‘, in der man damals lebte“.[17]

Greifswald – „Ich bin hier nicht daheim“

Vermutlich vom Bahnhof Friedrichstraße fuhren Wohleb und Kaestle am 31. November früh morgens mit „dem köngl. Preuß. Zug“ in der „vierten Klasse“ ins Pommersche: „Diese Gegend ist wenigstens ein wenig interessanter als Berlin, von dem ich ungeheuer enttäuscht war.“[18] Aber auch Greifswald kann nicht überzeugen:

„Und jetzt sind wir also hier. Am ersten Tag war ich nahe, wiederzukommen. Emmendingen près de Fribourg in Baden ist ja zwar auch schön, aber es hat keine Universität und liegt nicht in Pommern Preussen. Heute gefiel es mir besser in Sonderheit, da ich ein hübsches Zimmer gefunden für 90 M mit Heizung bis 13ten März in der Lagereihe Nr. 5 II. Was Kohler über die Anstellungsverhältnisse sagte, ist richtig; was er von Gr[eifswald] sagte, schlankweg verlogen.“

Im folgenden Brief bestätigt sich der Eindruck:

„Jetzt bin ich in diesem Bruchnest. Es gefällt mir nicht übel, seit ich ein hübsches Zhimmerchen gefunden habe, zweiter Stock, ruhige, ohne direktes Visavis, Ostlage, schön war. (Die Öfen gehen hierzuland fast an die Decke), etwas höher als mein eigenes. Die Leute sind recht – wenn's so bleibt.“[19]

Während die Universitätsbibliothek den Vergleich mit der Freiburger nicht aushält, sind die Kollegien „ziemlich gleich“, das Theater aber herzlich schlecht:

„Von der Universität liegt man Zimmer etwa 12 min. ab; da heißt's als laufen um 9 h. Die Bibliothek ist arg bruchig; die Kollegien so ziemlich gleich. Das Theater, das ich letzten Sonntag zum ersten und letztenmal besucht, unter allem Hund. Auf der Straße jedoch ist's lebhaft.“[20]

Stadt, Küste und umgebende Landschaft sind um Weihnachten herum natürlich wenig anziehend, der Schnee macht die Wege schmutzig, Im Vergleich zu den mit Rheinkieseln gepflasterten sauberen Gehwegen in Freiburg wird das Laufen auf den Greifswalder Pflastern zur Bußübung. Der kleine Wald, dem Greifswald den Namen dankt, ist kaum der Rede wert:

„Hier schneit's seit gestern, aber nicht so recht, daher großer Dreck auf den Straßen und böses Gehen auf dem hundsmiserablen Pflaster.“[21]

„Letzthin habe ich auch den viel berühmten Wald aufgesucht. Man geht 20 Minuten, um staunend einige Tannen zu besichtigen und Ozon zu atmen. Ich habe mich über die Sehenswürdigkeit gebührend anerkennend geäußert.“[22]

So wundert es am Ende nicht, dass eine neue Wendung in der alles beherrschenden Frage der Lehreranstellung für Wohleb sofort Gedanken an die Rückkehr wachruft. Leo schreibt Anfang Februar 1912 nach Hause:

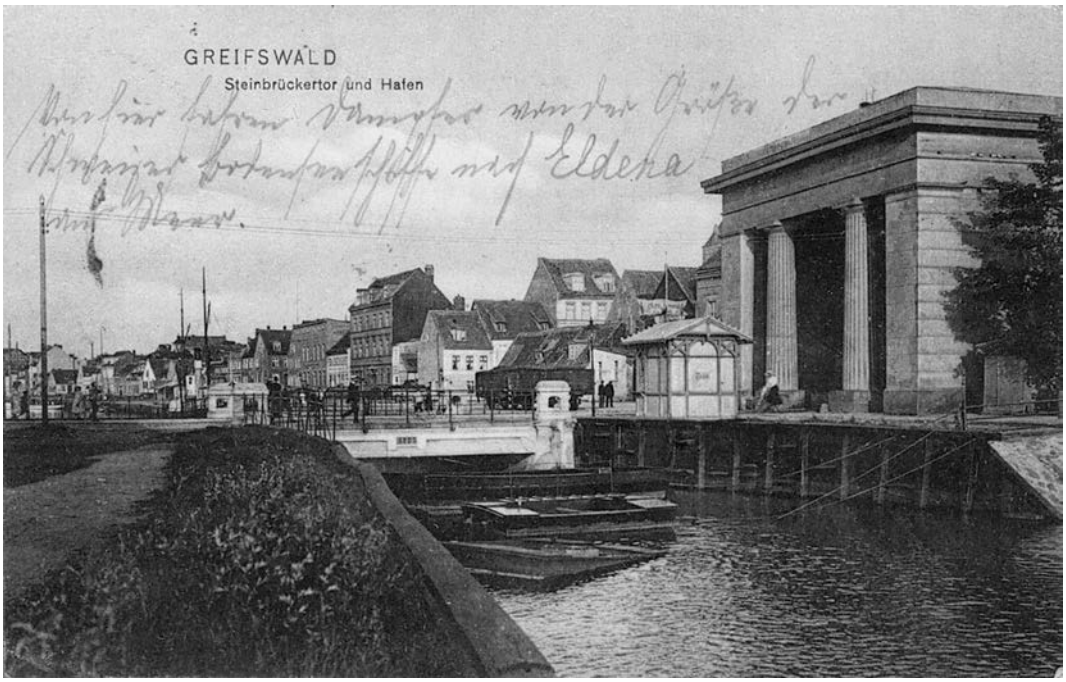
„Ich möchte wieder heim in meine Ruhe. Ich bin hier nicht daheim, das Leben paßt mir nicht. Und dazu: Man besucht mich zu oft. Und ich möchte doch ungestört sein. Kästle geht's wie mir. Hoffen wir, dass es gut abläuft. Ich will vorderhand kein preußisches Examen. Und Kohler hat uns im meisten direkt angelogen. Ein traurigeres Nest als Gr. gibt es auf der ganzen Welt nimmer."[23]

Auch in den späteren „Erinnerungen" spricht Wohleb recht kritisch über Greifswald und erinnert sich, wie er und die andern sich als „Großstädter von Freiburg" durch die zivilisatorische Rückständigkeit des Städtchens „reichlich ab"-geschreckt wurden.[24]

Das studentische Budget

Viele Berichten Leos über seine Lebensumstände in Greifswald sind ökonomisch getönt. Bedürfnislosigkeit ist unübersehbar – sie wird ihn auch in späteren Jahren kennzeichnen. Ein einziger Theaterbesuch hat stattgefunden (0.90 M). Neue Schuhe kommen nicht infrage, auch wenn „zu meinem Bedauern die Schuhe (die bessern) wohl infolge der Witterung neben der Flickstelle (am rechten) wieder gebrochen" sind.[25] Er nennt die Kosten für Miete, für Immatrikulation und Kolleggeld, für Lebensmittel. So erfährt man, dass das Zimmer, über das er einen Aufriss mit der Stellung der Möbel zeichnet[26], für das Semester 90 Mark mit Heizung kosten soll. Für den Liter Vollmilch bezahle er hier 18 Pfennig, für Magermilch 6 Pfennig. Im Restaurant koste ein Essen mit einem Gang 80 Pfennig. Die Wurst, die er sich abends zum Tee schmecken läßt und die „viel feiner verarbeitet ist als bei uns zu Hause", macht 20 Pfennig.

Da er vorhat, um eine Nachsendung von Geld in der Höhe eines ganzen Monats zu bitten – Geld, das er selbst gespart hat – fürchtet er, der Betrag könne zuhause auf Unverständnis stoßen. Aus einer Bitte um Überweisung wird daher unter der Hand eine delikate, nicht durchweg feine, teilweise komische Staatsaktion:



Greifswald, Steinbrücketor und Hafen

„Und zwar möchte ich um die 50 M bitten, die ich noch besitze in baar. Es wäre mir am liebsten, wenn Du mir etwa 2 Scheine zu 25 M (gibt's die überhaupt?) oder so ähnlich als Einschreibbrief schicken würdest (also 30 Pf Porte). Postanweisung behagt mir nicht, weils niemanden angeht, wie viel ich brauche. Ich möchte damit, die Miete eingerechnet, auskommen, vorausgesetzt, dass Ihr mir gegen Weihnachten rum ein Paket schickt; meine Wünsche werde ich dann noch näher angeben."[27]

Der Druck, sich vor seinem Vater zu rechtfertigen, war so groß, dass er, um den Dezemberwechsel zu begründen, präzise die Ausgaben für November aufführt (was heute von einigem sozialgeschichtlichen Interesse ist):

„Damit Du Dir so etwa von meinen Bedürfnissen einen Begriff machen kannst, lege ich die Zusammenstellung von diesem Monat bei. Die Gebühren haben viel Geld gefressen. Ich habe vor, nicht soviel Geld zu verjünken wie man liebes Brüderchen."

Die den „Bedürfnissen" entsprechenden Ausgaben sind auf einem linierten Papier mit Bleistift eingetragen und dem Brief beigelegt; es wird unterschieden in „A) Ausserordentliche Ausg.", nämlich für die „a). Reise" und „b).Seit Hier" und „B). Ordentl. Ausg." für „a) Reise (bis zum Mieten des Zimmers)" und „b). Seit 2. Nov." Die Summe des verbrauchten Geldes beträgt danach 189.90 M. Wenn nicht die Höhe der Kosten insgesamt, so dürfte doch deren Rubrizierung den Kirchensteuerverwalter Joseph Wohleb in Freiburg ebenso zufrieden gestellt haben wie die Bemühung des Sohnes um Sparsamkeit im einzelnen.

Die „außerordentlichen Ausgaben" betragen 113.45 M; sie umfassen u. a. die Bahnfahrkarte Freiburg-Greifswald (30.70 M) und die Universitätsgebühren in stattlicher Höhe von immerhin 80 Mark (Immatrikulation 11.20 M, Kolleggeld 67.50 M, Gebühr für Seminar 1.50 M).

Unter den „ordentlichen Ausgaben" von insgesamt 76.45 M im Monat November erscheinen neben den Briefmarken für die Korrespondenz (1.50 M) zwei Blumenstöcke am Zimmerfenster (1.80 M), Haarschneiden (0.60 M), Zigarren (10 St. Zu 60 Pf, insgesamt 3.60 M), 6 Gläser Bier, das Glas zu 15 Pf. (0.90 M) und – offenbar für den Betrieb des eigenen „Kochapparats" – Spiritus (0.60 M) und ½ Paket Streichhölzer (0,15 M).

Um die erbetenen 50 M dem Vater vollends einsichtig zu machen, entwirft der Sohn abschließend den folgenden

„Voranschlag! Für Dezember	
Miete und Petroleum	*25.00*
Essen	*etwa 20.00*
(15 Brote à 25:	*3.75*
Wurst u. s. w.	*12.00*
Verschiedenes	*4.25)*
Sonstiges	*5.00*
	50.00 "

Nimmt man ein heutiges Studentenleben in den Voranschlag, dann sind Kosten des Studiums geringer als damals, die Lebenshaltungskosten aber müßten veracht- bis verzehnfacht werden.

„Die politischen Parteien fressen sich".

Wohleb war von Freiburg her politisch interessiert. Im Lebenslauf für die Franzosen wird er später (1945) sagen: „Mein Vater gehörte politisch zur Zentrumspartei, in deren Tradition ich große geworden bin … Außerdem bewegte ich mich als Student in dem damaligen katholisch-sozialen Zirkel, der sich mit den Vertretern der christlichen Gewerkschaften auszusprechen pflegte. Ich gehörte daher aus Tradition und Überzeugung zum sozialen Flügel des Zentrums, ohne in der Partei selbst politisch hervorzutreten."[28]

Er lässt sich vom Vater die Freiburger Zentrums-Zeitung nachschicken und bedankt sich immer wieder artig: „Papas Karte und Briefe, sowie die Zeitungen habe ich mit vielem Dank gelesen."[29] Tante Ludel schickt dem Interessierten einmal die Konstanzer Zeitung.[30] Aber auch in die örtlichen Blätter schaut er, allerdings recht vorsichtig, hinein:

„Beim Mittagessen erfreue ich mich am hießigen Junkerblatt und am liberalen, um nirgends anzustoßen. Beide fressen sich nach Möglichkeit."[31]

Der Examensdruck und die familiäre Leserschaft seiner Briefe und Karten waren wohl ausschlaggebend dafür, dass er sich nicht

gründlicher äußerte. Anlass, die Berliner Diplomatie in der Marokko-Krise oder in der Flottenfrage gegenüber Großbritannien zu bewerten, hätte es allemal gegeben. Ein Reflex im Vorfeld der Reichstagswahlen von 1912 stellt die Besorgnis dar, die Wohleb leicht ironisch mitteilt, nämlich dass sein gepflegtes Äußeres solchen Eindruck auf die Greifswalder mache,

„dass ich durchweg als Agrarier angesehen werde. Für den Wahltag riskiert man so allerdings, eine Tracht Prügel zu bekommen: denn die Parteien fressen sich fast da oben. Als ob das Universitätsdorf viel wert wäre! Aus den Zeitungen sehe ich, dass auch bei Euch alles krank ist im Hirn.“[32]

Zu einem vertieften politischen Kommentar kommt es nicht: Wahlkampf lässt ihn kalt, er denkt an die eigene Situation und schreibt im Bierzeitungs-Stil:

„Ich wäre für gegenseitiges, vollständiges Auffressen; dann würden doch verschiedene Stellen frei. Ließe sich so was nicht arrangieren? Väterchen, streng' Dich doch, bitte, mal an! Mit diesem wohlmeinenden Ratschlag gedenke ich, für heut' zu schließen. Ich weiß nämlich – wie Du, lieber Papa, schon gemerkt haben wirst – radikal nichts mehr.“ (ebd.)

Zurück nach Karlsruhe!

Der Studienwechsel von Freiburg nach Greifswald schien, nachdem Katzenmayer und Huber aus Karlsruhe die missliche Lage durch „traurigen Bescheid“ Ende November 1911 bekräftigt hatten, gerechtfertigt.[33] Der mehrfach benannte Unglücksbote Kohler schien also recht zu behalten, auch wenn seine Beschreibung „goldener Berge“ in Greifswald ganz und gar nicht eingetroffen war. In Karlsruhe jedenfalls sei der leitende Ministerialbeamte (Sallwürk), zu dem man Zutrauen hatte, so ziemlich ausgeschaltet:

„Der Minister verfügt persönlich und streicht, wer nicht genehm ist. Außerdem redet Prof. Schwartz in Freiburg. Die Examina sollen verschärft werden, auch vom numerus clausus wurde geredet. Ich werde mich schwer bedenken. Denn anderseits hat Schwartz[34] *einem persönlichen Günstling erklärt, er brauche kein Sorge zu haben, er werde ihn sofort nach dem Examen unterbringen. Eine feine Wirtschaft, die man aber ruhig duldet.“*

Greifswald, Tempel im Stadtpark mit den erratischen Blöcken

Im Brief zu Weihnachten, der auf den 20. Dezember 1911 datiert ist, heißt es frohgemut:

„Der Osterhas wird mich wohl wieder da treffen, wo ich hingehöre.“ Und zuletzt: „Auf Wiedersehen in 2 Monaten.“

Es ist unklar, ob der „traurige Bescheid“ zwischenzeitlich durch anders lautende Nachrichten korrigiert wurde, jedenfalls vergräbt sich Wohleb seit der zweiten Januarwoche 1912 in seinem Zimmer, um die schriftlichen Hausarbeiten fertig zu bekommen: eine 77seitige lateinische und eine 35seitige deutsche philosophische Erörterung. In den Erinnerungen bis zum Jahr 1912 heißt es dazu näherhin:

„es glückte uns durch die Langmut des damaligen Oberschulrats, zwei-, dreimal die Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten verlängert zu erhalten. Zur Lehre für die heute Mächtigen sei angemerkt, dass uns

der gefürchtete Herr Geheimrat Dr. Oster sogar zugestand, nachdem die fachwissenschaftlichen Arbeiten zensiert waren, die sogenannte philosophie Arbeit in die Prüfung mitzubringen. So wenig bürokratisch dachte man damals.“[35]

Von den Eltern telegraphisch um ein Lebenszeichen gebeten, teilt er schließlich am 2. Februar den Grund der Funkstille mit:

„Ich schreibe Tag und Nacht, seit 14 Tagen oder besser 3 Wochen. Ich möchte nämlich, womöglich, nach Karlsruhe kommen. Ich verzweifle zwar mehr und mehr daran. Wann soll ich mich gehörig vorbereiten? Aber jedenfalls mache ich meine Arbeiten. So ist's gekommen.“[36]

Es fehle wegen des Studienort-Wechsels kostbare Zeit für die Examens-Vorbereitung:

„Immerhin bereite ich mich aufs Mündliche vor. Die Zeit vom August bis November hätte ich eben dafür verwenden sollen. Aber ich konnte ja nicht ahnen, dass ich doch nach K.[Karlsruhe] gehen würde. Durchfallen werde ich nicht; wenn's nicht gut geht – was bei dieser kurzen Vorbereitung eigentlich am Tag liegt – trete ich zurück. Dann sind freilich 60 M Gebühren hin. Aber wenn ich's nächste Jahr mit ‚gut‘ mache, überspring ich alle Genügend dieses Jahrs. Hoffentlich gelingt's aber doch.“ (ebd.)

Der Vater beschwichtigt und wettet offenbar auf ein Einserexamen seines Großen:

„Ob Deine Meinung über den Ausgang des Examens, lieber Papa, sich bewahrheiten wird, steht dahin … dass derjenige, der 8 Wochen Zeit zur Vorbereitung fürs Mündliche hat, mehr weiß als ich, der für 3 Literaturgeschichten nur 14 Tage hat, ist klar. Es ist eine Glückssache.“[37]

Obgleich im Brief vom 17. Februar ein Termin in etwa 10 Tagen als Prüfungstermin genannt ist, kommt das nächste Lebenszeichen bereits vier Tage später, aus Karlsruhe:

„Ich bleibe noch 2–3 Tage hier, die Museen zu besuchen. Bin aber zu Ende gekommen und wie ich hoffe, gut.“[38]

Tatsächlich ist Wohleb noch einen Monat später in Karlsruhe, wo er die Museen besuchen will: „Man weiß nicht, wann ich wieder nach Karlsruhe komme.“ Mit Bezug auf den jüngeren Bruder ergibt sich der ältere auch in Überlegungen zu Militärdienst und lässt die Eltern den für ihn erwarteten Examensausgang ahnen:

„Ist Joseph noch daheim? Weiß er, ob man sich noch bis 1. Apr. zum Militär stellen kann?

Vorderhand will ich noch hier bleiben, um die Museen zu besuchen. Man weiß nicht, wann ich wieder nach K. komme. Im Examen habe ich nach Oster ‚wenigstens gut‘. Vielleicht reicht's zu 1. Jedenfalls ist's eines der besten. Ich bin froh. Habe ich doch noch die Nächte durchgearbeitet. Aber jetzt ruhe ich aus. Ich möchte auch Kaestle nicht allein lassen. Dem ist's bis jetzt auch gut gegangen. Alle diese Mitteilungen indessen nur ganz im Vertrauen!“[39]

Jenseits des Studiums

Im Jahr nach dem 1. Lehramtsexamen publizierte Wohleb seine zwei ersten wissenschaftlichen Arbeiten, bei denen ihn Prof. Michael Heer betreut hatte und die ihn in Fachkreisen als Sprachforscher und Patristiker bekannt machten.[40] Bis 1914 hat er seine Probe- und Volontärzeit am Berthold-Gymnasium in Freiburg zugebracht, seine Assessorenzeit hat er während des I. Weltkrieges in Bruchsal abgeleistet, gleichzeitig auch Organisationsaufgaben in der Versorgung der Stadt übernommen. Schließlich erhielt er die ersehnte Planstelle als „Professor“ am Berthold-Gymnasium in Freiburg, und es dauerte nicht lange, da war er am vormals Großherzoglichen Gymnasium in Donaueschingen Schulleiter. Damit war er einer aus der „Trias der großen badischen Schulrektoren“ (Karl Büchner). In der Endphase der Weimarer Republik arbeitete er als Oberregierungsrat im Kultusministerium in Karlsruhe, bevor er – um einer deutlicheren politischen Disziplinierung zu entgehen[41] – von einem wohlwollenden Vorgesetzten auf die Stelle des Schulleiters des Gymnasiums Hohenbaden in Baden-Baden gesetzt wurde (1934–1945).

Nach dem Zusammenbruch begann die zweite, die politische Laufbahn Wohlebs. Sie hat sich in der philologischen, von deren Beginn wir hier gehandelt haben, leise andeutet.[42] Wohleb wurde als Lehrer und

Schulleiter von seinen Schülern und Kollegen nicht vergessen, als Politiker haben ihn seine Badener im Gedächtnis behalten. Er war für sie der Repräsentant ihres politischen Heimat- und Staatsgefühls. Wohleb hat unter den Ministerpräsidenten, die die Bundesrepublik gründeten, insofern eine besondere Rolle gespielt, als er dem föderalen Weststaat möglichst Länder mit historischer Individualität zugrundelegen wollte. Es ging ihm also nicht um Südbaden, sondern um das Land vom See bis zum Main. Und landsmannschaftlich ging es ihm nicht um Alemannen, Pfälzer oder Franken, sondern um Badener – ein Interesse, für das er zu seinem größten Bedauern jenseits der Schwarzwaldhöhen keine Entsprechung fand.[43]

Anmerkungen

1 Es handelt sich um eine Postkarte aus Berlin, um 11 kleinformatige Briefe und 5 Postkarten saus Greifswald sowie um ein Telegramm Greifswald, die Leo Wohleb zwischen dem 31. Oktober 1911 und dem 17. Februar 1912 an seine Familie in der Colombistraße 3 in Freiburg geschrieben hat. Sie sind mit der Anschrift „S. H. Herrn Verwalter Joseph Wohleb“ versehen, eine Karte ist an „Fräulein Amelie Wohleb“ adressiert, Leos jüngere Schwester. Sämtliche Schriftstücke, dazu drei Postkarten von Februar und März 1912 aus Karlsruhe, befinden sich im Besitz des Verfassers. Sie werden so wie das meiste, was Staatsminister a. D. Univ.-Prof. Dr. Hans Maier und ich teils gemeinsam, teils individuell aus den Händen von Wohlebs Witwe, Frau Maria Wohleb, übernommen haben, darunter der „Nachlaß Leo Wohleb“ (Freiburger Staatsarchiv), zu gegebener Zeit dem Nachlaß inkorporiert werden.

2 Die Druckgeschichte dieses Lebenslaufs ist nachgewiesen bei Hans Schadek u. a., Ein badisches Leben, Leo Wohleb 1888–1955, (= Stadt und Geschichte NR des Stadtarchivs Freiburg i. Br. Heft 19) Freiburg 2002, S. 77, Fn. 1. Dem Verf. ist der Lebenslauf verfügbar in der Fassung, in der ihn Maria Wohleb publiziert hat: Leo Wohleb 1888–1955, zum 10. Todestag zusammengestellt von seiner Frau, Karlsruhe 1965: Sein Leben. Erinnerungen bis zum Jahr 1912.

3 In den „Erinnerungen bis zum Jahr 1912“ (vgl. vorige Fußnote) findet sich der ganze Name des Freundes: „Roderich Kästle von Schwandorf“, ebd. S. 5.

4 Der Greifswalder Professor Erich Pernice vertrat Archäologie, Professor Karl Hosius Altphilologie, Professor Gustav Ehrismann Germanistik, vgl. dazu die jeweiligen Bände der Neue Deutsche Biographie.

5 Hans Schadek u. a. 2002 (wie Fußnote 1) S. 20.

6 Wohleb erinnert später daran, daß noch Kandidaten des Prüfungsjahrgangs 1910 auf der Warteliste standen und durch gute bis sehr gute Examina zu überholen waren (Erinnerungen bis zum Jahr 1912, vgl. oben Fn. 2, S. 5).

7 Zu Joseph Ludolf Wohleb vgl. Wolfgang Stülpnagel in: Badische Biographien, NF Bd. 2, Stuttgart 1987, S. 315.

8 An Liebe Eltern, Amalie Dubel v. 1. November 1911.

9 Das einzige „W. C“ am Ort befinde sich in der Universität, wohin er – zehn Minuten sei dorthin der Weg – seine Schritte täglich auch in den Weihnachtsferien lenke: „Diese Lokusser sind übrigens das Beste an der Universität.“ Vgl. Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912.

10 Brief an Meine Lieben v. 29. Dezember 1911.

11 Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912: „Heute haben diese Owambo keinen Feirtag gehabt. Ob wohl der Muto propio wegen?!“

12 Brief an meine Lieben v. 20. Dezember 1911: „An Prof. Heer werde ich zu Neujahr wieder schreiben.“ In seinen Erinnerungen bis zum Jahr 1912 spricht er von ihm als einem „bäuerlich-urwüchsige(n), in Philologie und alter Geschichte fundierte(n) Privatdozent(en) der Theologie“, der ihn an die Bibelforschung und Patrologie herangebracht habe und „mit dem zusammen arbeiten zu dürfen für den jungen Studenten der großte Gewinn gewesen ist.“.

13 Brief an Meine lieben Plops v. 2. November 1991: „An Büchern soll Papa so gut sein auszusuchen … Sie liegen alle bei de n schon von mir ausgesuzchten; ich habe nur zuviel beiseitegelegt. –“ und an den Vater v. 14. November. 1911 „Was die Bücher anlangt, so danke ich dem lieben Papa für die gute Auswahl, doch muß ich um eine Nachsendung bitten, und zwar soglich als Drucksache … Ferner als Frachtgut: (Satz für 10 kg. 77 Pf.). Mein Handwerkszeug: Griechisch-deut. Wörterbuch (2 dicke Bände); deutsch-griech; lat-deutsch u. deutsch-lat“ usw. usw.

14 Brief an den lieben Papa v. 10. Februar 1912.

15 Brief an Meine Lieben v. 1. Dezember 1911.

16 Brief an die Lieben Eltern v. 1. November 1911.

17 Erinnerungen (wie Fn. 1) S. 5.

18 Postkarte v. 31. November 1911.

19 Brief an „Meine lieben Plops“ v. 2. November 1911.

20 Ebd. v. 2. November 1911.

21 Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912.

22 Ebd. v. 6. Januar 1912.

23 Brief an den Lieben Papa v. 10. Februar 1912.

24 Erinnerungen bis zum Jahr 1912 (oben Fn. 2) S. 6.

25 Brief an Meine Lieben v. 14. November 1911.

26 Brief an Meine lieben Plops v. 2. November 1911.

27 Brief an Meine Lieben v. 1. Dezember 1911.

28 Aus dem Lebenslauf für die Besatzungsbehörde, in: Leo Wohleb 1888–1955 (vgl. oben Fn. 2) S. 11 f.

29 Brief an Meine Lieben v. 20. Dezember 1911.

30 Ansichtskarte an M. L. v. 21. November 1911.

31 Postkarte v. 10. November 1911.

32 Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912.

33 Brief an Meine Lieben v. 1. Dezember 1911. Über die beiden anderen, ob sie in Greifswald geblieben sind und dort Examen gemacht haben oder ebenfalls zurückgekehrt sind, findet sich in den Briefen nichts.
34 In den Erinnerungen bis zum Jahr 1912 spricht Wohleb von den „großen ‚Philologen' Erduard Schwartz und Richard Reitzenstein, die hier [an der Univ. Freiburg] lehrten" (oben Fn. 2, S. 5).
35 Erinnerungen bis zum Jahr 1912 (oben Fn. 2), S. 6.
36 Brief an Meine Lieben v. 2. Februar 1912.
37 Brief an Meine Lieben v. 17. Februar 1912.
38 Postkarte aus Karlsruhe an Meine Lieben v. 21. Februar 1912. Nähere Angaben zur philologischen Prüfung beim Philosophen Windelband und beim „Philologen" Reitzenstein in Erinnerungen bis zum Jahr 1912 (oben Fn. 2) S. 6.
39 Postkarte aus Karlsruhe an Meine Lieben v. 22. März 1912. Leo Wohleb war wegen Unterschreitung der körperlichen Mindestgröße nicht tauglich gemustert worden; er organisierte in Bruchsal während des Krieges neben dem Schuldienst die Milchversorgung der Stadt.
40 Leo Wohleb, Die lateinische Übersetzung der Didache, kritisch und sprachlich untersucht mit einer Wiederherstellung der griechischen Vorlage und einem Anhang ber das Verbum „altare" und seine Komposita (= Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums 7,1) Paderborn 1913 und: Zur Versio Latina des Barnabasbriefes, BPhW 33 (1913) S. 1020–1024.
41 Dazu die präzisen Nachweise bei Hans-Georg Merz, Beamtentum im nationalsozialistischen Staat – Der „Fall" Leo Wohleb (1934), in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schauins-Land" H. 103, 1984, S. 131 ff. sowie ders., Herbert Kraft (1886–1946), in: Badische Biographien, NF Bd. 2 Stuttgart 1990, S. 157 ff.
42 Humanist und Politiker, Leo Wohleb, der letzte Staatspräsident des Landes Baden, hg. v. Hans Maier und Paul-Ludwig Weinacht, Heidelberg 1969.
43 Die Losung für die Abstimmung im Dezember 1951 lautete daher zu Recht: „Der Heimat die Treue, Baden die Stimme!" Im Schwäbischen hätte die entsprechende Losung gegolten („Württemberg die Stimme!).

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht
Roßstraße 27
97261 Güntersleben

Kurt Hochstuhl

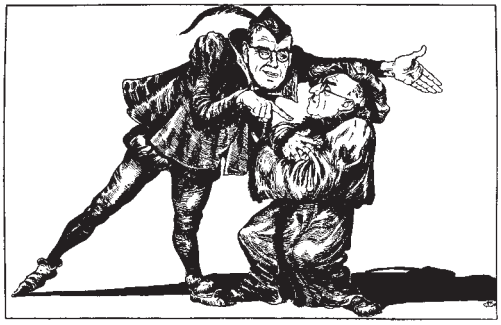
Leo Wohleb und das Land Baden

Zum 50. Todestag des letzten badischen Staatspräsidenten am 12. März 1955[1]

Im Grunde war er ein vorderösterreichischer Hinterwäldler, so urteilte Theodor Eschenburg 1975 wenig schmeichelhaft über den badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb in der von der Landeszentrale für politische Bildung herausgegebenen Politischen Landeskunde Baden-Württemberg[2]. Dass sich Theodor Eschenburg, zwischen 1947 und 1952 als stellvertretender Innenminister von Württemberg-Hohenzollern einer der Architekten der Südweststaatsgründung, kritisch über den prominentesten Gegner eben dieses neuen Staatsgebildes äußert, mag aus seiner Sicht gerechtfertigt sein. Wenn er allerdings körperliche Eigenschaften seines Kontrahenten, so nennt er ihn nur wenige Zeilen weiter eine *gnomhafte Erscheinung,* mit Begriffen wie *skrupellose Verschlagenheit und ungehemmte instinktsichere, ganz auf seinen ländlichen Bereich eingestellte Propagandavirtuosität* in Beziehung setzt, dann vergreift er sich deutlich in der Wortwahl und bewegt sich auf einem Argumentationsniveau, das einem Professor für politische Wissenschaften keineswegs angemessen ist. Man meint tatsächlich, jene vom Teufel inspirierte Gestalt vor Augen zu haben, die die Stuttgarter Nachrichten auf dem Höhepunkt der Südweststaatsauseinandersetzungen in ihm sehen wollte.

Doch zurück zu Eschenburg. Was hat den Tübinger Professor 20 Jahre nach dem Tode Wohlebs, d. h. mit deutlicher zeitlicher Distanz und zudem wenige Jahre nach der zweiten Baden-Abstimmung 1970, die den verfassungsrechtlichen Geburtsfehler bei der Gründung des neuen Bundeslandes endgültig „heilte“, bewogen, seinen politischen Gegner derart zu diffamieren?

War es die Popularität von Leo Wohleb, die Eschenburg, vor dem Krieg Syndikus des Reichsverbandes der Druckknopf- und Reißverschlusshersteller in Berlin, nie erreichte? War es die steile politische Nachkriegskarriere, die ihm, dem nüchternen Juristen trotz oder gerade wegen seiner außerordentlichen intellektuellen aber wenig Wärme und Vertrauen ausstrahlenden Fähigkeiten im Gegensatz zum Schulmeister Wohleb versagt blieb? Oder konnte es der spätere Professor für politische Wissenschaften einfach nicht



Ein teuflisches Paar, „Mephisto“ Zürcher und „Faust“ Wohleb Stuttgarter Zeitung, 12. 9. 1951

ertragen, dass ihm in einer wichtigen Sachfrage ein Gegner erwachsen war, der ihm an analytischer Schärfe, an politisch-strategischem Können und an Beharrlichkeit mindestens ebenbürtig war? Wie anders ist es zu erklären, dass er ihn zwar als *Hinterwäldler* titulierte, aber nicht umhin kam, ihm dennoch *Format* zuzuerkennen. Andere Zeitgenossen urteilten da weit positiver über den badischen Staatspräsidenten. Wilhelm Hausenstein etwa, jener universal gebildete badische Schriftsteller, der nach dem Krieg als deutscher Generalkonsul in Paris die Brücken zum westlichen Nachbarn aufbauen half und festigte,

stellte ihn als *echtbürtige staatsmännische Gestalt von besonderem Rang* neben Konrad Adenauer.[3] Doch solche Wertschätzungen blieben außerhalb der Grenzen Badens in der Minderheit; auch das kleine Land in der Südwestecke Deutschlands selbst erfuhr weder von Zeitgenossen noch in der Rückschau jene ihm gebührende nüchterne Anerkennung. Baden und mit ihm sein Staatspräsident Leo Wohleb standen über lange Jahrzehnte als Synonym für eine Politik, *die das geschichtlich Notwendige nicht begriffen* hatte, *die am Rande der Entwicklung zur Bundesrepublik geblieben* war *und am ehesten durch die Schwierigkeiten, die sie den Männern des Fortschritts bereitet hatte,* als erinnerungswürdig galt.[4] Dieses vernichtende Urteil über ein Land und seinen Politiker an der Spitze wurde ausschließlich bestimmt durch die Haltung der badischen Regierung in der Frage der Neugliederung des Südwestens, in der Leo Wohleb unbeirrt die politische Eigenständigkeit des Landes propagiert und die Wiederherstellung Badens zum Ziel seiner Politik erklärt hatte. Dahinter verschwanden für lange Zeit die Leistungen eines Landes, die beispielgebend als „Mitgift" in das neue Bundesland eingebracht werden konnten und dort bis heute zur „Erfolgsgeschichte" Baden-Württembergs beigetragen haben.[5] Erinnert sei nur blitzlichtartig an die Agrarreform, das Betriebsverfassungsgesetz, das erste deutsche Gesetz zur Regelung des Denkmalschutzes, die Versorgung der Kriegsopfer, die Wiederherstellung der Rechte von Städten und Gemeinden, alles vorbildliche sozial- und kulturpolitische Leistungen der badischen Regierung.

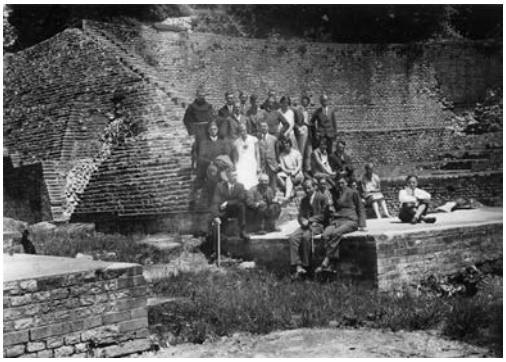
Erst mit ansehnlichem zeitlichen Abstand und auch dank der Ergebnisse zahlreicher historischer Untersuchungen zur Geschichte der französischen Besatzungszone zwischen 1945 und 1952, die in den 80er und 90er Jahren hauptsächlich an der Universität Freiburg entstanden sind, scheint es möglich geworden zu sein, unbefangener mit dieser Geschichte umgehen zu können. Ein Ergebnis ist die keineswegs verblüffende Erkenntnis, dass Leo Wohleb weit mehr war als der ewige „Neinsager" oder der nach rückwärts gewandte Nostalgiker. Ein Blick in seinen Werdegang unterstreicht dies und fördert eine zeitlebens unangepasste, manchmal unbequeme, allein aufgrund seiner vielfältigen wissenschaftlichen sowie kultur- und staatspolitischen Interessen beeindruckende Persönlichkeit zu Tage.

Wissenschaftler und Pädagoge aus Leidenschaft

Der Lebenslauf bis 1945

Am 2. September 1888 in Freiburg im Breisgau geboren, wuchs Leo Wohleb in behüteten und wirtschaftlich gesicherten Verhältnissen auf. Er war das erste Kind aus der Ehe des Joseph Wohleb mit der Luise Stephanie, geb. Streicher, aus Gottenheim am Kaiserstuhl. Der Vater, Buchhalter in einem Rechtsanwaltsbüro, entstammte einer alteingesessenen Freiburger Bürgerfamilie. Leo wurde wie seine jüngeren Geschwister Ludolph Joseph (8. 6. 1892–24. 1. 1960) und Amelie in kirchlich geprägter katholischer Tradition erzogen. Sein Vater gehörte der badischen Zentrumspartei an und auch Leo fühlte sich, wie er selbst einmal schrieb, *aus Tradition und Überzeugung [dem] sozialen Flügel des Zentrums* verbunden, ohne allerdings in der Partei selbst politisch aktiv hervorzutreten.[6]

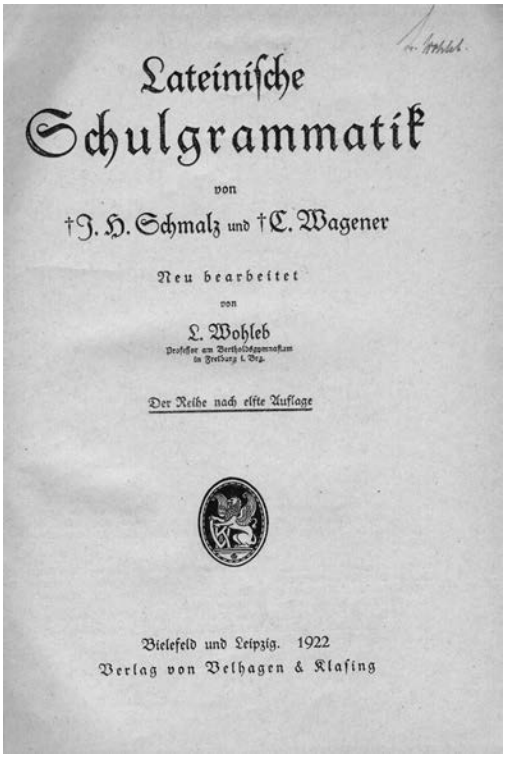
Im Bertholdgymnasium, dem Freiburger humanistischen Gymnasium, erwies sich der junge Leo als glänzender Schüler, der zahlreiche Klassenpreise einheimste und 1907 als Jahrgangsbester das Abitur bestand. An der heimischen Albert-Ludwigs-Universität schrieb er sich zum Wintersemester 1907 in den Fächern Archäologie, Bibelforschung und Patrologie ein, ehe er nach einigen Semestern zur Verbesserung seiner Berufsaussichten für das Lehramt an Gymnasien zur klassischen Philologie überwechselte. Dem burschenschaftlichen Wesen abhold, was er später auf sein *ansehnliches demokratisches Freiheitsbedürfnis* zurückführte, widmete sich Wohleb während seiner Studienzeit *schüchtern* sozialen Problemen. So diskutierte er in Fabriken mit Arbeitern der christlichen und freien Gewerkschaften über Fragen der christlichen Demokratie, die sich nicht nur auf den Bereich der klassischen Politik beschränkte. Einer seiner Vorbilder wurde dabei der Berliner Studentenseelsorger Dr. Carl Sonnenschein,



Mit Schülern bei den römischen Ausgrabungen in Augst, 1923, StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 309

der in seinem „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“ das praktische soziale Engagement als Mittel zur Wiedergeburt des katholischen Menschen einforderte.[7] Eine verblüffende Parallele übrigens zum Werdegang des späteren Staatspräsidenten von Württemberg-Hohenzollern Gebhard Müller, mit dem ihn trotz aller Differenzen in der Südweststaatfrage weit mehr verband als nur das gemeinsame Parteibuch. Ihre beider Grunderfahrungen im katholischen Milieu, ihre geistigen Wurzeln in der katholischen Soziallehre, ihre natürliche und keinesfalls als Mittel zum Zweck praktizierte Volksverbundenheit, schufen gegenseitiges Vertrauen und eine zudem durch persönliche Sympathie geprägte Verständigungsebene. Bei den Müllers fühlte sich Wohleb wohl, oftmals nutzte er Aufenthalte in Stuttgart dazu, im Ludwigsburger Amtsgefängnis vorbeizuschauen, wo die Familie Müller eine bescheidene Drei-Zimmer-Dienstwohnung hatte. Leidenschaftlich gerne spielte er dabei mit der Modelleisenbahn der Müller-Kinder; dass er dabei als Stationsvorsteher die Stationsnamen der schwäbischen Eisenbahn – Meckebeure, Durlesbach – angekündigt haben könnte, hielt Wolfgang Müller aus der Rückschau denn doch für eher unwahrscheinlich.

Nach dem Staatsexamen im Jahre 1912 absolvierte Leo Wohleb das Referendariat in Freiburg, ehe er als Lehramtspraktikant ab 1914 am Bruchsaler Gymnasium eingesetzt war. Dort zeichnete er sich vor allem durch sein Geschick bei der nebenamtlichen Organisation der kommunalen Milch- und Käseversorgung während des Ersten Weltkriegs aus,



Lateinische
Schulgrammatik
von
†J. H. Schmalz und †C. Wagener
Neu bearbeitet
von
L. Wohleb
Professor am Berthold-Gymnasium
in Freiburg i. Brg.
Der Reihe nach elfte Auflage
Bielefeld und Leipzig. 1922
Verlag von Velhagen & Klasing

StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 611

was dem kriegsuntauglichen Wohleb Sympathien im Karlsruher Unterrichtsministerium verschaffte. Unmittelbar vor Kriegsende wurde er als Sekretär in das Ministerium geholt (1918–1920), ehe er 1920 für zehn Jahre auf seine erste feste Stelle als Gymnasiallehrer an die Anstalt zurückkehrte, auf der er selbst zur Schule gegangen war.

In diesem Freiburger Jahrzehnt legte er den Grundstein für das hohe Ansehen, das er sowohl innerhalb der Schulverwaltung wie auch in der Welt der Wissenschaft und Forschung bald genießen sollte. Eine Untersuchung zur altchristlichen Literaturgeschichte sowie die Neubearbeitung der lateinischen Schulgrammatik von Schmalz/Wagner begründeten seinen Ruf als ebenso hervorragenden Schulmann wie Gelehrten. Zahlreiche weitere wissenschaftliche Aufsätze folgten.

Im Jahre 1924 heiratete er Maria (1894–1982), aus dem alten Breisacher Bürgergeschlecht der Clorer.

Seine berufliche Laufbahn erreichte im Jahre 1930 ihren ersten Höhepunkt, als er vom

badischen Kultusminister Adam Remmele zum Direktor des Gymnasiums in Donaueschingen ernannt wurde. Dort setzte er neben seinen bekannt guten dienstlichen Leistungen vor allem als *politischer Pädagoge*[8] Akzente. Bei zahlreichen Gelegenheiten unterstrich er seine Verbundenheit mit dem demokratischen Weimarer Regierungssystem und warb bei seinen Schülern für staatsbürgerliches Engagement. Der Verfassungstag wurde am Donaueschinger Gymnasium nunmehr als Gedenk- und Feiertag begangen, was keineswegs Brauch war an anderen Gymnasien. Wohltuend unterschieden sich seine Reden von den martialischen, mit Dolchstoß und Langemark durchsetzten Äußerungen vieler seiner Direktorenkollegen und sicher ungewöhnlich war, dass er – wie bei der Festveranstaltung zur Aufhebung der Rheinlandbesetzung 1930 – die beiden erklärten Feinde der Extremisten von links und rechts, Walter Rathenau und Gustav Stresemann, als *Staatsmänner* würdigte, *die durch ihre zielbewusste, klare und beharrliche Politik den Tag der Befreiung heraufgeführt haben.* Immer noch – oder vielleicht schon wieder – aktuell sein Ratschlag an die Schüler in derselben Veranstaltung, denen er u. a. folgende Worte mit auf den Weg gab: *Werdet Euch auch darüber klar, dass nationalistische Reden und noch so laut in die Welt hineingerufene Forderungen und Behauptungen kein Echo finden, das uns Vorteil brächte. Mit solchen Methoden haben wir den Krieg verloren, sorgt dafür, dass wir den Frieden gewinnen*[9]. Mit solchen Äußerungen unterschied er sich in der Tat von vielen seiner Berufskollegen, die dem parlamentarischen System äußerst distanziert gegenüber standen und sich bereitwillig als intellektuelle Vorkämpfer einer nationalsozialistischen *Revolution* betätigten. Auf seine vielfältigen Versuche und Bemühungen, demokratisches Gedankengut im Volk zu verankern, wird noch zurückzukommen sein.

Neben seinen unbestrittenen Qualitäten als Wissenschaftler und Pädagoge waren seine Verfassungs- und Systemtreue zweifelsohne die ausschlaggebenden Kriterien, die ihn für eine Führungstätigkeit im badischen Kultusministerium qualifizierten. Im September 1931 erfolgten die Versetzung von Donaueschingen nach Karlsruhe und die Beförderung als Referent für Gymnasien zum Oberregierungsrat. Dass eine solche Persönlichkeit, wiewohl parteipolitisch nicht aktiv, den *neuen* Herren, die ab 1933 in das Kultusministerium einzogen, zumindest suspekt war, verwundert nicht. Wohleb überstand den Machtwechsel zunächst auch deswegen unbeschadet, weil der so genannte *Gleichschaltungsprozess* im Kultusministerium in den ersten Monaten nach der Machtergreifung nicht mit der Konsequenz und Zielgerichtetheit vorangetrieben wurde, wie in anderen Verwaltungszweigen.

Anfang 1934 sollte sich dies gründlich ändern. Am 6. Februar 1934 erhielt Wohleb einen Anruf des NSDAP-Gauleiters und Reichsstatthalters Robert Wagner, in dem dieser von Wohleb Rechenschaft über eine vermeintliche Ungleichbehandlung der Hitlerjugend gegenüber katholischen Jugendorganisationen einforderte. Wohleb, der seinen Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung nicht erkannte oder nicht erkennen wollte, forderte seinerseits nähere Informationen von Seiten des Gesprächspartners ein. Heftige und erregte Vorwürfe folgten über das ungebührliche Verhalten des Gymnasialreferenten gegenüber einem hohen Repräsentanten der Partei und Regierung, mit der Konsequenz, dass ein weiteres Verbleiben Wohlebs im Ministerium unmöglich wurde.

Die Versetzung auf die Direktorenstelle des Gymnasiums Hohenbaden in Baden-Baden – Bemühungen, Wohleb wieder in Donaueschingen unterzubringen, scheiterten am Widerstand der dortigen lokalen NSDAP – bedeutete noch einen glimpflichen Ausgang der Affäre, den Wohleb in erster Linie seinem Vorgesetzten im Ministerium, dem langjährigen Parteimitglied Herbert Kraft, zu verdanken hatte, der ihn als zuverlässigen und kompetenten Pädagogen schätzte.

Das Gymnasium Hohenbaden, mit seinen 180 Schülern eine kleine Anstalt, sollte bis 1945 dem geschassten Ministerialreferenten *Unterschlupf* bieten, immer misstrauisch beäugt von der lokalen NSDAP, teilweise auch überwacht von einigen wenigen Kollegen aus dem Kollegium. In seinem *Lebenslauf für die Besatzungsbehörde* schildert Wohleb seine Zeit in Baden-Baden wie folgt: *An eine aktive*

Begeisterungsfähiger Pädagoge, Wohleb am Gymnasium Hohenbaden in Baden-Baden, StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 565

politische Tätigkeit war demnach in den ersten Jahren in Baden-Baden nicht zu denken, zumal ich von der Post, wie ich vertraulich erfuhr, überwacht wurde, bald auch (1935) in dem Baden-Badener Beiblatt des „Führers" wegen Begünstigung von Nichtariern und Halbariern angegriffen wurde und immer wieder Schwierigkeiten mit den so genannten Hoheitsträgern hatte. Erst allmählich gewann ich Boden unter den Füßen, als die Schülerzahl des Gymnasiums wuchs, da die nicht nazistisch eingestellten Eltern ihre Kinder mit Vorliebe unserer Anstalt anvertrauten, und wir durch Aufführungen antiker Tragödien und die Leistungen der Schule auffielen. Ich begann 1938 oder 1939 Vorträge über Themen aus der griechisch-römischen Kultur- und Stadtgeschichte zu halten, die seitens der parteigegnerischen Kreise wegen ähnlichen, zeitgeschichtlichen Parallelen stark besucht wurden und die auch in den Kreisen der Zwangsparteimitglieder Beifall fanden.[10]

Leo Wohleb leistete keinen aktiven Widerstand im klassischen Sinne des Wortes. Aber er widerstand den totalitären Verlockungen und hielt Distanz zu einer menschenverachtenden Politik, die sein geliebtes Vaterland in den Abgrund führen sollte.

Anfang April 1945 waren Wohlebs Tage als Schuldirektor und Privatmann gezählt. Als einer der wenigen unbelasteten Beamten des höheren Dienstes konnte er bereits wenige Wochen nach der Besetzung Südwestdeutschlands durch die alliierten Truppen da anknüpfen, wo er 1934 hatte aufhören müssen, als Referent für Hochschulwesen in der neu etablierten Kultusverwaltung in Karlsruhe.

Von der Schulverwaltung in die Politik

Der Werdegang bis 1952

Die Planungen der drei alliierten Mächte Großbritannien, USA und Sowjetunion, hatten für den Fall der militärischen Niederlage Hitlerdeutschlands die Aufteilung des Deutschen Reichs in drei etwa gleich große Besatzungszonen vorgesehen. Dies war noch einmal auf der Konferenz von Jalta im Januar 1945 präzisiert worden. Die provisorische französische Regierung, im August 1944 unter General de Gaulle gebildet, sollte nach diesen Planungen von einem gleichrangigen Mitspracherecht in den deutschen Angelegenheiten ausgeschlossen bleiben. Damit konnte und wollte sich Frankreich – in seinem Selbstverständnis erstes Opfer des Weltkriegs und damit neben der Sowjetunion erster Anwärter auf die zu erwartenden umfangreichen Reparationslieferungen – nicht abfinden. Schon der Name der an der Eroberung der französischen Ostprovinzen unter amerikanischem Oberbefehl teilnehmenden französischen Division unter General de Lattre de Tassigny „Rhin et Danube" war Programm. Anfang April überschritten französische Truppen bei Speyer und Philippsburg den Rhein und drangen tief nach Baden und nach Württemberg. Mit den beiden Landeshauptstädten Stuttgart und Freiburg in den Händen seiner Truppen wollte der französische Regierungschef den Alliierten eine eigene Besatzungszone abtrotzen. Einmal die Städte erobert schuf de Gaulle vollendete Tatsachen. Er richtete trotz des Protestes der Amerikaner in Karlsruhe und Stuttgart Militärregierungen ein und bemühte sich, für beide Länder jeweils eine einheitliche zivile Landesverwaltung ins Leben zu rufen. Ministerialdirektoren für Kultus, Justiz, Finanzen etc. wurden ernannt. Bereits am 2. Mai 1945 war dem in Karlsruhe amtierenden Leiter der Finanz- und Personalabteilung des Badischen Finanz- und Wirtschaftsministeri-

Neubeginn in Trümmern, Leo Wohleb als Ministerialreferent in den Räumen der Universität Freiburg. StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 321.

ums, Alfred Bund, durch den französischen Brigadegeneral Morlière die *Verantwortung für den Wiederaufbau und für die Leitung der öffentlichen Finanzverwaltung in Baden* übertragen worden.[11] In den darauf folgenden Wochen ernannte die französische Besatzungsmacht die weiteren Leiter der einzelnen Verwaltungsressorts, die im Juni 1945 Titel und Rang von Ministerialdirektoren erhielten. Zum Leiter der Kultusverwaltung wurde am 4. Juni 1945 der langjährige Direktor des Karlsruher Goethegymnasiums Karl Ott (1873–1952) ernannt, der Wohleb als unbelasteten und kompetenten Referenten der französischen Militärregierung vorschlug.[12]

Die Amerikaner fanden sich mit der einseitig durch Frankreich vorgenommenen Abgrenzung der Besatzungszonen in Südwestdeutschland nicht gänzlich ab. Unter Androhung massiven wirtschaftlichen Drucks gelang es ihnen, dass sich die französischen Truppen Anfang Juli 1945 hinter eine Linie südlich der Autobahn Karlsruhe-Ulm zurückzogen und ihnen damit die administrativen und wirtschaftlichen Zentren Württembergs und Badens, Karlsruhe und Stuttgart, überließen. Dies hatte zur Folge, dass der deutsche Südwesten von nun an nicht mehr durch eine historische Grenze in West und Ost, sondern entlang einer willkürlichen Linie, die lediglich dem verkehrstechnischen Kalkül der US-Militärbehörden entsprach, in Nord und Süd geteilt war. Die Amerikaner trugen dem insofern sehr rasch Rechnung, als sie ihre Teile der alten südwestdeutschen Länder zwangsvereinigten und am 19. September 1945 das Land Württemberg-Baden proklamierten. Damit hatten Baden und Württemberg faktisch zu bestehen aufgehört.

Freiburg und Tübingen wurden Sitz französischer Militärregierungen, in den gleichen Städten etablierten sich unmittelbar darauf unter französischer Kontrolle stehende deutsche Verwaltungen. Leo Wohleb machte den Umzug der Kultusverwaltung im September 1945 von Karlsruhe nach Freiburg mit. Alternativen hätte es für ihn durchaus gegeben. So hatte er schon Mitte Juli 1945 das ihm von Prof. Karl Holl, Chef der deutschen Zivilverwaltung im amerikanischen Landeskommissariatsbezirk Mannheim-Heidelberg angetragene Amt als Leiter der Abteilung „Höhere Schulen“ mit der Begründung abgelehnt, er fühle sich an die der französischen Militärregierung gegebene Zusage gebunden.[13]

Mit der Rückkehr nach Freiburg geriet Wohleb mitten in die Diskussionen um die zukünftige Parteipolitik auf christlicher Grundlage.[14] Er schloss sich dem Christlich-Sozialen Volksbund an, der die starre konfessionelle Bindung der Weimarer christlichen Parteien in einer die Konfessionen übergreifenden Vereinigung aufheben wollte. Damit hatte Wohleb den Schritt vom interessierten Zuschauer politischer Ereignisse zum aktiven Mitgestalter vollzogen. Wenige Tage darauf, am 20. Dezember 1945, entstand aus dem Volksbund und anderen im Lande eigenständig gegründeten Vereinigungen die Badische Christlich-Soziale Volkspartei (BCSV) als badische Heimat- und Staatspartei mit Leo Wohleb als deren Landesvorsitzenden. Da er sich in den zurückliegenden Richtungsstreitigkeiten nicht exponiert hatte, erschien er vielen als der ideale Kompromisskandidat. Mit guten Beziehungen zu den Franzosen, die ihn seit der Wiedereröffnung der Universität (17. Sept. 1945) schätzten, akzeptiert vom Ordinariat und den verschiedenen Flügeln der neuen politischen Vereinigung, galt er anfänglich lediglich als *nomineller Parteichef,* beeinflussbar und lenkbar durch die wahren Mächtigen im Hintergrund. Doch dieser Eindruck sollte schnell eine Korrektur erfahren. Hinter der Fassade von *äußerer Weichheit und Nach-*

giebigkeit verbarg sich ein kluger Taktiker, der seine unbestrittenen Fähigkeiten der Moderation und des Ausgleichs geschickt einzusetzen wusste, einer, der im Laufe der Zeit zunehmend an Kontur gewann und bald zum populären Star der Badischen Christlich-Sozialen Volkspartei werden sollte.[15] Knapp ein Jahr später, am 3. Dezember 1946, ernannten ihn die Franzosen, nachdem die BCSV aus den ersten Wahlen als stärkste Kraft hervorgegangen war, zum Staatssekretär für Kultus und Unterricht und zum Präsidenten des Staatssekretariats. Auch hier, in diesem Gremium, das sich aus Vertretern aller in die Landesversammlung gewählten Parteien zusammensetzte, waren vom Vorsitzenden Geduld und Beharrlichkeit, vor allem jedoch Beredsamkeit und Kompromissfähigkeit gefragt.

Am 24. Juni 1947 wurde er vom badischen Landtag zum Staatspräsidenten gewählt. Von Juni 1947 bis Februar 1948 stand er einer Koalition aus Volkspartei und Sozialdemokratischer Partei als Regierungschef vor. Nach dem Ausscheiden der Sozialdemokraten aus der Koalition bildete die sich in CDU umbenannte Volkspartei die alleinige Regierung.

Mit der Übernahme der Regierungsverantwortung seit Dezember 1946 hatte Wohleb die politisch-parlamentarische Verantwortung in einem Lande und unter Bedingungen übernommen, die keineswegs glänzend zu nennen waren. Vor allem die rigide Wirtschaftspolitik der französischen Besatzungsmacht – Demontagen, Nahrungsmittelentnahmen, Holzeinschläge – stießen auf großes Unverständnis und Kritik in der Bevölkerung. Allerdings bot die französische Demokratisierungspolitik breiten Spielraum für eine demokratische Neuordnung, der sich Wohleb und die von ihm geführte Verwaltung intensiv widmeten. Die gutnachbarliche Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland als Kern und Voraussetzung einer zukünftigen europäischen Union war ihm dabei ein besonderes Anliegen.

Straßenbahn mit Werbung für den Südweststaat 1951 in Freiburg, StAF W 134 Sammlung Willy Pragher, Nr. 19355

Wir wollen keine Schwabenstreiche! Deshalb stimmen wir für Baden. Postwurfsendung an alle Haushaltungen, 1950 – Leo Wohleb wehrt mit erhobener Hand den mit spitzer Feder vorgetragenen Angriff der „Sieben Schwaben" ab, unter denen Carlo Schmid, Reinhold Maier und Gebhard Müller deutlich zu erkennen sind; StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 52.

Bis 1952 sollte er die Geschicke Badens entscheidend prägen und einer breiteren Öffentlichkeit geradezu als Verkörperung des Landes bekannt werden. Denn das bis knapp an die Stadtgrenzen von Karlsruhe heranreichende Land Baden, das als Teil stolz den Namen des Ganzen führte, setzte nach eigenem Selbstverständnis die badische Geschichte fort und empfand sich als legitimer Erbe des alten Großherzogtums wie des Freistaats der

Unterzeichnung der Grundgesetzes durch Leo Wohleb, 21. Mai 1949, StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 208

Weimarer Republik. Die Wiederherstellung Gesamtbadens und dessen Eigenstaatlichkeit zu fordern war logische Konsequenz aus dieser Positionsbestimmung, entsprach den föderalistischen Überzeugungen Wohlebs und hatte mit Separatismus, was ihm seine Gegner allzu häufig vorhielten, nichts zu tun. Seine unnachgiebige Haltung nährte sich aus seiner tiefen *Liebe zum gesamtbadischen Volk* und aus dem festen Bewusstsein, auf dem Boden des historischen Rechts zu stehen, eines Rechts, das nicht beliebig der normativen Kraft des Faktischen ausgeliefert werden durfte[16]. Wir alle wissen, dass er diesen Kampf verloren hat, auch wenn ihm die Mehrheit der Badener in zwei Abstimmungen darin gefolgt ist. Umso mehr sollte für ihn das Motto des großen Geschichtsphilosophen Johann Gustav Droysen gelten, wonach es das *stolzeste Vorrecht der Geschichte ist, auch über diejenigen Zeugnis zu geben, gegen die der Erfolg gesprochen hat.*

Das Verankertsein im historischen Recht gab Wohleb eine innere Größe und eine Ausstrahlung, die ankam beim Publikum. Er genoss Vertrauen und schaffte es mit geschliffener Diktion, wortgewaltig, einfach und gelehrt zugleich seine Zuhörer für sich und seine politischen Überzeugungen einzunehmen. Er war eine Autorität, aber weit weniger autoritär als viele um ihn herum. Dies zeigte sich auch in seinem Demokratieverständnis, das stark vom bodenständigen, plebiszitäre Elemente einschließenden Schweizer Vorbild geprägt war. Die Respektierung des *Willens der Bevölkerung* war für Wohleb Auftrag und Verpflichtung, aber zugleich auch ein Mittel, nach zwölf Jahren Diktatur wieder demokratische Inhalte und Verhaltensweisen im Volk zu verankern. Dass die Bevölkerung Badens schon zwei Jahre nach Kriegsende, am 18. Mai 1947, in einem Plebiszit über die demokratische Verfassung des Landes abstimmte, ist singulär in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Welch ein Vertrauensbeweis in die Demokratiefähigkeit seiner badischen Landsleute!

Doch Leo Wohleb repräsentierte nicht nur Werte und Ansprüche *christlicher Humanität,* sondern praktizierte sie in ganz konkreter Weise. *Bedenken Sie immer, dass hinter jeder Akte ein Mensch steht!,* schärfte er seinen Mitarbeitern mehrmals ein, und am 10. Februar 1947 erließ er einen bislang wenig bekannten Höflichkeitserlass an seine Beamten, die sich *noch nicht hinreichend klar gemacht hatten, dass die Behörden der Bevölkerung wegen da sind* und ungeniert viele Verhaltensweisen des überkommenen Obrigkeitsstaats weiter praktizierten. Die Tatsache, dass sich die Dienststelle des Regierungschefs selbst dieses Problems annahm, hatte einen ernsten Hintergrund und entsprang nicht einer typisch deutschen Krähwinkelei. Der Wunsch nach einem umfassenden demokratischen Neubeginn nach zwölf Jahren Diktatur sollte sich nach Wohlebs Vorstellungen gerade im Verhältnis zwischen Staat und Bürgern Bahn brechen. Dies setzte jedoch auch einen geistigen Wandel bei den Staatsdienern voraus, die zu akzeptieren hatten, nicht länger willenlose Befehlsempfänger sondern mündige Staatsbürger vor sich zu haben.

Wilhelm Keil, Gebhard Müller und Leo Wohleb bei der Eröffnung der Verfassunggebenden Versammlung am 25. März 1952 in Stuttgart. StAF T 1 Wohleb, Leo Nr. 324.

Nach Portugal abgeschoben

1952 ging das staatliche Eigenleben des Landes Baden zu Ende. Damit stellte sich die Frage nach der beruflichen und politischen Zukunft von Leo Wohleb. Auch wenn er bei seinem Abschied vom Regierungsamt versprach, nicht zu resignieren, fand er nicht mehr die Kraft, sich an die Spitze der altbadischen Bewegung zu setzen. Zu tiefe Wunden hatte der „Kampf um den Südweststaat" geschlagen; der *morbus badensis,* jene schwärende badische Krankheit, die erst ausheilen werde, wenn dem Recht genüge getan sei,[17] verlangte nach Rekonvaleszenz außerhalb des neuen Landes. Als Konrad Adenauer ihm den Gesandtenposten in Lissabon antrug, nahm Wohleb an, auch wenn er insgeheim mit dem Botschafterposten in Bern, im Herzen der Alemannen, gerechnet hatte. Doch auch in Lissabon erfüllte Leo Wohleb seine Pflicht. Versuche, 1953 über ein Bundestagsmandat in die Politik zurückzukehren, scheiterten. Unmittelbar vor der Rückberufung von seinem Posten begleitete Wohleb den portugiesischen Wirtschaftsminister auf einem Deutschlandbesuch, wo er am 12. März 1955 in Frankfurt am Main an den Folgen einer Thrombose verstarb. Leo Wohleb ist am 16. März 1955 auf dem Freiburger Hauptfriedhof in einem Staatsbegräbnis beigesetzt worden. 10 000 Personen erwiesen ihm und letztlich der von ihm vertretenen Politik der Eigenständigkeit Badens die letzte Ehre.

Was bleibt von ihm außer seinem Zylinder im Deutschen Haus in Freiburg, außer vier Straßen und zwei Wegen in Baden, die seinen Namen tragen? In erster Linie bleibt die Hoffnung, dass die Reduzierung dieses Menschen auf seine Haltung im Neugliederungsstreit einer sachlichen Wertung seiner Bedeutung für die südwestdeutsche Nachkriegsgeschichte und damit für die Erfolgsgeschichte unserer Demokratie weicht. Diese Revision hat begonnen; der heutige Festakt will auch dazu beitragen. Für alle, die sich mit dem badischen Humanisten, Pädagogen und Politiker Leo Wohleb näher befassen wollen, empfehle ich

Einblick in seinen umfangreichen Nachlass, der im Freiburger Staatsarchiv verwahrt wird. Er steht hier, wie jedes öffentliche Archivgut, allen interessierten Nutzern zur Einsicht zur Verfügung.

Anmerkungen

1 Vortrag im Rahmen der von Regierungspräsidium und Stadt Freiburg gemeinsam organisierten Gedenkveranstaltung zum 50. Todestag von Leo Wohleb, 12. März 2005.

2 Theodor Eschenburg: Die Entstehung des Landes Baden-Württemberg, in: Hermann Bausinger, Theodor Eschenburg u. a. (Hg.), Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde, Stuttgart 1975, S. 41–63, hier S. 50; das Nachfolgende ebd.; zu Eschenburg (1904–1999) vgl. die biografischen und bibliografischen Angaben bei http://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Eschenburg. Vom Vorsitzenden der badischen Heimat, Herrn Adolf Schmid, auf die misslungene Wortwahl aufmerksam gemacht, hat Ministerpräsident Erwin Teufel die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg beauftragt, die entsprechenden Passagen bei einer Neuauflage der politischen Landeskunde zu überarbeiten.

3 Wilhelm Hausenstein: Pariser Erinnerungen. München 1961, S. 92.

4 Paul-Ludwig Weinacht: Leo Wohleb und die südwestdeutsche Geschichtslegende. Zur Person eines badischen Politikers 20 Jahre nach seinem Tod (12. März 1955). In: Ders. (Hg.): Leo Wohleb – der andere politische Kurs. Dokumente und Kommentare. Freiburg 1975, S. 147–172, hier S. 152.

5 Ein beeindruckendes Resümee dieser Leistungen bietet eine vom Stadtarchiv Freiburg im Jubiläumsjahr 2002 herausgegebene Publikation: Hans Schadek (Hg.): Badens Mitgift: 50 Jahre Baden-Württemberg. Freiburg 2002. Mit ähnlichem Anspruch: Paul-Ludwig Weinacht (Hg.): Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg – Eine Bilanz. Baden-Baden 2002.

6 Aus dem Lebenslauf für die Besatzungsbehörde, in: Leo Wohleb 1888–1955, zum 10. Todestag am 12. März 1965 zusammengestellt von seiner Frau, Karlsruhe 1965, S. 12 (= Wohleb 1888–1955). An biografischer Literatur zu Leo Wohleb vgl.: Hans Maier, Paul-Ludwig Weinacht (Hg.): Humanist und Politiker. Leo Wohleb. Der letzte Staatspräsident des Landes Baden. Gedenkschrift zu seinem 80. Geburtstag am 2. September 1968, Heidelberg 1968; Paul-Ludwig Weinacht: Leo Wohleb. In: Walter Mühlhausen, Cornelia Regin (Hg.): Treuhänder des deutschen Volkes: die Ministerpräsidenten der westlichen Besatzungszonen nach den ersten freien Landtagswahlen. Politische Porträts. Melsungen 1991, S. 35–51.

7 Zu Müller und Sonnenschein vgl.: Kurt Hochstuhl: Lebensziel Amtsrichter? Anmerkungen zur Biographie Gebhard Müllers bis 1945. In: Gerhard Taddey (Hg.): Gebhard Müller. Ein Leben für das Recht und die Politik. Symposium anlässlich seines 100. Geburtstags am 17. April 2000 in Stuttgart. Stuttgart 2000, S. 9–17, hier S. 12. Gebhard Müller 1900–1990. Christ-Jurist-Politiker. Katalog zur Wanderausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. Bearb. von Kurt Hochstuhl und Peter Bohl, Stuttgart 2000.

8 So Hans Georg Merz: Beamtentum im nationalsozialistischen Staat – Der *Fall* Leo Wohleb (1934). In: Schau-ins-Land. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins 103 (1984), S. 131–148, hier S. 133.

9 StAF T 1 Wohleb, Leo Nr. 6 – 1930.

10 Wohleb 1888–1955 (S. Anm. 6), S. 13.

11 Klaus Jürgen Matz: Baden. In: Jörg Thierfelder, Uwe Uffelmann (Bearb), Der Weg zum Südweststaat. Karlsruhe 1991, S. 38–54, hier S. 38–39. Louis-Constant Morlière (1897–1980), General, Befehlshaber der 9. Infanterie-Division, „Sieger von Colmar“ im Frühjahr 1945, ging noch 1945 nach Indochina, wo er Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Tonkin wurde, nach Rückkehr nach Frankreich Militärgouverneur von Paris. Vgl.: http://web.genealogie.free.fr/Les_militaires/France/Annuaires_militaires/Annuaire_militaire_1947.htm.

12 Matz (Anm. 11), S. 39; Karl Stiefel: Baden 1648–1952, Bd. 1, Karlsruhe 1977. S. 392.

13 StAF T 1/Wohleb, Leo Nr. 71, Schreiben an Karl Holl v. 13. Juli 1945.

14 Zu den verschiedenen Ansätzen vgl.: Peter Fäßler: Badisch, Christlich und Sozial. Zur Geschichte der BCVS/CDU im französisch besetzten Baden (1945–1952). Frankfurt am Main 1995, S. 27–69.

15 Ebd., S. 82.

16 Hugo Ott: Er liebte die Badener mehr als die Macht. Leo Wohleb – ein Porträt zum 100. Geburtstag. Badische Zeitung v. 2. 9. 1988, S. 3.

17 Leo Wohleb: Die badische Krankheit. Rede vom 17. Mai 1954, abgedruckt in: Weinacht (Anm. 4), S. 104–110.

Anschrift des Autors:
Dr. Kurt Hochstuhl
Staatsarchiv Freiburg im
Landesarchiv Baden-Württemberg
Colombistraße 4
79098 Freiburg

Jürgen Baumgart

Der Krönungszug Kaiser Karls V. und Papst Clemens VII. 1530 in Bologna

Ein Fund in der Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums, Konstanz

Ende 2003 wurden in der Bibliothek einige bis dahin unbeachtete Rollen mit der Darstellung eines Festzugs im Stil der Renaissance ans Licht geholt und einer ehemaligen Schülerin des Suso-Gymnasiums[1] zur Restaurierung nach Berlin mitgegeben. Die Recherchen der Restauratorin in der Kunstbibliothek in Berlin ergaben, dass es sich bei der Darstellung des Festzugs um den Triumphzug von Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. anlässlich der Kaiserkrönung 1530 in Bologna handelt.

Nach dem Tod Kaiser Maximilians I. wurde sein neunzehnjähriger Enkel Karl 1519 in Frankfurt zum Römisch-Deutschen Kaiser gewählt und 1520 in Aachen mit der Reichskrone gekrönt. Während Maximilian nicht vom Papst gekrönt worden war, drängte Karl auf Anraten seines Großkanzlers Mercurio de Gattinara auf seine Krönung durch den Papst, was der Erhöhung der Kaiserwürde und der Festigung der kaiserlichen Machtstellung dienen sollte. Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst führten zu der Übereinkunft, dass die Krönung zu Anfang des Jahres 1530 stattfinden sollte. Warum aber die Krönungszeremonie in Bologna und nicht in Rom, am Sitz des Papstes, und wie es die Tradition erfordert hätte? Karl hatte sich bereits seit einigen Jahren in Spanien aufgehalten, als ihn bedrohliche Nachrichten wegen der in der Folge der Reformation aufkommenden Religionswirren nach Deutschland riefen, und 1529 standen die Türken vor Wien, Karl wollte daher auf kürzestem Weg, von Barcelona auf dem Seeweg nach Genua kommend, über Oberitalien zum Reichstag nach Augsburg reisen. Rom wäre also ein Umweg gewesen, außerdem hätte sich die Stadt kaum als Krönungsort geeignet, da sie noch unter den Folgen des „Sacco di Roma“, der 1527 erfolgten Plünderung und Verwüstung durch die deutschen und spanischen Landsknechte, litt. Im November 1529 trafen im Abstand von vier Tagen der Papst und der Kaiser unter großem Gepränge in Bologna ein, wobei die Stadt schnellstens von päpstlich auf kaiserlich umdekoriert worden war. Nach schwierigen Verhandlungen wurde erst vier Wochen vor der Krönung die Stadt Bologna, die zum Kirchenstaat gehörte, definitiv als Krönungsort festgelegt. Am 24. Februar 1530, dem dreißigsten Geburtstag Karls, fand die Krönung in der Kirche San Petronio statt. Es war die letzte Kaiserkrönung, die von einem Papst vollzogen wurde. Zwei Tage zuvor war Karl aus dynastischen und Gründen der Tradition mit der „Eisernen“ Krone der Lombardei zum König von Italien gekrönt worden.

Im Anschluss an die Krönungszeremonie ritten der Kaiser und der Papst in einem prächtigen Triumphzug durch die Stadt. Dieses Ereignis wurde als „La Gran Cavalcata di Bologna“ in zeitgenössischen Berichten beschrieben und von verschiedenen Künstlern bildlich dargestellt. Die eindrucksvollste Darstellung ist ohne Zweifel der aus 40 Blättern – Radierungen – bestehende Fries von Nicolas Hogenberg. Von den ursprünglich zwei Widmungsblättern des zwischen 1530 und 1535 entstandenen ersten Zustands fehlt in unserem wie in anderen Exemplaren das erste, so dass die gesamte Folge jetzt aus 39 Bogen von je etwa 30 cm Breite besteht, die damit, nahtlos aneinander gereiht, einen Fries von 11,7 m Länge bilden.

Die Übersetzung der Widmung aus dem Lateinischen lautet:

Dem göttlichen und unbesiegbaren Kaiser Karl V., dem Gerechten, Gesegneten, Erhabenen:

O Caesar, der Du den Völkern im Westen gebietest und denen im Osten,

Empfange das Werk, das Dich vor der Nacht (vergessen zu werden) bewahren wird!

Du wirst, wenn Deine Schicksalsstunde kommt, nicht sterben und den vielen folgen

Und vergessen in langer Todesnacht begraben sein,

Sondern mit den künftig Lebenden wirst Du leben, Karl, auf diesen Tafeln,

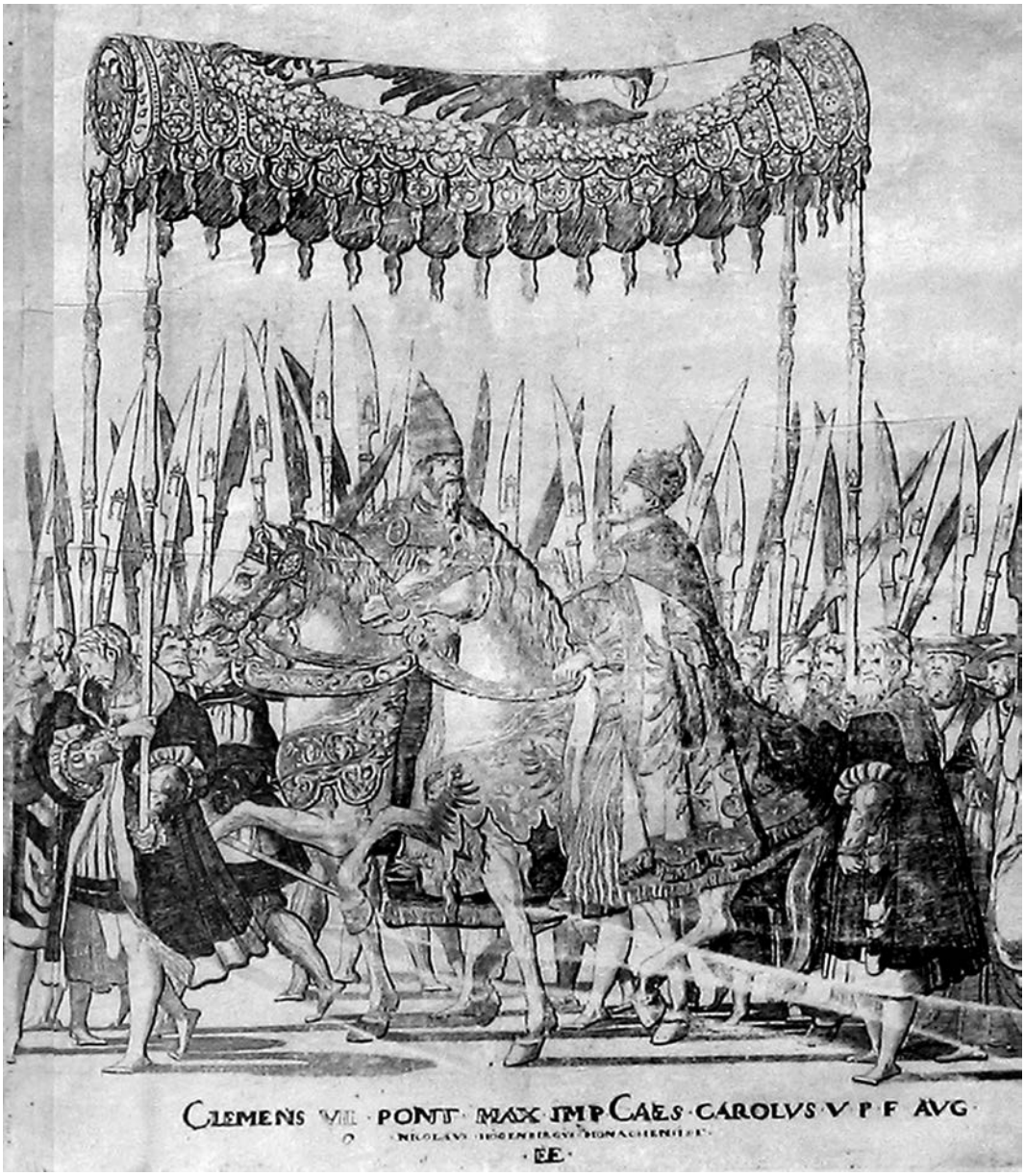
Wenn Du Deinem Ahnherrn folgend ins Reich der Toten kommst.

Das Konstanzer Exemplar ist einem Verlagsdruck von 1540 zuzuordnen, der wahrscheinlich von Karl selbst in Auftrag gegeben wurde. In die im ersten Zustand leeren Flächen über den Personen wurden von Jaques Androuet Ducerceau genealogische Vignetten mit den väterlichen und mütterlichen Vorfahren des Kaisers und ihren Wappen eingesetzt. Diese größere Auflage wurde als frühe publicrelations-Maßnahme weit verbreitet. Nach von Grüninger (s. Literaturverzeichnis) sind europaweit und in Washington noch etwa 14 weitere Exemplare dieser Edition bekannt.

Der aus München gebürtige Maler, Zeichner und Radierer **Nicolas Hogenberg** war von 1522 bis zu seinem Tod 1539 am Hof der kunstsinnigen Margarete von Österreich, Tochter Maximilians I. und Statthalterin der Niederlande, in Mecheln tätig. Er wurde Stammvater einer berühmten Künstler- und Verlegerdynastie. Sein Krönungszug wurde als erstes großes Werk in der neuen Technik der Radierung berühmt.

Der Krönungszug ist ein graphisches Meisterwerk und historisches Dokument. Der Künstler, der bei dem Ereignis nicht zugegen war, folgt in seiner Darstellung sehr genau den ihm vorliegenden ausführlichen Berichten über die Ordnung des Zuges, die teilnehmenden Persönlichkeiten und deren Kleidung, die prachtvoll aufgezäumten Pferde und das Volksfest am Ende des Zuges. In typischer Renaissancemanier zeigt er seine Kunstfertigkeit in der Darstellung bewegter Szenen, von

Münzenwerfer



Kaiser und Papst in angeregtem Gespräch, darunter die Signatur NICOLAUS HOGENBERGUS MONACHENSIS

Personen und Pferden in verschiedenen Posen und Perspektiven. Besonders gerühmt wird die graphische Qualität und die Dichte der Linienführung.

In lebendigen, kraftvoll bewegten Bildern zieht der Zug von rechts nach links am Betrachter vorüber. Entlang der Straßen, durch die sich der Zug bewegte, waren Triumphbögen im römischen Stil aufgebaut; auf dem ersten Blatt zieht der Zug durch einen solchen. Papst und Kaiser, in weißen, golddurchwirkten Umhängen, reiten auf Schimmeln unter einem Baldachin mit dem Habsburger Doppeladler, in angeregtem Gespräch einander zugewandt. Vor und hinter ihnen sieht man im Zug Bedienstete, Städtedelegationen, Adlige, Fürsten, Gesandte, das Kardinalskollegium, die Mitglieder der Rota flammende Töne quellen; die

Der Zug zieht durch ein Triumphtor, die Fahnen der Stadt Bologna

Landsknechte – 3000 deutsche und 3000 spanische hatte der Kaiser mitgebracht – erscheinen mit ihren Waffen, den Hellebarden, Partisanen (auf denen man die Devise Karls, das PLUS ULTRA mit den Säulen des Herkules erkennt) und einem dichten Wald von Langspießen. Fahnenträger schwingen die Fahnen der Stadt Bologna und Fahnen mit dem kaiserlichen Adler, einer Kreuzigungsgruppe, den Schlüsseln von St. Peter und dem Wappen des Papstes, der Medici. Zur Schau getragen werden die päpstlichen und kirchlichen Insignien: das dreifache Kreuz, die Tiara, das Allerheiligste in einer großen kostbaren Monstranz, auf ein zahmes Pferd montiert. Es folgen die Träger mit den kaiserlichen Insignien: das Zepter, das Zeremonialschwert; Philipp Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, vom befreiten Wien hergekommen, trägt den Reichsapfel, der Herzog von Savoyen die Kaiserkrone und Heinrich von Nassau die Kette mit dem goldenen Vlies. Neben diesen drei genannten sind in den Unterschriften auf den einzelnen Blättern zahlreiche andere Persönlichkeiten namentlich angeführt, von denen nur noch der Großkanzler Gattinara erwähnt werden soll. Er ist unmittelbar im Gefolge von Kaiser und Papst an seinem Vollbart und Kardinalshut zu erkennen, wird aber von Hogenberg nicht genannt. Der Herold von Burgund wirft aus einem Sack am Zaum seines Pferdes 3000 Gold- und Silbermünzen unter die Menge. Am Ende des Zuges sitzt bei seinen Landsknechten Antonio de Leyva, der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, in einem Tragsessel. Wegen seiner Gicht kann er nicht wie die anderen hohen Persönlichkeiten in dieser Kavalkade, dem Reiterzug, mitreiten.

Der Betrachter kann lange damit verweilen, die Einzelheiten und Feinheiten dieses monumentalen Werks zu studieren. Und beim genauen Hinsehen entdeckt man vielleicht auch ein pikantes Detail: Gegen Ende des Zuges reitet der Marquis de Puta mit seinen Panzerreitern. Auf der Schabracke seines Pferdes und bei einem seiner Vorreiter erkennt man jeweils ein nacktes Liebespaar in eindeutiger Stellung. Bei dem vorderen ist der männliche Part eindeutig ein bocksbeiniger Teufel! Spielt der Marquis selbst mit seinem Namen[2] oder hat sich der Künstler einen Scherz erlaubt?

Die Folge der Radierungen endet mit einem großen Volksfest. Aus zwei mit Löwen und dem Doppeladler gekrönten Säulen in der Art eines Triumphbogens fließt roter und weißer Wein, am Boden liegen Betrunkene; ein mit Geflügel und anderem Getier gefüllter Ochse wird am Drehspieß gebraten, und Brot wird unter die Menge verteilt.

Da das letzte Blatt mit der Volksmenge ohne eigentlichen Abschluss aufhört, ist zu vermuten, dass das Werk unvollendet geblieben ist. Für den Detailreichtum der Darstellung spricht, dass man insgesamt 417 Personen, 120 Pferde, 20 Maultiere und fünf Kanonen zählen kann.

Das restaurierte Exemplar wurde Ende 2004 im städtischen Rosgartenmuseum in Konstanz ausgestellt. Der Fries wurde in voller Länge in einer eigens angefertigten Pultvitrine montiert, so dass die Besucher die einmalige Gelegenheit hatten, an dem fast 12 m langen Triumphzug entlang zu gehen. Ergänzt wurde die Ausstellung durch zeitgenössische Bücher aus der Suso-Bibliothek zur Reformation und frühe Landkarten mit den ersten Entdeckungen in der Neuen Welt, die die Ausdehnung des Reichs Karls V., „in dem die Sonne nicht unterging", belegen. Zwei besonders eindrucksvolle Exponate waren die von Karl V. unterschriebene Originalurkunde der 1528 in Burgos ausgestellten – aber erst 1548 in Kraft getretenen – Erklärung der Reichsacht gegen die Stadt Konstanz aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe, sowie eine lateinische und eine deutsche Ausgabe der „Anatomia" des Andreas Vesalius, Leibarzt Karls V. und Begründer der modernen wissenschaftlichen Anatomie.

Die Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums (s. Literaturverzeichnis) ist aus der Bibliothek des Jesuitenkollegs hervorgegangen. Ihre Bestände gehen bis in das 14. Jahrhundert zurück. Der Konstanzer Domherr Theoderich Greyß hinterließ 1589 dem zukünftigen Priesterseminar der Jesuiten den Bestand seiner Privatbibliothek. Das Seminar kam nicht zustande, stattdessen wurde 1604 ein Kolleg, das heißt, eine Schule gegründet. In das Collegium Societatis Jesu Constantiensis ging die Bibliothek ein. Sie wurde im Lauf der Jahrhunderte durch Anschaffungen, Schenkungen und besonders durch Zugänge aus Klöstern im Zuge der Säkularisation ständig erweitert. Heute steht die Bibliothek unter dem Denkmalschutz beweglicher Kulturgüter und ist als historische Lehrerbibliothek in die Liste der Kulturdenkmale von Konstanz eingetragen.

Literatur

Maxwell, Sir William Stirling: The Procession of Pope Clement VII. and the Emperor Charles V. after the Coronation at Bologna on the 24th February 1530 Edinburgh, 1875.
Erste umfangreiche und detaillierte Beschreibung mit faksimilierter Wiedergabe des gesamten Krönungszugs.

Heusinger, Christian von: Einige Bemerkungen zur Editionsgeschichte des Triumphzugs Kaiser Karls V. und Papst Clemens VII …
Jahrbuch der Berliner Museen, N.F.43.2001 (2003), Bd. 43, S. 63–108.

Kaiser Karl V., Macht und Ohnmacht Europas. Ausstellungskatalog Bonn und Wien, 2000.

La imagen triunfal del emperador: la jornada de la coronazión imperial de Carlos V en Bolonia …
Sociedad Estatal para la Conmemoración de los Centenarios de Felipe II y Carlos V.
Madrid, 2000.

Il corteo trionfale di Carlo V.
Edizioni Biblioteca e Civico Museo di Urbania.
Urbania, 1999.

Cadenas y Vicent, Vicente de
Doble coronación de Carlos V en Bolonia.
Madrid, 1985.

La Coronación Imperial de Carlos V.
Presentación por la Junta Nacional del Centenario.
Madrid, 1958.

Zur Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums Konstanz:
400 Jahre Suso-Bibliothek 1604–2004.
Herausgeber: Heinrich-Suso-Gymnasium, Konstanz, Neuhauserstr. 1, 78464 Konstanz.
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie

Dank

Bei der Beschaffung der zum Teil schwer zugänglichen Literatur war die Universitätsbibliothek Konstanz in dankenswerter Weise behilflich.

Als historischer Laie danke ich Herrn Prof. Dr. Dr. Horst Rabe für wertvolle Beratung und Hinweise.

Für die geschliffene Übersetzung der Widmung danke ich Herrn Ernst Knobelspieß, ehemaligem Lehrer des Heinrich-Suso-Gymnasiums

Anmerkungen

1 PAPIER RESTAURIERUNG, Hildegard Homburger, Berlin.
2 puta (spanisch) = Hure.

Anschrift des Autors:
Jürgen Baumgart
Torkelbergstraße 15
78465 Konstanz

Hartmut Ellrich

Gestalterische Gedanken zum Ehrenhof des Mannheimer Schlosses

Vorbemerkung

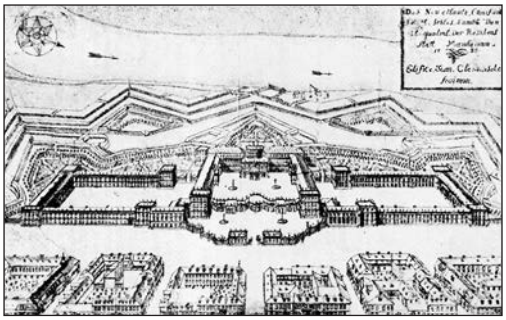
Mit der Wiederherstellung der Mansardendächer auf den Schulterbauten des Corps de Logis erhält die Anlage des Mannheimer Residenzschlosses bis zum 400-jährigen Stadtjubiläum 2007 ihre sprichwörtliche „Krone“ zurück. Angesichts dessen stellt sich die elementare Frage nach einer adäquaten Wiederherstellung des Ehrenhofbereiches und seiner angrenzenden Teile (ehemalige Schlossplanken/Schlossplatz) immer deutlicher.

Ehedem standen die am höchsten Punkt der Stadt errichtete Schlossanlage und die „Quadrate“ in einem engen architektonischen Bezug. Von den sieben Straßen, die auf das Schloss zulaufen, stehen heute nurmehr fünf mit der Anlage in direktem Bezug, der durch den Mittelbau, die Schlosskirche, den Bibliotheksbau sowie durch Pavillons betont wird.[1] Bis zum Zweiten Weltkrieg standen auch die heute veränderten Tordurchfahrten des Ost- und Westflügels mit den Straßen in enger Beziehung. Zusätzlich zogen bis Ende des 19. Jahrhunderts von den Enden des westlichen und östlichen Schlossflügels die langen Bauten des Jesuitenkollegs im Westen und des so genannten Kosakenstalls[2] im Osten in die Stadt. „Sie verbargen [ursprünglich] dem Auge die dahinter liegenden Wälle der Stadtbefestigung und leiteten das Schloß in die Stadt über.“[3] Ähnlich ausgebreiteten Armen fing das Schloss, das ehedem alle Gebäude überragte, die Straßen auf.[4]

Mit dem Abbruch des Kosakenstalls 1893 samt der dahinter gelegenen Wagenremisen und dem Verbindungsbau des Jesuitenkollegs zum Westflügel 1901/02 sowie der folgenden Hindurchführung der Bismarckstraße wurde die enge Verbindung des Schlosses zur Stadt erstmals nachhaltig beeinträchtigt. Hinzu kam im Westen der Neubau des Amtsgerichtes, der angefügt an den Westflügel des Schlosses, „wie ein Fremdkörper wirkte“.[5] Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand daraus eine „breite Schneise“, die die architektonische Verbindung komplett kappte. Heute liegt das Schloss „vom neuzeitlichen Verkehrssystem eng umwoben […] und etwas isoliert zwischen dem Innenstadtbereich und der Ludwigshafener Rheinbrücke.“[6] Die Zerstörung des Zusammenhanges von Schloss und Stadt charakterisierte der Architekt Andreas Plattner neben dem generellen Mangel an Qualität des Schlossumfeldes, als „fast lebensbedrohlich, jedenfalls aber visuell unangemessen, und […] für Universität und Stadt gleichermaßen problematisch.“[7]

Die Geschichte des Ehrenhofs und der Schlossplanken

Ein Blick in die einschlägige Literatur offenbart sehr schnell, dass der Ehrenhofbereich unter den beiden für Mannheim wichtigen Kurfürsten Carl Philipp (1661/1716–1742) und Carl Theodor (1724/1742–1799) „ohne jegliche



Perspektivische Ansicht des Mannheimer Schlosses von J. C. Froimont 1726 Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung

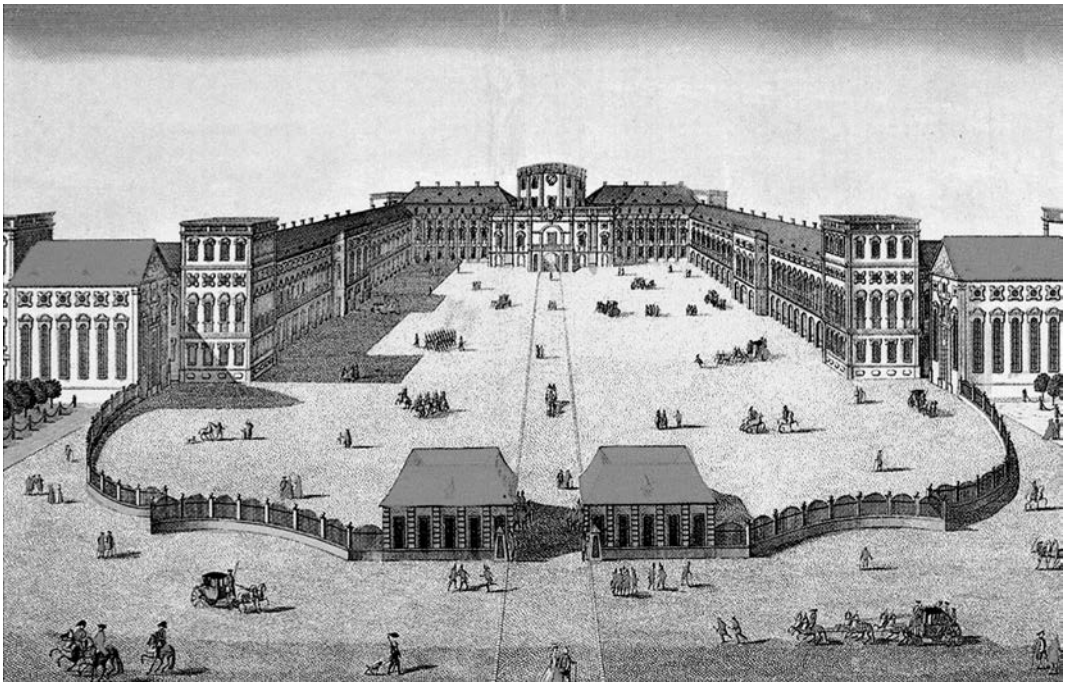
Perspektivische Ansicht des Mannheimer Schlosses von J. A. Baertls 1761 Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung

Gliederung als Aufmarschhof vorwiegend mit einer Kies- und Sanddecke befestigt“[8] war bzw. dass 1758 die [vorhandenen] Pflasterflächen erneuert werden sollten.[9] Die ursprünglich von Schlossbaumeister Johann Clemens Froimont (um 1686–1741) konzipierten Fontänen[10] scheinen in der Folge nicht ausgeführt worden zu sein. So zeigt weder die Darstellung von Josef Anton Baertls von 1761[11], noch das um 1775 entstandene, bekannte Guckkastenblatt von Georg Matthäus Probst[12], noch Klaubers Stahlstich von 1782[13] die Fontänenanlagen des Ehrenhofes.

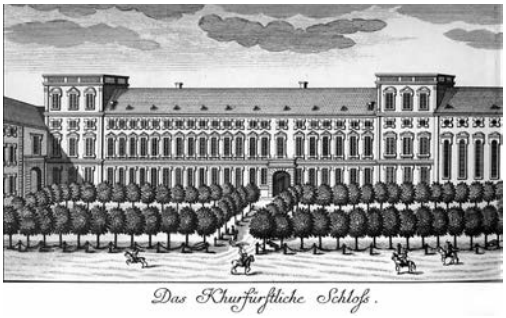
Die Schlossplanken dagegen sind auf den Darstellungen von Baertls und der Gebrüder Klauber sehr gut dokumentiert.

Nach einem Akkord zwischen der Kurfürstlichen Hofkammer und dem Hofgärtner Justus Schneider von 1778 hatte dieser die Instandhaltung der so genannten vier Schlossplanken „dergestalt zu besorgen, dass dieselbe ebenmäßig um allen nachwuchs des unkrauts zu verhüten, aufs wenigste alle drey Wochen umgearbeitet, ferner alle Bäume derselben alle Jahr bey gehöriger Witterung abgeworfen und en enventail geschnitten werden […]“.[14] Im Jahre 1795 war dieser Bereich mit 136 jungen Lindenbäumen bepflanzt und mit steinernen Pfosten und Ketten eingefasst.

1806 schließlich fertigte Baudirektor Friedrich Christoph Dyckerhoff (1751–1834) „einen Plan über die Anlage von Grasplätzen und die Aufstellung von Laternen.“[15] Bis um 1900 dienten die Flächen dann als Exerzierplätze, später als umgestaltete Parkanlagen des Carl-Philipp- und Carl-Theodor-Platzes, deren Mitte seit der 300-Jahrfeier Mannheims 1907 die Denkmale für Kurfürst Carl Ludwig von der



Schloss mit Ehrenhof. Augsburger Guckkastenblatt von G. M. Probst. Kolorierter Kupferstich, um 1775
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung



Die Schlossplanken. Kupferstich der Gebrüder Klauber nach Johann Franz von der Schlichten, 1782
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung

Der Mannheimer Schlossehrenhof nach seiner Neugestaltung um 1900

Pfalz (Westflügel) und Großherzog Carl Friedrich von Baden (Ostflügel) bildeten.

Nur wenige Jahre zuvor hatte der Ehrenhof eine Umgestaltung erfahren, nachdem Bezirksbauinspektor Johann Friedrich Dyckerhoff (1789–1859) Mitte des 19. Jahrhunderts einen Plan entworfen hatte, „nach dem die Einfahrt und die Rückseite an den Wachthäusern, eine Bahn bis zum Treppenhauspavillon und eine Querverbindung zwischen den Mittelrisaliten der Ehrenhofflügel gepflastert werden sollten. Außerdem ein schmaler Streifen entlang der Gebäude von der Schloßkirche bis zur Bibliothek.“[16] Das Oberflächenwasser plante Dyckerhoff zu den vier ovalen Grasflächen mit Buschgruppen im Zentrum zu leiten, wo es versickern sollte, während zwei weitere große Buschgruppen zu beiden Seiten des Ehrenhofgitters Einblicke in den Schlosshof verhindern sollten.[17]

Die eigentliche Umgestaltung vollzog sich schließlich in den 1890er Jahren. 1894 waren das Denkmal Kaiser Wilhelms I. des bekannten Bildhauers Gustav Eberlein (1847–1926) und

Blick auf den Neckarbrunnen von Gustav Eberlein auf der östlichen Ehrenhofseite in den 1930er Jahren

Im Übergangsstadium: Der Schlossehrenhof in den 1950er Jahren Staatliches Vermögens- und Hochbauamt Mannheim

1898 die beiden von Kaufmann und Stadtrat Bernhard Herschel (1837–1905) gestifteten und vom gleichen Künstler gestalteten Monumentalbrunnen (Rhein- und Neckarbrunnen) in einer Grünanlage entstanden (aufgestellt 1899).

Sowohl die Brunnenplastiken als auch das Denkmal fielen der kriegswirtschaftlichen Metallsammlung des Zweiten Weltkriegs, der Denkmalsockel und die Brunnenschalen schließlich 1942 dem Bunkerbau im Schlossehrenhof zum Opfer.[18]

Mit dem Bau der Bismarckstraße Anfang des 20. Jahrhunderts wurde neben der Zerstörung des umsäumten Carl-Philipp- und Carl-Theodor-Platzes auch erstmals in die Baustruktur der Schlosswachthäuschen und des Ehrenhofgitters eingegriffen. Dabei wurden die Wachthäuschen, „deren Front mit Durchfahrtbreite früher genau der Hälfte der Ehrenhofbreite entsprach, weiter auseinander gerückt und etwas nach dem Mittelbau zu zurückversetzt. Dies war ohne nennenswerte Änderung des Abschlußgitters dadurch möglich, daß an der Schloßkirche und an der Bibliothek der Viertelkreisbogen unter Weglassung des vorher vorhandenen Verbindungsstückes unmittelbar angefügt wurde.“[19]

Nach dem Zweiten Weltkrieg bis Ende der 1960er Jahre entstand die bis heute bestehende Grünanlage des Ehrenhofes und im Bereich der Schlossplanken. Ursprünglich wurde damals auch über eine alternative Gestaltung (Pflasterung des Ehrenhofes) und weitergehend auch die Untertunnelung der Bismarckstraße nachgedacht.[20] Dabei wurden die beiden vom Münchner Bildhauer Johannes Hoffart geschaffenen Denkmäler von Kurfürst Carl Ludwig und Großherzog Carl Friedrich 1958/59 in den Ehrenhof versetzt.[21] Mitte der 1960er Jahre ließ das Städtische Grünflächenamt dann die heute noch vorhandene Springbrunnenanlage installieren, die „den Schloßvorplatz beleben und dem imposanten Schloß einen hübscheren Vordergrund“[22] geben sollte. Ursprünglich hatte das Staatliche Hochbauamt die Idee eines Spiegelbeckens verfolgt, doch erwies sich das dafür konzipierte Becken „für Spiegeleffekte […] als zu klein und auch der Wind machte den Planern einen Strich durch

Blick auf das Fontänenbecken mit Bibliotheksbau und östlichem Ehrenhofpavillon in den 1990er Jahren

die Rechnung. Im Wasserspiegel erschien der imposante Schloßbau durch ständige Windbewegung verzerrt und getrübt".[23]

Bereits seit 1958 waren die Schlosswachthäuschen verschwunden, die der inzwischen erfolgten Verbreiterung der Bismarckstraße im Wege standen.[24] Zum damaligen Zeitpunkt erhielt der Ehrenhof seinen endgültigen Abschluss. Die Pfeiler zu beiden Seiten der Einfahrt zieren von Bildhauer Volker Dursy geschaffene Kopien von Trophäen des Mittelbaues.

Gedanken zur möglichen (Neu-)Gestaltung des Ehrenhof- und Schlossplatzbereiches

Die skizzierte Entwicklung der Geschichte des Ehrenhofes und der Schlossplanken zeigt neben einer lang anhaltenden Kontinuität bis gegen Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts, auch die Brüche in der Geschichte der letzten rund einhundert Jahre. Bei der Frage der Neugestaltung ist zunächst das Gebäude und dessen ursprüngliche Funktion als ehemaliges kurfürstliches Residenzschloss zu berücksichtigen. Daran sollte sich die Zielsetzung der (Neu-) Gestaltung unbedingt orientieren.

Allerdings wird die Rekonstruktion des Ehrenhofes in seiner, im Nachfolgenden vorgeschlagenen, weitgehend ursprünglichen Gestalt von der Fachwelt und der Öffentlichkeit nur dann getragen, wenn drei Grundvoraussetzungen gegeben sind:

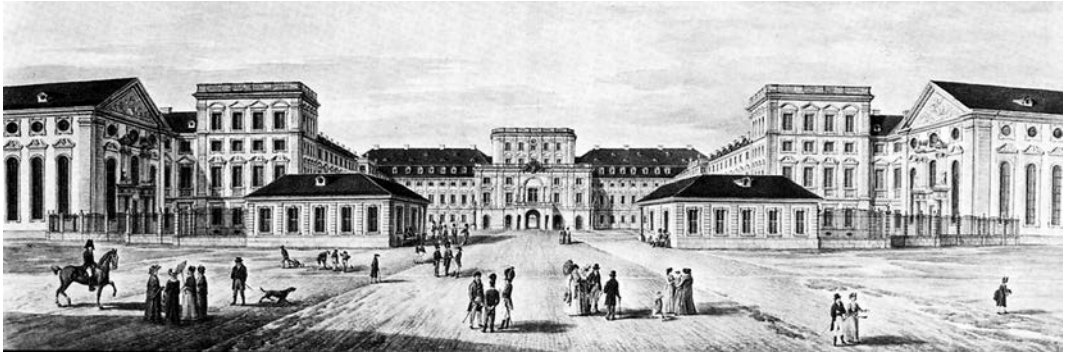
1) Gründliche Dokumentation als Rekonstruktionsgrundlage.
2) Die bauliche Situation darf sich nicht wesentlich verändert haben.
3) Der Zeitpunkt der Zerstörung der Gestaltung liegt noch nicht lange zurück, so dass die Erinnerung an das Verlorene noch unmittelbar ist.[25]

Der Verfasser hält die Punkte 1) und 2) für gegeben. Punkt 3) vor allem hinsichtlich der älteren und mittleren Generation der Mannheimer Bevölkerung.

Bis heute ist die in ihrer „quadratischen" Gestalt unveränderte Stadtstruktur ein wichtiger Faktor. So wird bis in die Gegenwart hinein die Betonung der Breiten Straße (Kurpfalzstraße) im Bereich der beiden zurückgesetzten Quadrate A 1 und L 1 (Schlossplatz) verstärkt.[26] Auf den mathematisch genauen Betrachtungspunkt des Schlosses am Schnittpunkt der Achse der Breiten Straße und der Baufluchten an der Platzerweiterung von A 1 und L 1, der „fast nach Berninischem Rezept fixiert"[27] war, hatte Regierungsbaumeister Eberbach bereits im Jahre 1906 hingewiesen. Die eigentlich hier folgende Verknüpfung zum Ehrenhof wird durch die vierstreifige Bismarckstraße zerschnitten. Die Anbindung des Schlosses an die Stadt geht und fällt jedoch mit der (Um-) Gestaltung dieser Straße.

Unabhängig davon birgt der Schlossehrenhof heute eine willkürliche Nachkriegsgestaltung, die auf „bloße Schönheit", nicht jedoch auf die überkommene historische Entwicklung abzielte. Mit Blick auf die als „Notlösung" gestaltete Fontänenanlage wird dies einmal mehr als deutlich!

Bei einer Neugestaltung sollte der Schlossehrenhof wieder seine alte Bedeutung als barocker „Cour d'honneur" erhalten, dessen vierte offene Seite „den Blick auf den Hauptbau und das Hauptportal in der Raumachse" lenkt, die damit als feudales Machtsymbol architektonisch hervorgehoben werden. Dieser möglichst unverstellte Blick sollte weder durch die Verlegenheitslösung der gegenwärtig vorhandenen Schlossfontäne, noch durch ein zentrales Kunstwerk – womöglich an Stelle des abgängigen Reiterstandbilds Kaiser Wilhelms I., beeinträchtigt werden. Bezüglich des Untergrundes sind eine Neupflasterung des gesamten Terrains und die Aufgabe der Rasen- und Grünflächen sowie der teergebundenen



Eine perfekte Tiefenstaffelung: Blick vom Schlossplatz auf das Corps de logis, den Ehrenhof und die beiden Wachthäuser, Zeichnung von Philipp Adolf Le Clerc, um 1800 Staatliche grafische Sammlung, München

Straßendecken und Bordsteine anzuraten. Schließlich stellte der Ehrenhof „eine Region der notwendigen Bewegung, der Überquerung“[28] dar, die durch die derzeitige Wege- und Straßenführung im barocken Empfinden extrem beeinträchtigt wird.

Dagegen sollten die alten Hauptachsen vor allem in Nord-Süd Richtung (Breite Straße–Mittelbau) und Ost-West-Richtung in Höhe der Mittelrisalite und Durchfahrten des östlichen und westlichen Ehrenhofflügels ähnlich der Baertls'schen perspektivischen Ansicht von 1761[29] wieder betont und hervorgehoben werden, etwa durch eine Einfassung mit anders farbigem Pflaster, wobei nicht auf moderne Akzente verzichtet werden soll. So wäre eine abendliche Betonung dieses Wegenetzes durch eine im Boden versenkte Beleuchtung (Strahler) denkbar. Dagegen sollte die gegenwärtig vorhandene Ausstattung des Ehrenhofes mit Laternen der 1960er Jahre unbedingt rückgebaut werden.

Wichtig wäre die Wiederherstellung der beiden Brunnenanlagen, die Bernhard Herschel 1898 gestiftet hatte, als Zitate für die Gestaltung des 19. Jahrhunderts. Allerdings sollten nur die beiden Brunnenschalen, ohne die Eberleinschen Plastiken errichtet werden, die sich Ende des 19. Jahrhunderts an den Froimontschen Plänen des 18. Jahrhunderts orientierten. Die beiden derzeit im Ehrenhof vorhandenen Denkmäler sollten dagegen an ihre alten Plätze vor dem Ost- bzw. Westflügel zurückkehren, zumal der Bereich vor dem östlichen Corps de Logis als künftiger Eingangsbereich des Schlossmuseums dienen soll.

Bezüglich des Ehrenhofgitters wird zunächst die Entfernung des Grünbewuchses zu beiden Seiten angeraten. Die Gestaltung sollte sich bei einem möglichen Rückbau der Straßenbreite der Bismarckstraße auch hier am barocken Vorbild orientieren. Der Plan, das Gitter an den Nahtstellen des Bibliotheksbaues und der Schlosskirche zu durchtrennen, um eine direkte Durchfahrtsmöglichkeit zu schaffen, konterkariert die einstige Funktion dieses Gitters und macht diesen Abschluss damit eigentlich überflüssig!

Vielmehr sollte hier mit größter Sensibilität vorgegangen werden, die die Wiedererrichtung der beiden Schlosswachthäuschen, einschließlich der Wiederherstellung der alten Durchfahrtsbreite zum Ziel haben sollte. Die Wiederherstellung wäre neben den dann wiederhergestellten Mansarddächern dem Gesamteindruck des Schlosses geschuldet.[30]

Von einer Durchfahrung und Beparkung des Schlossehrenhofes ist möglichst abzusehen. Dagegen sollten vor dem Ost- bzw. Westflügel Parkflächen vorgehalten werden. Die eigentlichen „Schlossplanken“ könnten dann in reduzierter Form wieder mit Lindenbäumen bepflanzt und von mit Ketten umsäumten Sandsteinpollern helfen, den Charakter des barocken Schlosses zu unterstreichen. Als Konzession an die Moderne wären hier auch umsäumte Rasenflächen denkbar. Die gegenwärtigen Parkplätze vor dem West- und Ostflügel sind in die Gestaltung mit einzubeziehen. Allerdings wäre hier eine den jeweiligen Flügelbauten vorgelagerte Tiefgarage, die sowohl den Ost-, als auch den

Westflügel miteinander verbindet, die beste Lösung, die zugleich das Ehrenhofgitter vor baulichen Eingriffen schützt. Die Denkmale Carl Ludwigs und Carl Friedrichs sollten schließlich zwischen den jeweiligen beiden Lindenquartieren frei aufgestellt werden. Eine Hinterpflanzung, wie 1906 geschehen, ist mit Blick auf Friedrich Walters berechtigte Kritik jedoch grundsätzlich abzulehnen.[31]

Anmerkungen

1 Hugo Fränkel: Das Mannheimer Stadtbild einst und jetzt, Mannheim 1925, S. 36.
2 Die Bezeichnung basierte auf der Belegung des Stallgebäudes durch Kosaken während der Anwesenheit russischer Truppen 1814 in Mannheim., d. Verf.
3 Fränkel: Mannheimer Stadtbild, S. 36.
4 Fränkel: ebd.
5 Friedrich Walter: Das Mannheimer Schloss, 1. Aufl., Karlsruhe 1922, S. 26.
6 Carla Th. Müller: Schloß Mannheim – Ein Kurzführer, hg. von der Oberfinanzdirektion Karlsruhe in Verbindung mit der Schlossverwaltung des Staatl. Liegenschaftsamtes Heidelberg, Schwetzingen 1995, S. 3 f.
7 Andreas Plattner: Kunst und Kultur in Baudenkmalen. In: Mannheim und seine Bauten 1907–2007. Bd. 3: Bauten für Bildung, Kultus, Kunst und Kultur hg. v. Stadtarchiv Mannheim u. Mannheimer Architektur- u. Bauarchiv e. V., 1. Aufl., Mannheim 2002, S. 117–121, hier: S. 118.
8 Hans Huth: Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim. 2 Bde., Bd. 1, München 1982, S. 355.
9 Huth: Kunstdenkmäler, Bd. 1, S. 355. 1824 beschrieb Rieger den Hof als „voll gepflastert“. Vgl. J. G. Rieger: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung, Mannheim 1824, S. 227.
10 Vgl. Froimonts perspektivische Ansicht um 1723 (Huth: Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 165, Abb. 106) und dieselbe von 1726 (Huth: Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 170 Abb. 109).
11 Vgl. Wiltrud Heber: Die Arbeiten des Nicolas de Pigage in den ehemals kurpfälzischen Residenzen Mannheim und Schwetzingen, 2 Bde., Worms 1986, Bd. 2: Bildtafelteil Abb. 12. Huth, Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 186, Abb. 114.
12 Vgl. Stefan Mörz: Haupt- und Residenzstadt. Carl Theodor, sein Hof und Mannheim, 1. Aufl., Mannheim 1998, S. 69.
13 Das Kurpfälzische Mannheim 1782. Seine wichtigsten Bauwerke zur Zeit der Uraufführung von Schillers „Räubern“, hg. v. d. Wissenschaftlichen Stadtbibliothek, Mannheim 1959, Tafel 5.
14 Zur Geschichte des Mannheimer Schlossgartens vgl. MGbll 28 (1927), Sp. 15–17, hier: Sp. 16.
15 Huth: Kunstdenkmäler, Bd. 1, S. 458.
16 Huth: Kunstdenkmäler, Bd. 1, S. 355.
17 Ebd.
18 Bezüglich des Kaiser-Wilhelm-Denkmals hatte ein Gutachten des Landesdenkmalamtes den Erhalt gefordert. Vgl. Huth: Kunstdenkmäler, Bd. II, S. 1384.
19 Walter: Mannheimer Schloss, S. 80.
20 Hartmut Ellrich: Der Wiederaufbau des Mannheimer Schlosses nach 1945. In: MGbll N. F. Bd. 10 (2003), S. 147–178, hier: S. 170 f.
21 Ellrich: ebd.
22 Wasserfontänen sprudeln aus Zierbecken. Grünflächenamt installierte Springbrunnenanlage im Schlosshof. In: Mannheimer Morgen vom 15. Juli 1965.
23 Ebd.
24 Huth: Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 196, 357. Teile dieser Häuser wurden damals nummeriert und im Schwetzinger Schlossgarten eingelagert. Vgl. Volker Keller: Mannheim – Verlorene Schätze, Erfurt 2002, S. 12.
25 Thesen des ehemaligen Hamburger Landeskonservators Manfred F. Fischer. Vgl. Karsten Pressler: Beeinträchtigung eines Kulturdenkmals oder „baustilgerechte Kaschierung“? In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4 (2004), S. 203–213, hier: S. 209.
26 Helmut Friedmann: Alt-Mannheim im Wandel seiner Physiognomie, Struktur und Funktion (1606–1965), Bad Godesberg 1968, S. 29 f.
27 Mannheim und seine Bauten. Hg. v. Unterrheinischen Bezirk des Badischen Architekten- und Ingenieurvereins Mannheim-Ludwigshafen, Mannheim 1906, S. 44 f.
28 Stephan Hoppe: Was ist Barock? Architektur und Städtebau Europas 1580–1770, Darmstadt 2003, S. 228.
29 Vgl. Huth: Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 186.
30 Huth: Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 357. Plattner: Kunst und Kultur, S. 118.
31 Vgl. Walter: Mannheimer Schloß, S. 26.

Anschrift des Autors:
Hartmut Ellrich M. A.
Marktstraße 15
99885 Ohrdruf/Thüringen

Johannes Werner

Aussicht und Aufsicht

Nachträgliche Bemerkungen zum Karlsruher Stadtplan

„Wißt Ihr auch", fuhr der Teufel fort, „warum ich Euch gerade hierher gebracht habe? Ich möchte Euch einmal zeigen, was alles in Madrid geschieht."

Alain-René Lesage, Der hinkende Teufel (1707)

Dass eine Stadt aus dem Boden gestampft wurde, wo vorher noch keine war, kam zuweilen vor, zumal im Barock. „Das Barock gründet. Es bereitet sich kaum die Verlegenheit der Wahl. Es tritt auf, steckt den Stab in die Erde, und voll von Fähigkeit, überall Erde zu lockern und fruchtbare Saat zu streuen, den Bedingungen der Situation immer überlegen, so sehr es ihnen mit eingeborenem Takt sich fügen mag, spricht es das eine Wort: hier."[1] Zwar hatte Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach am 17. Juni 1715, und mitten im weiten Hardtwald, nur den Grundstein seines neuen Schlosses legen wollen; aber dann kam eine neue Stadt hinzu, die sogar zur Hauptstadt wurde; und dennoch war das neue Ganze wie aus einem Guß, nach einem Plan aus einer Hand, nach einem Willen. Vom Turm des Schlosses gingen nunmehr 32 schnurgerade Straßen aus; d. h. 7 Straßen in die Stadt, die in dem von seinen Seitenflügeln begrenzten Sektor lag, und 25 Alleen in das hinter ihm liegende Land.

Emblematische Darstellung der „Providentia" oder Vorsehung: Szepter mit Auge Gottes und Fernrohr (F. J. Holzinger, um 1720) Klosterbibliothek Metten

Welchen Sinn hat aber dieser eigenwillige, eigenartige, vielleicht auch einzigartige[2] Plan? Wie kam er zustande? Welche Überlegungen lagen ihm zugrunde? (Solche Fragen stellen sich freilich nur dann, wenn man der Legende von dem Fächer, der den Gründer zu seiner Fächerstadt inspirierte, mit dem Misstrauen begegnet, das sie verdient.) War es also ein pragmatischer Sinn, insofern die radialen Straßen das Gelände auf die übliche, günstigste Weise erschlossen und außerdem das Schloß auf dem kürzesten Wege mit den Dörfern auf der Hardt verbanden? War es ein symbolischer Sinn, insofern die Straßen vom Schloß ausstrahlen wie von einer Sonne, als die der barocke Herrscher sich ja verstand, oder insofern er in ihrem Zentrum saß wie eine Spinne inmitten ihres Netzes? Oder ging es weniger um die Strahlen und vielmehr um den Kreis, der das Schloß, das sein Mittelpunkt war, auf magische Weise schützte? Oder war es die barocke Liebe zur Geometrie als einem Ausdruck der Macht, der Ordnung und Verordnung, der Regel und des Reglements? Es war wohl etwas von allem.[3]

Sehen und Herrschen

Aber ein weiterer, nicht weniger wahrscheinlicher Sinn des Plans ist bisher allenfalls

am Rande angedeutet worden; nämlich der, der darin liegt, dass die radialen Straßen zugleich Schneisen waren, die den Blick, den Ausblick in die Ferne möglich machten. Nichts hielt ihn auf, und es schien dem Schauenden, dass seine Macht noch weiter als sein Auge reichte, dass sie unbegrenzt und unendlich war, also absolut; die Macht eben dessen, der vom Turm des Schlosses aus zugleich in 32, also in alle Richtungen schauen konnte. In Versailles oder anderswo waren es nur eine oder zwei; so etwa auch in Schwetzingen, wo Kurfürst Karl Philipp eigens eine 200 Fuß breite Lichtung in den Ketscher Wald schlagen ließ, um, wiederum vom Schloß aus, die fernen Pfälzer Berge sehen zu können.[4] Wie der von Ludwig Tieck 1797 (im „Gestiefelten Kater") karikierte König liebten die Herren „die freien Aussichten"[5] und stießen sich allenfalls noch daran, dass ihnen „die fatalen Berge"[6] im Wege standen.

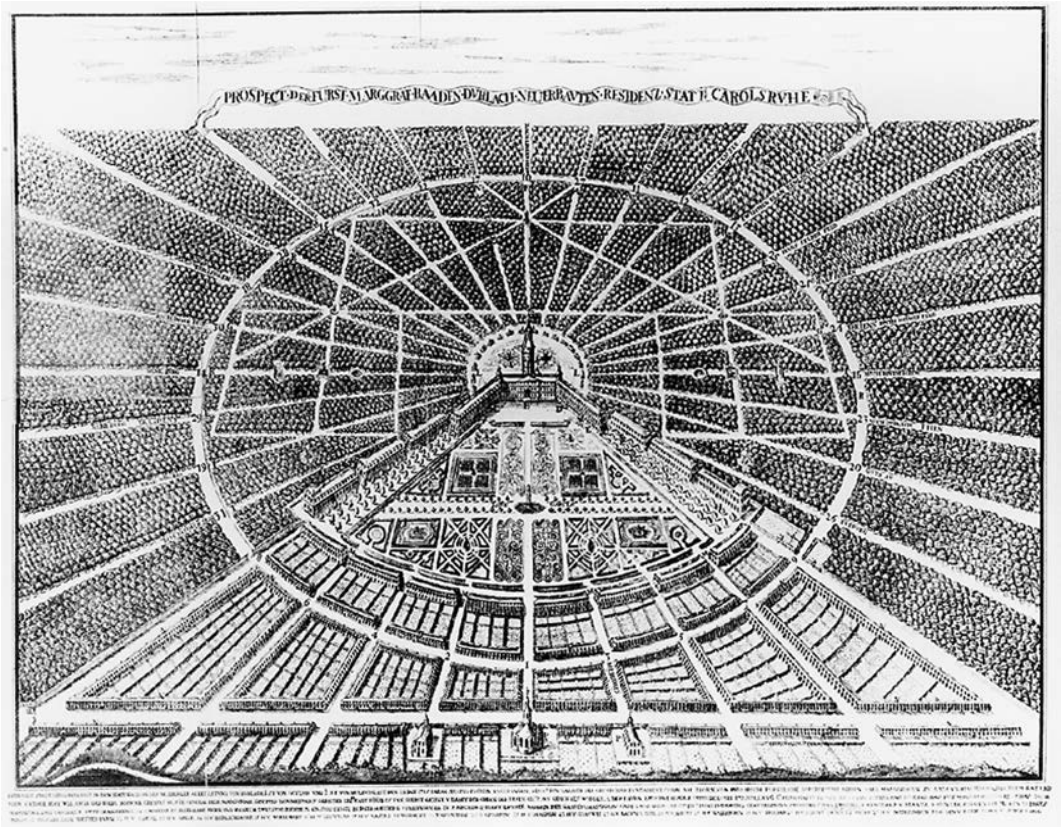
Aber nicht nur die Imagination oder Illusion von Macht war gewollt, sondern auch deren sehr reale Ausübung, nämlich durch Kontrolle. Wenn im Königreich Popo, das Georg Büchner, selber Opfer eines alles überwachenden Fürsten, 1842 (in „Leonce und Lena") nur halb erdichtet hat, vom Schloß aus die Grenzen des Landes beobachtet werden, und wenn dabei bemerkt wird, dass ein Hund „durch das Reich gelaufen"[7] ist – dann ist, neben der Kleinstaaterei, eben jene Kontrolle gemeint, die mit ihr einherging. „Die Aussicht von diesem Saal gestattet uns die strengste Aufsicht."[8] Dieselben Worte hätten auch im Schloß von Karlsruhe gesprochen werden können. Und dem Erbauer dieses Schlosses hätte man zutrauen können, was Otto Flake, aus genauer Kenntnis der Zeit, einem anderen Fürsten zugeschrieben hat: „Ein paar Stunden am Nachmittag brachte er damit zu, am Fenster des Schlosses zu stehn und aufzupassen, ob niemand spazierenging. Spazierengehn war schon, wenn ein Beamter über den Marktplatz schritt; er konnte es um den Tod nicht leiden."[9]

Die Wachsamkeit zählte, wie man glaubte, zu den wichtigsten Tugenden des Fürsten; weshalb ihn die barocke Emblematik auch gern mit dem Löwen verglich, der angeblich mit offenen Augen schläft.[10] Der Fürst wachte über alles und alle nicht anders als Gott selbst; denn das Auge Gottes sieht alles[11], und es „ruht auf allen, die ihn fürchten und ehren, die nach seiner Güte ausschauen"[12]; wobei, in der barocken Ikonographie, vom Auge Gottes oft Strahlen ausgehen, so wie in Karlsruhe die Straßen vom Schloß, in dem der Fürst wacht. „Der Grundriß der Stadt Karlsruhe ist also ein Auge, weil er ein Stern oder eine Sonne ist."[13]

Es ist durchaus denkbar, dass der Fürst, um besser zu sehen, ein Teleskop benutzte, das (wie übrigens auch das Mikroskop) nicht zufällig im Barock erfunden wurde. Und auch dass in den Schlössern der Spiegel so beliebt war, war kein Zufall: er erhöhte den Glanz, der den Fürsten umgeben musste; er ermöglichte es, den eigenen Auftritt, wie den eines Schauspielers auf einer Bühne, im Auge zu behalten[14] – und zugleich den der anderen; also sie zu beobachten, ohne dass sie es bemerkten.

Sehen und gesehen werden

Späteren Besuchern fiel dieser Sinn des Karlsruher Plans durchaus auf. „Karlsruhe ist eine Stadt der geraden Linien, die von einem gemeinsamen Zentrum ausgehen; und dieses gemeinsame Zentrum ist das Schloß des Großherzogs. Seine zwanzigtausend Bürger müssen die loyalsten Menschen der Welt sein, denn sie können ihren Fürsten niemals aus den Augen verlieren. Unausweichlich werden sie auf Schritt und Tritt an seine Macht erinnert. Sie können nicht aus ihren Fenstern schauen, ohne die seinen zu sehen. Sein Auge ruht auf ihnen, wie das der Vorsehung, den ganzen Tag lang; und wenn jemand Blähungen bekommen sollte, müsste er dafür die Stadt verlassen."[15] Diesen Worten eines englischen Reisenden entsprechen die eines französischen ganz genau; denn wenn, wie er hervorhebt, der Bürger immer das Schloß des Fürsten sieht, denkt er immer daran, dass er selber gesehen wird. „Von allen Straßen, die fächerförmig angeordnet sind, sieht man das Schloß, das gemeinsame Zentrum. O Großherzog! Die Bewohner Eurer Hauptstadt können keinen Schritt machen, ohne dass ihre Augen auf Eure Hoheit fallen oder sie Euch den Rücken zuwenden!"[16] Auch Ernst von Salomon, der als Kadett nach Karlsruhe kam, bemerkte: „Alle



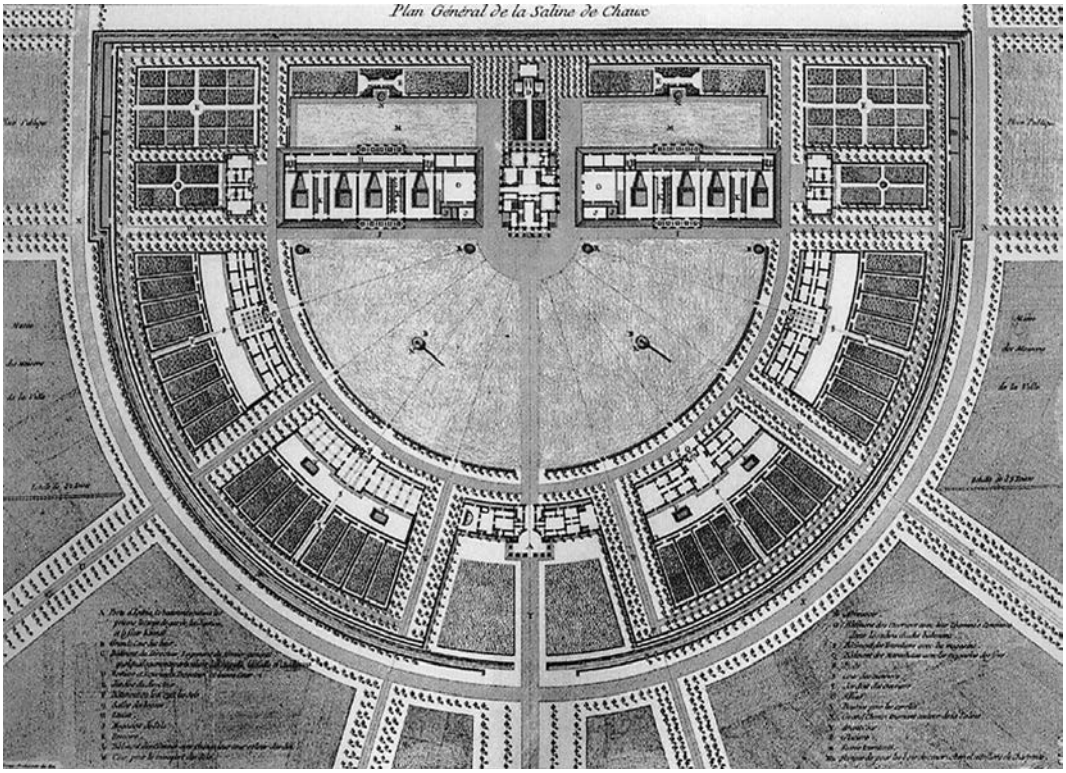
Prospekt von Schloß und Stadt Karlsruhe (1721)

Hauptstraßen liefen fächerartig auf das Schloß zu, so dass es, von welcher Seite man auch vordringen mochte, immer zu sehen war.“[17]

Es geht, wie aus diesen Äußerungen deutlich wird, um zweierlei. „Der Markgraf vermochte von seinem Schlosse aus in alle Straßen seiner Fächerstadt zugleich zu sehen: nichts konnte der patriarchalischen Fürsorge dieses Polizeistaates entgehen, überall konnte sie rasch eingreifen, regeln, ordnen. Die Abhängigkeit der Untertanen vom Fürsten war in diesem Stadtgrundriß zu vollendetem Ausdruck gelangt.“[18] Soviel zum einen, nämlich dazu, dass der Fürst vom Schloß aus in die Stadt sehen konnte; aber das andere ist, dass die Bürger von der Stadt aus das Schloß sehen und somit nicht übersehen konnten, dass sie gesehen werden konnten. Die Folgen blieben nicht aus. Harry Graf Kessler hätte diese Stadt – schon um ihres Planes willen – gewiß zu jenen kleinen Residenzen gezählt, die zwar „die Kultur gefördert, aber den Menschen gebrochen“[19] haben, indem sie die „allgemeine Servilität und Rückgratsverkrümmung“[20] verursacht und verbreitet haben.

Die Saline in Arc-et-Senans

Man muß sehr weit gehen, um etwas Vergleichbares zu finden; wohl bis zur königlichen Saline in Arc-et-Senans im Hochburgund, die Claude-Nicolas Ledoux auf Geheiß von Ludwig XV. von 1775 an erbaute. Hier ist es das Haus des Direktors, das, höher als alle anderen, die zentrale Stelle besetzt; und dessen Giebel durch einen großen Okulus, also (wörtlich!) ein Auge ausgezeichnet ist; ein Auge, „dem nichts entgeht“[21], und auf das sich umgekehrt auch „alle Blicke richten“[22]. Die Produktion von Salz, die ein königliches Monopol war, wurde scharf überwacht; die Arbeiter arbeiteten nicht nur, sondern lebten auch in der



Plan der Saline von Arc-et-Senans (Claude-Nicolas Ledoux, 1804)

Saline und konnten sie durch das imposante Wachgebäude nur in Notfällen verlassen. Aber durch eine Tür in der Mauer und eine auf der Rückseite des Hauses konnten die obersten Aufseher kommen und gehen, ohne selber gesehen zu werden.

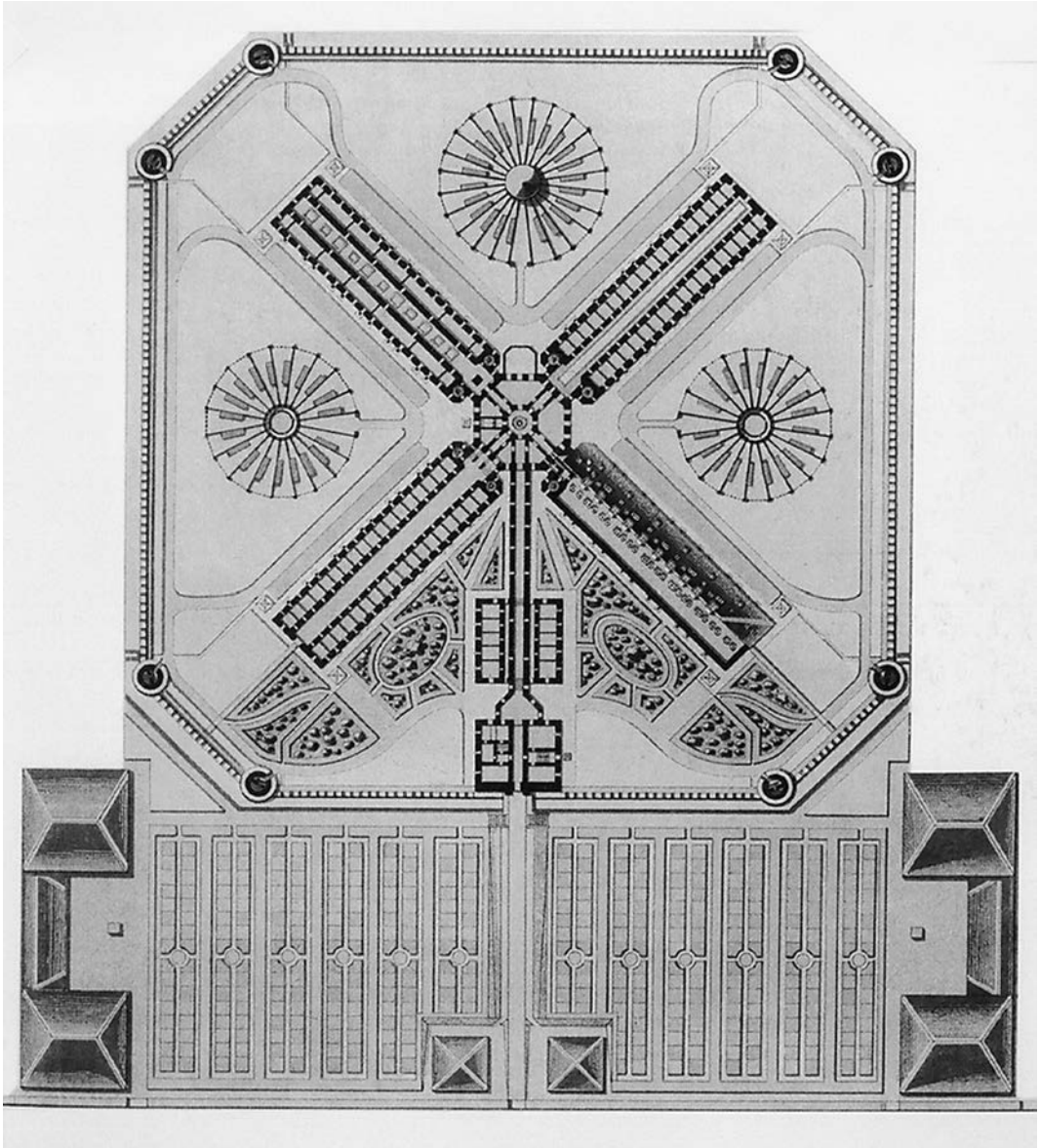
Sehen und schiessen

Ein weiterer Vorteil des Karlsruher Plans lag darin, dass man die vom Zentrum ausstrahlenden Straßen von ihm aus mit Geschützen bestreichen, unter Feuer nehmen konnte; dass man also jede unerwünschte Annäherung militärisch unterbinden konnte. Ob auch der Gründer (der immerhin kaiserlicher Generalfeldzeugmeister war) daran dachte, ist ungewiß; aber er äußerte sich einem Besucher gegenüber über „die Lage meines Landes, das jeden Augenblick Kriegstheater werden kann. Ich bin nicht einmal imstande, hier einen festen Platz herzustellen. Ich könnte ihn nicht einmal mit Mauern umgeben.“[23] Die sonst unumgängliche Befestigung einer Stadt ließ sich, wie man damals meinte, durch eine lineare Straßenführung ergänzen, wenn auch nicht ersetzen.[24] Doch nicht nur der äußere, von außen eindringende, sondern auch der innere Feind konnte derart unter Feuer genommen und in Schach gehalten werden. Solche Überlegungen lagen dann dem Plan zugrunde, nach dem Paris im 19. Jahrhundert umgestaltet wurde. Haussmann, der die ungeregelt gewachsene Stadt mit geradlinigen Boulevards durchzog und durchbrach, wollte den Bürgerkrieg, „wollte die Errichtung von Barrikaden in Paris für alle Zukunft unmöglich machen“[25]. Der Karlsruher Plan war, ballistisch betrachtet, ein „Sinnbild der herrschenden Macht“[26], und zugleich ihr Instrument.

Das „Panopticon“

Im Karlsruher Plan war schon längst verwirklicht worden, was, wohl ohne ihn zu

Zuchthaus Bruchsal: Blick vom Zentralbau in einen der Zellenbauten



Plan des Männerzuchthauses in Bruchsal (J. Fuesslin, 1854)

kennen, Jeremy Bentham, der utilitaristische Philosoph, erst 1787 unter dem Namen „Panopticon“ veröffentlichte, und worunter er „ein großes und neues Regierungsinstrument“[27] verstand. Die Konstruktion, die er vorschlug, bestand hauptsächlich aus einem ringförmigen Bau mit zahlreichen Einzelzellen, die zwar gegeneinander abgeschottet, aber von einem Turm inmitten des Rings aus gleichzeitig einsehbar sein sollten. Gebäude dieser Art eigneten sich, so Bentham, als Zucht-, Schul-, Irren-, Kranken-, Armen- und Arbeitshäuser; diejenigen, die dann so oder ähnlich tatsächlich gebaut wurden, dienten und dienen vor allem als Gefängnisse.[28] „Im Hinblick darauf ist es sowohl zu viel als auch zu wenig, dass der Häftling ohne Unterlaß von einem Aufseher überwacht wird: zu wenig ist es, weil es darauf ankommt, dass er sich ständig überwacht weiß; zu viel ist es, weil er

nicht wirklich überwacht werden muß. Zu diesem Zweck hat Bentham das Prinzip aufgestellt, dass die Macht sichtbar, aber uneinsehbar sein muß; sichtbar, indem der Häftling ständig die hohe Silhouette des Turms vor Augen hat, von dem aus er bespäht wird; uneinsehbar, sofern der Häftling niemals wissen darf, ob er gerade überwacht wird; aber er muß sicher sein, dass er jederzeit überwacht werden kann."[29] Auch die Karlsruher Bürger hatten die „hohe Silhouette des Turms"[30] ständig vor Augen; des Turms, der bezeichnenderweise noch vor der Stadt, ja vor dem Schloß errichtet worden war, und zwar als „point de vue"[31] und zu keinem anderen Zweck als dem, den Blick frei und in die Ferne schweifen zu lassen.

Das Zuchthaus in Bruchsal

Eine solche Silhouette, die eines zentralen Turms, sahen auch die Insassen des neuen Zuchthauses in Bruchsal, das ganz à la Bentham erbaut und 1848 eröffnet wurde.[32] Einer von ihnen war Otto von Corvin, der hier, wenn auch nicht lange, dafür büßte, dass er sich den badischen Revolutionären angeschlossen hatte, und sich mit stets denselben Worten darüber beklagte, dass der jeweilige Wächter von einem äußeren Umgang aus alle Fenster, von einer inneren Galerie aus einen ganzen Flügel, durch eine Öffnung in der Tür die ganze Zelle „übersehen kann"[33], ohne selber gesehen zu werden.

Big Brother Is Watching You

„Es gab natürlich keine Möglichkeit zu wissen, ob man zu irgendeinem bestimmten Zeitpunkt beobachtet wurde."[34] Doch nicht das „Panopticon" ist hier gemeint, auch nicht die Pläne von Karlsruhe oder Arc-et-Senans, die dessen Prinzipien vorauszuahnen und vorwegzunehmen schienen, auch nicht der Bau in Bruchsal, der ihnen folgte – sondern das London von 1984, wie George Orwell es in seiner negativen Utopie beschrieben hat. Da gibt es nämlich neben einer Polizei, die vom Hubschrauber aus in die Wohnungen späht, eine sogenannte Gedankenpolizei, die diese Wohnungen über den allgegenwärtigen, nicht abschaltbaren Bildschirm beobachten kann, ohne dass man weiß, ob sie es gerade tut. „Es war sogar vorstellbar, dass sie jeden jederzeit beobachtete. Aber jedenfalls konnte sie sich in jedermanns Leitung einschalten, wann immer sie wollte."[35] Was Orwell als Möglichkeit beschrieb, ist, wie man weiß, inzwischen Wirklichkeit geworden. Straßen und Plätze, aber auch Räume sind mit Kameras bestückt, die sichtbar sind oder nicht, die aufnehmen oder nicht, deren Aufnahmen oder Aufzeichnungen ausgewertet werden oder nicht; um noch ganz davon zu schweigen, dass jeder jederzeit elektronische Spuren hinterlässt, aus denen sein ganzer Tageslauf, ja Lebenslauf rekonstruiert werden kann.[36] So wurde das panoptische System zu einer Wirklichkeit, wie sie weder Orwell noch Bentham noch auch die, die den Karlsruher Stadtplan erdachten, jemals für möglich gehalten hätten.

Anmerkungen

1 Wilhelm Hausenstein, Vom Geist des Barock. München 1921, S. 54.
2 Vgl. Gerhard Peters, Mannheim–Rastatt–Karlsruhe. Blick auf drei Barockstädte. In: Die Pyramide 49/1931, S. 192–193; hier S. 193.
3 Der Verf. hat in einer früheren Arbeit (Über Karlsruhe, seinen Plan und dessen Sinn. Eine Übersicht. In: Badische Heimat 4/1994, S. 481–494) alle diese Lesarten auch aus der Literatur ausführlich begründet und belegt, so dass er sich hier auf die hier vorgeschlagene beschränkt.
4 Vgl. Rudolf Sillib, Schloß und Garten in Schwetzingen. Heidelberg 1907, S. 21.
5 Ludwig Tieck, Der gestiefelte Kater. Ein Kindermärchen in drei Akten, mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge. Frankfurt a. M. 1986, S. 88.
6 Ebd.
7 Georg Büchner, Leonce und Lena. In: G. B., Dichtungen. Hrsg. von Henri Poschmann (= Sämtliche Werke und Briefe Bd. 1). Frankfurt a. M. 1992, S. 91–141; hier S. 123.
8 Ebd.
9 Otto Flake, Die junge Monthiver. Roman. Berlin 1935, S. 87.
10 Vgl. Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hrsg.), Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Stuttgart 1976, Sp. 400 f., 1214, 1266; vgl. dazu Willi Flemming, Deutsche Kultur im Zeitalter des Barocks. 2. Aufl. Konstanz o. J., S. 114, 137.
11 Vgl. Michael Stolleis, Das Auge des Gesetzes. Geschichte einer Metapher. München 2004, S. 16, 28, 36 f.
12 Psalm 33, 18.

13 Heinrich Berl, Der Grundriß der Stadt Karlsruhe als Weltsystem. In: Die Pyramide 8/1931, S. 27–29; hier S. 29.
14 Vgl. Johannes Werner, Der Spiegel. Ein barockes Motiv in badischen Beispielen. In: Badische Heimat 4/1982, S. 39–47.
15 Leitch Ritchie, Travelling Sketches on the Rhine, and in Belgium and Holland. London 1833, S. 40 (Übers. v. Verf.).
16 Edmond Texier, Voyage pittoresque sur les bords du Rhin. Paris 1858, S. 90 (Übers. v. Verf.).
17 Ernst von Salomon, Die Kadetten. Berlin 1933, S. 11 f.
18 Franz Schnabel, Karlsruhe. Die Stadt als Denkmal. In: O. Berendt (Hrsg.), Karlsruhe. Das Buch der Stadt. Stuttgart 1926, S. 11–15; hier S. 12. – Vgl. auch Herbert Meininger/Hubert Doerrschuck, 250 Jahre Karlsruhe. Die Chronik zum Jubiläum der Stadt. Karlsruhe 1965, S. 20 f.
19 Harry Graf Kessler, Tagebücher. 1918–1937. Hrsg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt a. M. 1961, S. 392.
20 Ebd.
21 Anne Sefrioui, Die königliche Saline von Arc-et-Senans. Paris o. J., S. 26.
22 Ebd.; vgl. auch S. 27. – Vgl. auch Hanno-Walter Kruft, Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit. München 1989, S. 112–126.
23 Zit. n. Edgar Frhr. von Rotberg, „Karls Ruhe“. In: Hermann Eris Busse (Hrsg.), Karlsruhe (= Badische Heimat, Jahresheft). Karlsruhe 1928, S. 44–52; hier S. 49.
24 Vgl. Hartwig Neumann, Reißbrett und Kanonendonner. Festungsstädte der Neuzeit. In: „Klar und lichtvoll wie eine Regel“. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (= Ausstellungskatalog). Karlsruhe 1990, S. 51–76; hier S. 69.
25 Walter Benjamin, Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts. In: W. B., Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Siegfried Unseld. Frankfurt a. M. 1961, S. 185–200; hier S. 198. – Zu dieser „strategischen Absicht“ vgl. auch Fritz Stahl, Paris. Eine Stadt als Kunstwerk. Berlin 1929, S. 167–177; hier S. 168.
26 A. E. Brinckmann, Die baugeschichtlichen Grundlagen des Karlsruher Stadtplans. In: Zeitschrift für Bauwesen 10–12/1913, Sp. 603–622; hier Sp. 610.
27 Zit. n. Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1976, S. 265.
28 Vgl. Metropole London. Macht und Glanz einer Weltstadt. 1800–1840 (= Ausstellungskatalog). Recklinghausen 1992, S. 563–565.
29 Foucault, a. a. O. S. 258 f.; vgl. insges. S. 221–229, 251–292. – „Der perfekte Disziplinarapparat wäre derjenige, der es einem einzigen Blick ermöglichte, dauernd alles zu sehen“ (ebd. S. 224).
30 Ebd. S. 259.
31 Vgl. auch Gerda Franziska Kircher, Das Karlsruher Schloß als Residenz und Musensitz. Bearbeitet aus dem Schloßinventar von 1787 und aus der Korrespondenz der Markgräfin Karoline Luise (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Bd. B,8). Stuttgart 1959, S. 5.
32 Vgl. Johannes Werner, Im „neuen“ Zuchthaus in Bruchsal. In: Hierzuland 25 (1998), S. 19–22. – Dem Bruchsaler Bau waren ähnliche u. a. in Philadelphia, in Pittsburgh und in London vorausgegangen, wobei eben in London die in einem Zentrum zusammengefassten „eigentlichen Aufseher“ dafür sorgten, „dass in den Abtheilungen sich nichts regen kann, was ihrer Aufmerksamkeit entginge“ (August Hermann Niemeyer, Beobachtungen auf einer Reise nach England. Bd. 1. Wien 1825, S. 218).
33 Otto von Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. 3. 3. Aufl. Leipzig 1880, S. 341, 344, 345.
34 George Orwell, Nineteen Eighty-Four. London 1996, S. 4 f. (Übers. v. Verf.).
35 Ebd. S. 5.
36 Vgl. z. B. Thomas Fischermann, Unter Verdacht. In: Die Zeit 34/2004, S. 13–16.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Hartmut Hegeler

Anton Praetorius (1560–1613) – Kämpfer gegen Hexenwahn und Folter

Zum 400-jährigen Gedenken an das Lebenswerk des badischen Pfarrers Anton Praetorius

Es gilt in diesem Artikel einen kritischen Geist aus der Zeit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert zu würdigen, der Pfarrer in Baden war und eines der ersten Bücher gegen Hexenverfolgungen und Folter verfasste. Wenn Anton Praetorius auch nicht der erste war, der seine Stimme gegen diese Verfolgungen erhob, so tritt er doch als erster evangelischer Pfarrer vehement für die völlige Abschaffung der Folter ein. Man hat ihn daher auch als einen „Vorgänger" von Amnesty International bezeichnet. Von seinem Werk „Von Zauberey vnd Zauberern Gründlicher Bericht. Darinn der grawsamen Menschen thöriges / feindseliges / schändliches vornemmen: Vnd wie Christliche Oberkeit in rechter Amptspflege ihnen begegnen / ihr Werck straffen / auffhebn / vnd hinderen solle / vnd könne", das er 1598 unter dem Pseudonym des Namens seines Sohnes Joannes Scultetus Westphalo Camensis veröffentlichte, erschienen insgesamt vier Auflagen.

Gerade der badische Pfarrer Anton Praetorius verdient ein besonderes Gedenken, wie Zitate aus der Literatur zeigen:

„Unter den verdienstvollen Männern, die im 16. und 17. Jahrhundert der damals in Deutschland so schrecklich wütenden Hexenverfolgung mutig entgegentraten, gebührt eine Ehrenstelle dem wackeren Anton Praetorius."

(Paulus, Nikolaus: Hexenwahn und Hexenprozess vornehmlich im 16. Jahrhundert, Freiburg im Breisgau 1910, 183 ff.; zitiert von Dr. Otto Schnettler in: Heimatblätter, Organ des Heimatbundes für den Kreis Lippstadt, 20. 7. 1927)

„Diese Schrift gehört zu den wenigen, welche dem 17. Jahrhundert zur Ehre gereichen."

„Da dieser edle Menschenfreund sehr wenig bekannt ist, so dürfte es angebracht sein, die Erinnerung an seine ziemlich vergessenen Verdienste wieder aufzurichten."

(Janssen, Johannes, Pastor Ludwig: Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. VIII, Freiburg 1924, S. 629 f.)

Es würde „selbstverständlich der Stadt Alzey gleichermaßen zur Ehre gereichen, wenn sie eine solche Persönlichkeit als Alzeyer Bürger und Pfarrer zu ihrem historischen Erbbestand zählen dürfte." „Der Name der Stadt würde zudem auch mit einem der engagiertesten und exponiertesten publizistischen Gegner der Hexenverfolgungen in Verbindung gebracht werden dürfen." „Anton Praetorius als Verfechter der Menschenrechte in Zeiten des Hexenwahns … begründet in christlicher Barmherzigkeit und Nächstenliebe, gegen alle Formen staatlich-religiösen Terrors mit den Mitteln der Folter und Haft".

(Karneth, Rainer: Stadtarchivar von Alzey, „Hexen, Hexenverfolgung und ein vermeintlicher Alzeyer Kritiker: Antonius Praetorius", Alzeyer Geschichtsblätter 30 (1997), S. 63 f.)

Verhaftung in Oberwöllstadt

Keiner ahnte, wen sie an diesem sommerlichen Freitag am 5. August inhaftiert hatten. Man schrieb das Jahr 1603. Ein Fremder kam durch Niederwöllstadt in Richtung Friedberg

geritten, Weib und Kind in seiner Begleitung.[1] Sie verirrten sich und gelangten nach Oberwöllstadt, als gerade der Klang der Glocken die Menschen zum Gottesdienst rief. Der Fremde machte mit seiner Familie eine Pause, ließ die Pferde füttern und wollte in der Zwischenzeit die Predigt anhören. Was der Fremde nicht wissen konnte: erst zehn Tage zuvor war dieser Ort rekatholisiert worden.[2] Der erste katholische Gottesdienst fand nach 60-jähriger Pause am 27. Juli 1603 statt.[3] Deswegen legte anstelle des bisherigen Pfarrers Pistorius[4] ein katholischer Mönch, Prior Wendelin Falter[5] die biblische Geschichte aus.[6] Gottesdienstliche Lesung war Lukas 10[7], die Geschichte von Martha und Maria. Die eigenwillige Homilie des Predigers frappierte den Fremden. „Der praedicant hielt sich nicht lange bei dem text, kam auff die Himmelfahrt Mariae der Mutter Gottes, welcher doch dieser mit keinem Buchstab gedencket.“[8]

Bald hielt es der Fremde nicht länger aus. Als glühender Protestant konnte er dieser Predigt zur Himmelfahrt Marias einfach nicht länger zuhören und verließ den Gottesdienst. Als schließlich der Mönch aus der Kirche trat, forderte der Fremde den Prediger auf, die Äußerungen der Predigt aus dem Evangelium zu belegen. Sie gerieten in einen Wortwechsel. Schließlich nahte der Schultheiß[9] mit seinem Spieß. Bei der Vernehmung stellte der Schultheiß fest, dass der Fremde sich „ausgibet Anthonius Praetorius itzunder Churfu. pfalz Kirchen Dhiener zu Lautenbach an der Bergstrasen“,[10] und es sich also um einen reformierten Pfarrer aus der Kurpfalz handelte.

Wer war dieser Anton Praetorius?

Anton Praetorius

Anton Praetorius wurde 1560 in Lippstadt/Westfalen als Sohn von Matthes Schulze geboren.[11] Anton besuchte die Lateinschule und studierte Theologie. Dem Trend der Zeit entsprechend übersetzte er seinen Namen in die damalige Weltsprache Latein und nannte sich fortan Praetorius. Im Alter von 13 Jahren erlebte Praetorius einen Hexenprozess unter Anwendung der Folter, der zu seinem Denken entscheidend beigetragen hat. Er schreibt rückblickend im Jahr 1613: „Es ist vber viertzig jahr / daß ich zur Lipp / in meinem Vatterlande / mit meinen augen gesehen habe / daß etliche Burgers Weiber hinauß geführet und verbrant worden / nur darumb / daß sie bekannt / sie hätten mit dem Satan (welchen sie Fedderbusch nenneten) gezecht / getantzet / gebuhlt / vnd wetter gemacht: welches alles doch ihrer natur zu wider / vnd unmöglich gewesen.“[12].

Rasch machte Praetorius Karriere und wurde 1586 Rektor der Lateinschule in Kamen/Westfalen. Es kam zu häufigen Ortswechseln: 1587 lutherischer Diakon in Worms und 1589 zweiter Pfarrer an der ehrwürdigen Katharinenkirche in Oppenheim[13], wo schon 1565 der Calvinismus eingeführt worden war.[14] Hier scheint er eindeutig dem reformierten Bekenntnis anzugehören.[15] Dieser gelehrte und fleißige Verkünder von Gottes Wort blieb nicht von den Katastrophen seiner Zeit verschont. Um 1584 hatte er in Kamen seine Frau Maria geheiratet. Ein Jahr später wurde ihr Sohn Johannes geboren, aber schon 1596 riss eine Pestepidemie die Frau von seiner Seite. Wie durch ein Wunder blieben er und sein 12-jähriger Sohn verschont, standen jedoch Todesängste aus in der dauernden Angst vor Ansteckung.[16]

Konfessionelle Streitigkeiten in der Kleinen Eiszeit

Die Menschen litten nicht nur unter der Pest. Seit 1560 hatte sich in Europa das Klima verschlechtert. Bis 1700 stöhnten die Menschen unter den Wetterkatastrophen der sog. „Kleinen Eiszeit“.[17] Nasse kühle Sommer und harte schneereiche Winter führten zu Missernten, Hungersnot und Teuerung.

Die Menschen deuteten diese Wetterkatastrophen als Anzeichen des nahen Weltendes und als Ausdruck von Gottes Zorn über die Sündhaftigkeit der Menschen. Es kam zu erbitterten konfessionellen Streitigkeiten, um durch die Verkündigung der „rechten und reinen“ Lehre Gottes Zorn zu besänftigen. Überzeugt von der Radikalität der Botschaft Christi schloss sich Praetorius der in seinen Augen fortschrittlichsten Richtung der Reformation, dem Calvinismus, an. Die Calvinisten (auch Reformierte genannt) bezogen sich auf die Glaubenslehre des französischen

Zwei Hexen zaubern Unwetter

Kirchenreformators Johannes Calvin in Genf.[18] Sie wollten alles aus der Kirche entfernen, was die Menschen von der reinen Lehre und von Gott ablenken konnte. Auf protestantischer Seite kam es zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Lutheranern und Reformierten.

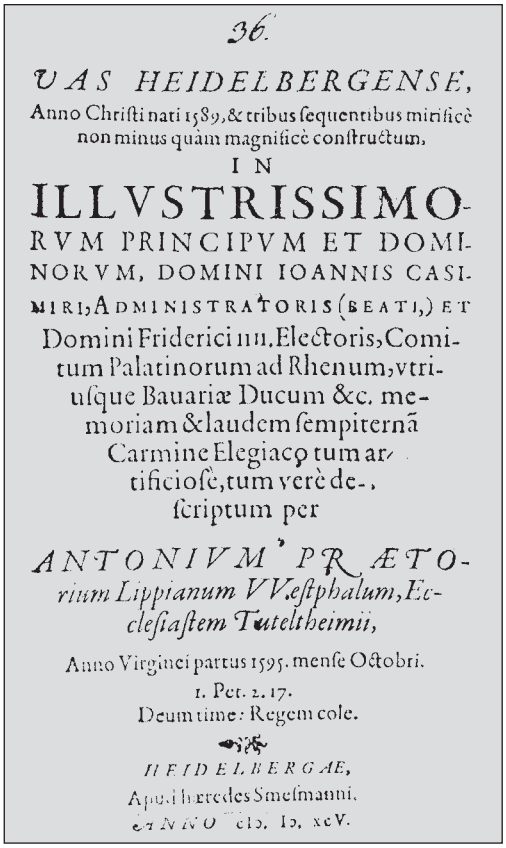
Das grosse Fass

1592 wurde Praetorius zum ersten reformierten Pfarrer in dem Weinort Dittelsheim berufen. 1594 unternahm Praetorius eine Reise nach Heidelberg, dem Zentrum reformierter Theologie. Praetorius war von der Universitätsstadt am Neckar tief beeindruckt. Den Winzern in seiner Kirchengemeinde Dittelsheim schilderte er das riesige Weinfass, das Johann Casimir und der Kurfürst Friedrich IV. 1591 hatten bauen lassen. Auf dieses Weltwunder seiner Zeit verfasste er sein erstes literarisches Werk, ein lateinisches Lobgedicht, und widmete es dem reformierten Pfalzgrafen Johann Casimir und dem reformierten Kurfürsten Friedrich IV. Er pries das Fass als ein Zeichen für die gottgefällige Regierung der reformierten Obrigkeit.[19] Die Größe des Fasses wurde von ihm als augenscheinliches Symbol der Überlegenheit des calvinistischen Glaubens gesehen: „Hier leuchtet die Güte, hier die Majestät, hier die höchste Macht des ewigen Gottes überall heller“.[20]

Insgesamt gewinnt man aus dem Lobgedicht auf das Große Fass und auf seine Erbauer die Überzeugung, dass für Praetorius die einzigen calvinistischen (Kur-)Fürsten des Reiches mit ihrem Bauprojekt von Kornspeichern für Notzeiten und der Errichtung des Grossen Fasses eine Wiederverkörperung von Josephs gottgewolltem Wirken in Ägypten darstellten. Mit seinem Gedicht wollte Praetorius mithelfen, den Ruhm dieses Fasses als religiöses Symbol international bekannt zu machen und damit seinem calvinistischen Glauben weit über die Landesgrenzen hinweg zu Aufmerksamkeit und Anerkennung zu verhelfen.

Der Bau des Fasses symbolisierte für ihn, wie diese beiden calvinistischen Fürsten trotz aller persönlichen Schwächen als Vorkämpfer der reformierten Konfession den Willen Gottes umsetzten. Beide sorgten für den rechten Glauben, festigten die calvinistische Bewegung in ganz Deutschland und Europa und legten für Notzeiten einen Vorrat der beiden Gaben des Herrenmahls an – Wein und Brot. Durch den Bau des Fasses wurde für Praetorius deutlich, welche ungeheuren Leistungen die calvinistische Religion hervorzubringen imstande war. „Solch ein Gefäß mit so großer Gabe des Weinstocks gibt’s nicht, soweit der riesige Erdkreis reicht“.[21]

Nach jahrzehntelangen Klimakatastrophen, Hungersnöten, Pestepidemien und Kriegen sah das christliche Abendland immer mehr Anzeichen für das nahe Weltende. Furcht und Zittern befiel die Menschen. Allerorten erscholl der Ruf zur Buße. Warum hatte Gott seine schützende Hand von den Menschen abgezogen? Es entbrannte heftiger Streit zwischen Katholiken, Lutheranern und


36.

VAS HEIDELBERGENSE,
Anno Christi nati 1589, & tribus sequentibus mirificè
non minus quàm magnificè constructum,
IN
ILLVSTRISSIMO-
RVM PRINCIPVM ET DOMI-
NORVM, DOMINI IOANNIS CASI-
MIRI, ADMINISTRATORIS (BEATI,) ET
Domini Friderici III. Electoris, Comi-
tum Palatinorum ad Rhenum, vtri-
usque Bauariæ Ducum &c. me-
moriam & laudem sempiternã
Carmine Elegiaco tum ar-
tificiosè, tum verè de-
scriptum per
ANTONIVM PRÆTO-
rium Lippianum VVestphalum, Ec-
clesiastem Tuteltheimii,
Anno Virginei partus 1595. mense Octobri.
1. Pet. 2. 17.
Deum time: Regem cole.
HEIDELBERGAE,
Apud hæredes Smesmanni.
ANNO CIↃ. IↃ. XCV.

Titelseite von Praetorius Gedicht auf das 1. Große Fass von Heidelberg

Reformierten über die rechte Verkündigung von Gottes Wort, um seinen Zorn zu besänftigen. Praetorius nahm hierzu 1596 in seinem 14-seitigen lateinischen Werk „De Pii Magistratus Officio“ engagiert Stellung.

In dieser Schrift „De Pii“ sah Praetorius die Welt und das Leben der Menschen akut bedroht durch falschen Gottesdienst. Nur Umkehr zur wahren Religion und Abwendung von falschen Traditionen konnte Rettung bringen. Die Hauptbedrohung der wahren Verehrung Gottes sah er im Papsttum. In den „verderblichen“ Lehren der katholischen Kirche erblickte er den Grund für den Zorn Gottes, der sich in Klimakatastrophen, Hungersnot und Kriegen äußerte. Rettung der Menschen konnte nur erfolgen, wenn die Menschen die Bibel nach dem wahren Willen Gottes durchforsteten[22] und radikal falsche Traditionen bekämpften.[23] Die richtige Gabe der Sakramente würde den Fall des Papsttums herbeiführen[24] und Gott versöhnen.

Hintergrund des Konflikts in Oberwöllstadt

Diese Ausführungen von Praetorius aus dem Jahr 1596 machen den Hintergrund des Zwischenfalls in Oberwöllstadt 1603 verständlicher. Nicht Diskutierfreude, nicht akademische Suche nach Wahrheit, nicht Jähzorn machten für Praetorius die Konfrontation mit der Marienverkündigung des katholischen Mönchs zu einer religiösen und existentiellen Notwendigkeit, ja zur heiligen Pflicht eines wahren Christen. Praetorius als Vertreter der calvinistischen Avantgarde bedrängte die Angst vor dem Zorn Gottes und dem drohenden Ende der Welt aufgrund der wider- und unbiblischen Lehren der Papisten.

Natürlich ahnten weder der Mönch noch der Schultheiß in Oberwöllstadt zunächst, wen sie vor sich hatten, doch sein entschlossenes Auftreten und sein drängendes Fragen nach einer Legitimation der Marien-Predigt aus den Aussagen der Heiligen Schrift trieben den Konflikt schnell zu einem Höhepunkt.

Reaktion des Erzbischofs Johann Adam in Mainz

Praetorius wurde vom Schultheiß in Oberwöllstadt verhaftet. Es entspann sich ein umfänglicher Briefwechsel, der im Staatsarchiv von Würzburg in den Mainzer Regierungsakten aufbewahrt ist.[25]

Die harte Behandlung des inhaftierten Praetorius durch die örtlichen Behörden wird in einem Schreiben vom Erzbischof Johann Adam in Mainz rückhaltlos gebilligt. Das ungestüme, trotzige und ungeziemende Auftreten des kurpfälzischen Predigers wurde vom Landesherren als direkter Affront gegenüber der katholischen Kirche interpretiert. Nach gerade vollzogener Rekatholisierung Oberwöllstadts stellte es natürlich ein besonderes Ärgernis dar, wenn dem Prior des Klosters als erzbischöflichen Repräsentanten öffentlich vor allen Pfarrkindern und Zuhörern der Marienpredigt von einem Ortsfremden eine solch despektierliche Haltung entgegenge-

bracht wurde.[26] Aufgrund dieses ärgerlichen Zwischenfalls gab der Landesherr die Anordnung, an dem durchreisenden Praetorius vor allen Ortsleuten ein Exempel zu statuieren.

Kurfürst Friedrich IV., Pfalzgraf in Heidelberg

Erst das Eingreifen des Kurfürsten Friedrich IV., Pfalzgraf in Heidelberg, brachte eine Wende für Praetorius. Der reformierte Kurfürst Friedrich IV. richtete am 12. August 1603[27] persönlich einen Brief an seinen „lieben Freundt und Bruder", den Erzbischof von Mainz, ersuchte um Informationen über die Vorwürfe gegen seinen Kirchendiener Praetorius und bat „dieselbige … Praetorium wiederumb auf freien fuß stellen lassen". Er betonte, „das wir an seiner mißhandlung kein gefallens tragen."

Hiermit erfuhr Praetorius Protektion von höchster Stelle. Bislang fand sich keinerlei Überlieferung, ob der Heidelberger Kurfürst Friedrich IV. jemals persönlich von der Schrift von Praetorius aus dem Jahr 1594 über das 1. Große Fass und über seine reformierte Regierungsführung Kenntnis hatte. Durch diesen Brief erfahren wir, dass der Laudenbacher Pfarrer dem Heidelberger Kurfürst bekannt war.

Praetorius hatte es wohl diesem persönlichen Eingreifen des pfälzischen Kurfürsten zu verdanken, dass sich seine Lage in Oberwöllstadt änderte. Wahrscheinlich hatte sich Praetorius selber an die Heidelberger Regierung gewendet, denn in einem Schreiben vom 25. August 1603[28] heißt es, dass Praetorius sein Gesuch an den Oberamtmann zu Königstein am 9. August zusammen „mit den Pfalzischen schreiben abgeschickht"[29] hatte. Dabei handelte es sich wohl um ein Hilfegesuch an die kurpfälzischen Behörden. Kurfürst Friedrich IV. reagierte prompt und intervenierte in einem Schreiben beim Mainzer Landesherrn Erzbischof Johann Adam.

Entscheidung des Erzbischofs Johann Adam in Mainz

Am 21. August 1603 fiel die Entscheidung. Erzbischof Johann Adam wies seinen Oberamtmann in Königstein an: Aufgrund seiner untertänigen Bitte und bisher verbüßter Haft sei Praetorius allein aus Gnaden diesmal zu entlassen. Allerdings habe Praetorius für alle Kosten des Gefängnisaufenthalts zu bezahlen. Seiner untergeordneten Stelle gegenüber erwähnt der Erzbischof nichts von der persönlichen Intervention von Praetorius Heidelberger Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich IV. Die mehrseitige Aufzählung aller Vorwürfe gegen den reformierten Prediger lässt jedoch die tiefe Verärgerung der Mainzer Regierung ahnen. Es ist anzunehmen, dass ohne das Eingreifen des Kurfürsten Friedrich IV. der Delinquent wohl länger inhaftiert gewesen wäre.

Die Akte Praetorius

Was der Schultheiß in Oberwöllstadt, der Oberamtmann in Königstein und die Behörden in Mainz nicht ahnten, war, dass sie einen wortgewaltigen Vorkämpfer und Literaten der calvinistischen Reformation und zugleich einen der engagiertesten zeitgenössischen Gegner und Bekämpfer von Hexenprozessen und Folter arrestiert hatten.

Ob Kenntnis über dieses Engagement des Praetorius in seiner Birsteiner Zeit und in den Jahren danach den weiteren Verlauf der Mainzer Untersuchungen und Anklagen beeinflusst und möglicherweise sogar zu einem Verfahren als „Hexenbuhle"[30] geführt hätte, ist schwer abzuschätzen. Ein späterer Chronist schrieb über Kurfürst Johann Adam von Bicken: „Unser Rheingau mit dem übrigen Erzstifte (mochte) die göttliche Vorsicht preisen, dass sie Erzbischofs Johann Adam Regierungs-Tage gekürzt hat, bey deren Verlängerung sicherlich zwey Drittheile seiner Unterthanen als angebliche Zauberer und Unholde des Feuertodes gestorben sey würden."[31] Ein Zeitgenosse des Regenten schrieb: „1603 unternahm der hochwürdigste Herr größere Anstrengungen, zwei Seuchen auszumerzen. Die eine war die Aberkunst der Zauberer und Hexen, die andere die der Häresie. Gegen erstere verordnete er scharfe Befragung und gerichtliche Untersuchungen und an manchen Orten wurden zahlreiche Weiblein als Hexen verbrannt."[32]

Fürstlicher Hofprediger im ysenburgischen Büdingen und Birstein

Im Schlussteil der schon zitierten Schrift „De Pii“ hatte Praetorius 1596 die bislang wenigen (reformierten) Fürsten besonders hervorgehoben, die den wahren Glauben unterstützten: „Selig ist er, der auf diese fromme Weise sein Szepter führt.“[33] „Hier führt mit dem tapferen Fürsten zusammen Gott selbst den Vorsitz.“[34] Als Adressaten seiner Schrift nannte Praetorius auf der Titelseite vornehmlich den „erlauchten und edlen“ Grafen Wolfgang Ernst, Herrn von Isenburg, Grafen von Büdingen und Birstein, den er für seine gottgefällige Amtsführung lobte. „Unter deiner Führung kommt nun jenes Licht deinem Volke. Dies Werk der Frömmigkeit ist dieses deutschen Fürsten würdig. Taten vollbringst du, würdig deines berühmten Namens. Heil dir, tugendfrommer Graf! So fahre fort, erneure, was immer du den Glauben bekämpfen siehst.“[35]

Der Fürst von Ysenburg-Büdingen hatte sich innerlich heimlich auf die Seite der reformierten Bewegung geschlagen. Auf Anton Praetorius wurde er durch dessen Lobgedicht „De Pii“ aufmerksam. 1596 wurde Praetorius fürstlicher Hofprediger des Grafen Wolfgang Ernst in Birstein, weil dieser auf der Suche war nach Pfarrern und Lehrern, die mit Einsatz und Überzeugung die neue Lehre durchsetzen konnten. An dem gebildeten und bibelkundigen Pfarrer Praetorius gefiel ihm, wie er sich fließend auf Latein und Deutsch ausdrücken konnte.

Die Hexenverfolgungen

Die Menschen litten unter den Katastrophen der Pest, des Klimas und der Hungersnöte. Sie führten in ihrer abergläubischen Weise die Schuld an diesen Schicksalsschlägen auf Schadenszauber zurück. Menschen wurden der „Hexerei“ beschuldigt: sie hätten sich einer geheimen Teufelssekte angeschlossen und Schadenszauber verübt. Man suchte Sündenböcke – und man fand sie. In der abergläubischen Bevölkerung begann eine Hetzjagd auf die „Hexen“. Aus dem Buch „Hexenhammer“[36] entnahm man Anleitungen für das Überführen von Hexen. Anklagepunkte in den Hexenprozessen waren: 1. Teufelspakt. 2. Teufelsbuhlschaft. 3. Hexenflug und Teilnahme am Hexensabbat. 4. Schadenszauber.

Besonders in Deutschland wütete der Hexenwahn. Weltliche Gerichte ließen die Beschuldigten foltern, um sie zu Geständnissen zu zwingen und sie dann hinzurichten. In evangelischen wie in katholischen Gebieten brannten die Scheiterhaufen gleichermaßen.

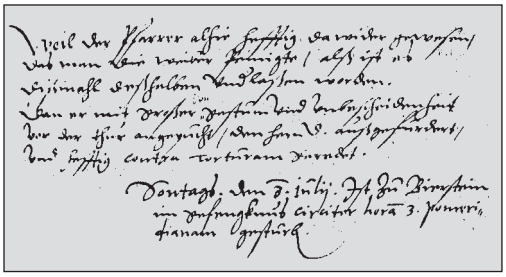
Weitgehend unbekannt in der Öffentlichkeit ist, dass die Hexenprozesse nicht durch kirchliche Gerichte durchgeführt wurden. Es waren einzig staatliche Gerichte, die über die Todesstrafe zu entscheiden hatten. Nicht nur Frauen wurden angeklagt. 30% der Opfer der Hexenverfolgung waren Männer. Sogar Kinder wurden verurteilt und verbrannt. So nahm die Verfolgungswelle von 1629 mitten im 30-jährigen Krieg ihren Ausgang mit dem Prozess gegen die Zauberkinder aus Bettingen. Über einen Zeitraum von 350 Jahren wurden Menschen beschuldigt, von Gott abgefallen zu sein und sich einer geheimen Terror-Vereinigung von Satansanhängern angeschlossen zu haben.

Hexenverbrennung

Praetorius und der Hexenprozess von Birstein

1597 begann in Birstein aufgrund von Forderungen der Bevölkerung zur Bestrafung des „Hexengeschmeiß“ ein Hexenprozess.[37] Anton Praetorius wurde vom Grafen als Mitglied des Hexengerichts berufen. In dem

Hexenprozess ertrug Praetorius es nicht, dass er erleben musste, wie unschuldige Frauen durch die Folter in den Tod getrieben wurden. Gebrochen durch die Folter nahmen sich mehrere der angeklagten Frauen aus Verzweiflung in der Zelle das Leben. Mit beispiellosem Ungestüm wie die alttestamentlichen Propheten begehrte Praetorius auf. Er war Christ, und sein Maßstab war die Bibel. Der Pfarrer wetterte derart gegen die Folter, dass der Prozess beendet und die letzte noch lebende Gefangene freigelassen wurde. Dies ist der einzige überlieferte Fall, dass ein Geistlicher während eines Hexenprozesses die Beendigung der unmenschlichen Folter verlangte – und Erfolg hatte. Der Schreiber der gräflichen Kanzlei hielt diesen ungewöhnlichen Vorfall fest:



Auszug aus dem Protokoll des Hexenprozesses gegen vier Rinderbügener Frauen

„weil der Pfarrer alhie hefftig dawieder gewesen, das man die Weiber peinigte, alß ist es dißmahl deßhalben underlaßen worden. Dan er mit großem Gestüm und Unbescheidenheit vor der Tür angepucht den Herrn D. außgefürdert und heftig CONTRA TORTURAM geredet.“[38]

Praetorius hatte Glück, dass er vom Grafen nicht selber als „Hexenbuhle“, als Freund der Hexen vor Gericht gestellt, sondern lediglich entlassen wurde und das Land verlassen musste. In Laudenbach/Bergstrasse in der Kurpfalz im heutigen Baden fand er eine neue Pfarrstelle.

Hexenprozesse in Baden

An Baden ging die Hexenverfolgung nicht spurlos vorüber. Die Kurpfalz kann gemäß der Ergebnisse der historischen Forschung als weitgehend verfolgungsfreie Region bezeichnet werden.[39] In der protestantischen Markgrafschaft Baden-Durlach fanden lediglich einzelne Hexenprozesse statt.[40] 1598 wird die Frau des Hans Bechthold aus Ersingen angezeigt: sie soll mit „schwarzem Käse oder Äpfeln“ Schadenszauber begangen haben. Insgesamt waren 10 Frauen angeklagt worden. Sieben davon wurden hingerichtet.

Wesentlich mehr Opfer waren im Baden-Badener Teil der Markgrafschaft zu beklagen, die sich zum katholischen Glauben bekannte. Als 1622 das evangelische gewordene Baden dem katholisch ausgerichteten Fürsten übertragen wurde, wurden in sieben Jahren 244 Personen wegen Hexerei angeklagt.[41]

Erstes Opfer einer Hexerei-Anschuldigung wurde eine arme alte Frau aus Baden-Baden. Sie wurde vor Gericht gestellt, verurteilt und verbrannt. Unter der Folter nannte sie schließlich Namen von anderen Frauen, die mit ihr angeblich zusammen „Hexenwerk“ getrieben hätten. Anna in Baden wurde „besagt“ (angezeigt), und man erzählte von ihrem bösen Blick. Erschreckende Wellen von Hexenverfolgungen begannen. 280 Menschen wurden verhaftet und hingerichtet. Erst der Einmarsch der protestantischen schwedischen Truppen in die Markgrafschaft 1632 setzte den Hexenprozessen ein Ende.[42] Endgültig wurde die Folter in Baden erst am 9. September 1767 abgeschafft.

Kampf gegen Folter und Hexenprozesse

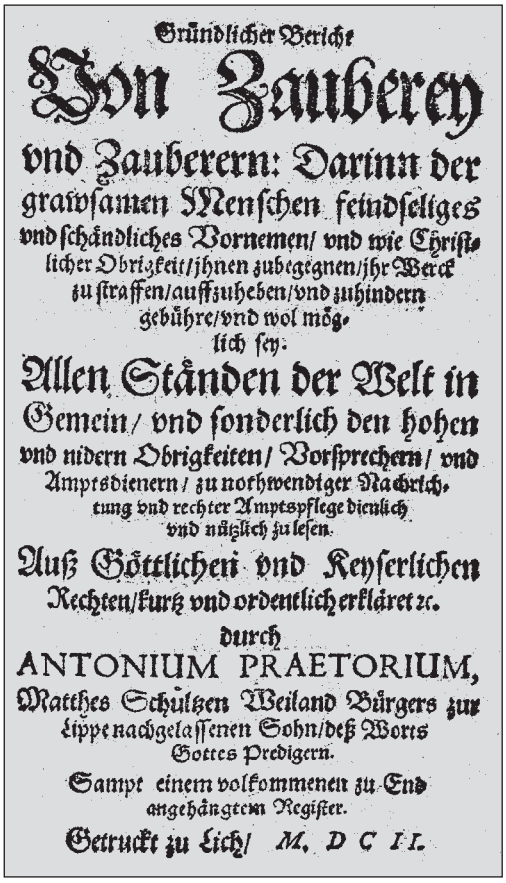
Unter dem unmittelbaren Eindruck des Hexenprozesses in Birstein eröffnete Praetorius von Laudenbach aus seinen literarischen Kampf gegen Hexenwahn und unmenschliche Foltermethoden. Gleich nach seiner Ankunft im Jahr 1598 veröffentlichte er unter dem Pseudonym seines Sohnes Johannes Scultetus das Buch: „Von Zauberey vnd Zauberern Gründlicher Bericht“. Erst 1602, also vor genau 400 Jahren, fasst er den Mut, seinen eigenen Namen als Autor zu verwenden.

In schonungsloser Direktheit und unerhörter Schärfe klagt Praetorius die Verantwortlichen an: „Ihr seid im Unrecht. So befiehlt die Kaiserliche Halsgerichtsordnung nicht, dass

jeder Richter die Folter brauchen sollte, sondern warnt vor zuviel Gebrauch."[43] „Ihr steht in des Kaisers Strafe, denn Ihr seid für mutwillige und öffentliche Totschläger und Blutrichter zu halten!"[44] „Ihr seid des richterlichen Namens und Amtes nicht wert."[45] „Es geht bei Euch Gewalt über Recht. Unter dunklem Schein des Rechtes treibt Ihr öffentliche Gewalt. Ihr legt unbescholtene Leute erst gefangen und wollt nachher erst erforschen, ob sie es verdient haben."[46] „Ihr folgt hierin des Teufels Fußstapfen."[47]

Opposition in der evangelischen Kirche gegen Hexenverfolgung

Gegen die Hexenverfolgung erhoben sich immer wieder Stimmen von Christen, oft unter dem Risiko selbst verfolgt zu werden. Das Wissen über evangelische Gegner der Hexenverfolgung ist im Dunkel der Vergangenheit fast völlig untergegangen, weil man über die Verantwortung dieser Konfession seit der preußischen Zeit nicht mehr sprach. Dieses Schicksal widerfuhr auch dem badischen Pfarrer Anton Praetorius. In Lehrbüchern der Kirchengeschichte wird Praetorius oft nicht erwähnt.


Gründlicher Bericht
Von Zauberey
vnd Zauberern: Darinn der grawsamen Menschen feindseliges vnd schändliches Vornemen/ vnd wie Christlicher Obrizkeit/jhnen zubegegnen/jhr Werck zu straffen/auffzuheben/vnd zuhindern gebühre/vnd wol möglich sey:
Allen Ständen der Welt in Gemein/ vnd sonderlich den hohen vnd nidern Obrigkeiten/ Vorsprechern/ vnd Amptsdienern/ zu nothwendiger Nachrichtung vnd rechter Amptspflege dienlich vnd nützlich zu lesen.
Auß Göttlichen vnd Keyserlichen Rechten/kurtz vnd ordentlich erkläret ꝛc.
durch
ANTONIUM PRAETORIUM,
Matthes Schültzen Weiland Bürgers zur Lippe nachgelassenen Sohn/deß Worts Gottes Predigern.
Sampt einem volkommenen zu End angehängtem Register.
Getruckt zu Lich/ M. D C II.

Titelseite von Praetorius „Gründlicher Bericht über Zauberey" von 1602

Um 1600 diskutierte alle Welt die Aktivitäten und Gefährlichkeit der mutmaßlichen Teufelssekte der Hexen. Während die Verfolgung angeblicher Bündnisgenossen des Teufels immer schrecklicher wütete, formierte sich in der evangelischen Kirche überkonfessionelle Opposition. Viele Jahre hatte der reformierte Pfarrer Anton Praetorius gegen die Lutheraner als die „Wider-Christen" gekämpft. Deswegen überrascht es, dass er 1613 einer dritten Neuauflage seines Berichtes über Zauberey ein kritisches Gutachten lutherischer (!) Theologen aus Nürnberg aus dem Jahr 1602 anfügte. So wurde sein „Bericht" von 1613 ein überkonfessioneller Appell gegen Folter und Hexenprozesse. Die lange Liste der Widmungen des Buches zeigt, dass es in Deutschland von Danzig über Westfalen bis zu Rheinhessen und der Kurpfalz unter Theologen und angesehenen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Kritiker der Hexenprozesse gab. Das Anti-Folterbuch des Praetorius erregte Aufsehen und diente vielen Menschen als Unterstützung in ihrer Argumentation gegen Hexenprozesse.

Pfarrer in Laudenbach

Ab 1598 verrichtete Anton Praetorius als Gemeindepfarrer seinen Dienst in dem kleinen Ort Laudenbach an der Bergstrasse. Von seiner Tätigkeit als Gemeindepfarrer heißt es, er sei „allezeit fröhlich im Herren dabei gewesen, freiwillig und reichlich den Armen gegeben, keinen ohne Almosen von sich gelassen und ihnen sein Brot also gebrochen." „Hat auch sonsten, welche seines Raths und Hilff begehret, treulich geholfen".[48] Aber manchmal packte ihn der Zorn und übermannte ihn, besonders wenn seine Gemeindeglieder schlimmste Formen von Aberglauben zeigten

und er erkennen musste, wie fest dieser Glaube verwurzelt war.

Praetorius schrieb, wie etliche Pfarrer, die 12 Dörfer zu versorgen haben, sich von ihren Wiesen und Ackerbau ernähren müssen. „Da wird wenig studiert, übel gepredigt, langsam gehört, nichts gelernt. Andere werden aus Not gedrungen, der Haus- und Feldarbeit nachzugehen, damit sie und die Ihren Brot zu essen haben.“[49]

Neben seiner literarischen Arbeit hat Praetorius „das Allmosen an diesem Orth angefangen, daran gewesen, daß die Kirche und der Gottesacker ist gebawet worden“.[50] Anton Praetorius hat also eine Armenkasse eingerichtet, was besonders hervorgehoben wird. Er kümmerte sich um die Errichtung eines Friedhofs und baute die Kirche um. Die Kirche, um 1500 im spätgotischen Stil gestaltet, wurde von ihm zu ihrer heutigen Form umgebaut. Davon zeugt die Jahreszahl 1612, die heute noch über dem südlichen Seitenportal mit seiner Renaissance-Umrahmung (schwach) zu erkennen ist. Durch diese Tür (während des Simultaneums die „protestantische Tür“ genannt) konnte Praetorius den Weg über den Friedhof zum 30 m gegenüberliegenden Pfarrhaus gehen.

Während der heftigen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Reformierten weigerten sich die Katholischen zeitweise, die Reformierten die Kirche betreten zu lassen. Im Nachbarort Hemsbach wurde die Kirche für die Reformierten gewaltsam geöffnet, indem die Haupttür einfach aus den Angeln gerissen wurde, und in Laudenbach wurde mehrfach das Türschloss beseitigt. Hier setzten die Katholiken schließlich durch, dass der Turmeingang ihnen allein als Zugang zur Kirche vorbehalten war, während die Reformierten die südliche Seitentür mit der Jahreszahl 1612 zu benutzen hatten, die im Volksmund mit der Zeit die Bezeichnung „protestantische Tür“ erhielt.[51]

Lebensabschluss

Am 1. 12. 1613 hielt Praetorius den Gottesdienst in Laudenbach und predigte über Lukas Kapitel 21, Vers 34. Viele empfanden diese Predigt im nachhinein als Abschiedspredigt.[52] Am Freitag, den 6. 12. 1613, nach dem Nachtmahl mit dem Schulmeister legte sich Praetorius schlafen und entschlief in den frühen Morgenstunden im Pfarrhaus in Laudenbach.[53]

Am Sonntag, den 8. 12. 1613 wurde die Beerdigung von Anton Praetorius durch den Pfarrer aus der Nachbargemeinde Hemsbach, Reinhardum Guolfium Lichensem gehalten. Die Ansprache des Pfarrers Reinhard Wolf wurde im nächsten Jahr in Heidelberg gedruckt, wohl weil so große Nachfrage danach war: Christliche Leichpredigt Bey der Begräbnuß deß Ehrwürdigen Wolgelehrten Herren Antonii Praetorii Lippiano-Westphali, gewesenen Pfarrers zu Laudenbach an der Bergstrassen gehalten den 8. Decembris Anno 1613 Durch Reinhardum Guolfium Lichensem, Pfarrern zu Hembspach, Druck: Heydelberg: Lancellot 1614.

Praetorius dürfte sein Grab in Laudenbach auf dem damaligen Kirchhof um die alte Dorfkirche gefunden haben neben der gotischen Kirche, die in der Bulle des Papstes Gregor IX von 1238 erwähnt ist.[54] Dieser Friedhof war bis um 1850 (neben einem ab 1800 am Ortsrand gelegenen neuen Friedhof) in Betrieb. Einen Grabstein gibt es nicht. Als einzige Spur von Praetorius fand man in Laudenbach seinen Namen auf einer Pfarrerliste im Eingang der Kirche. Ende 2003 ist neben der Kirche eine Gedenktafel mit seinem Namen aufgestellt worden.[55]

Beerdigungsansprache für Praetorius

In seiner Beerdigungsansprache schilderte Pfarrer Wolf aus der Nachbargemeinde Hemsbach ausführlich auf 22 Seiten Leben und Wirken seines Amtskollegen Praetorius. „In seinem Lehrampt hat er seinem Gott und HERREN glauben gehalten, wie einem trewen Lehrer anstehet mit Lehren, Straffen, Erinnern, und solches zur zeit und zur unzeit mit einem großen Ernst unnd Eyffer, das er auch offtmals in Noth und Gefahr daruber gerahten.“[56]

Aber mit keinem Wort erwähnte er das literarische und persönliche Engagement des Laudenbacher Pfarrers gegen Hexenprozesse

und Folter, das in ganz Deutschland Beachtung gefunden hatte. Vielmehr charakterisierte er ihn als einen Menschen, der „seine großen Mängel gehabt, den Zorn sich bald überwinden lassen und der Sachen etwas zuviel getan“. Er sagt, dass Praetorius „bisweilen seine Affekte schießen lassen“,[57] also seine Gefühle nicht unter Kontrolle hatte und oft in Streit mit anderen geraten ist. Damit übte er unüberhörbar indirekt Kritik an dessen Kampf gegen den Hexenwahn. Vermutlich hatte dies Engagement auch in der Kirchengemeinde Laudenbach immer wieder für Diskussionen und Unruhe gesorgt.

Aufgrund der heftigen Dispute der Theologen aller Konfessionen über die Möglichkeit des Wetterzaubers durch Hexen war die eindeutige Stellungnahme von Praetorius sicherlich ein entscheidender Grund, dass sein „Bericht über Zauberey“ im Jahr 1629 neu gedruckt wurde.

Nach Praetorius kommt von Hexen kein Wetterschaden, wie alle Welt fürchtet. „Alles Wetter kommt von Gott zum Segen oder zur Strafe nach seiner Gerechtigkeit und mag den Hexen nichts davon zugeschrieben werden. Außerdem sind die Mittel, welche Hexen gebrauchen zum Wettermachen ganz und gar kraftlos.“[58]

Während des 30-jährigen Krieges haben unbekannte Gleichgesinnte 1629, dem Jahr ohne Sommer, als Wetterkatastrophen die Menschen heimsuchten und die Zahlen der Hexenhinrichtungen traurige neue Rekorde erreichten, sein Buch posthum in vierter Auflage neu herausgebracht.

Würdigung

Zwei Jahrzehnte hatte Praetorius zur Avantgarde des Calvinismus gehört. Die aufmerksame Lektüre seiner deutschen und lateinischen Schriften macht deutlich, wie Anton Praetorius immer neu um einen eigenen Standpunkt ringt, und zeigt die Veränderung seiner Lebens- und Glaubensüberzeugungen. Aus der Perspektive eines engagierten Pfarrers eröffnen uns seine Schriften ein Fenster auf die dramatischen Ereignisse und das Ringen um die wahre Religion um die Jahrhundertwende 1600.

Von missionarischem Eifer erfüllt, wurde er zu mehreren Einsätzen in Gemeinden als erster reformierter Pfarrer gerufen. Kurz vor Abfassung des Fassgedichtes hatte sich Anton Praetorius der reformierten Bewegung angeschlossen. Mit seinem Loblied auf das Große Fass von Heidelberg wollte der Dorfpfarrer einen Beitrag zur Verbreitung des calvinistischen Glaubens leisten. In seiner Schrift „De Pii“ forderte er die Fürsten zu einer reformierten und bibelorientierten Erneuerung von Kirche und Nation und zur Bekämpfung der verderblichen Lehre der Papisten auf, um Gottes Zorn von der Mensch-

Folter

heit abzuwenden. Als Vorkämpfer der reformierten Bewegung leistete er mit einem Katechismus, dem Buch „Haußgespräch“ und einer Abendmahlslehre einen literarischen Beitrag zur Durchsetzung der „wahren“ Religion.

Seine Erlebnisse in dem Hexenprozess in Birstein bedeuteten die Wende in seinem Leben. Er distanzierte sich von Calvins und Luthers Aufruf zur Verbrennung der Hexen und wurde ein glühender Verfechter der Menschenrechte in Zeiten des Hexenwahns, begründet in christlicher Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Er wandte sich gegen alle Formen staatlich-religiösen Terrors und gegen die Folter, so dass er als Vorläufer von Amnesty International bezeichnet worden ist. Mit seiner couragierten Schrift „Bericht von Zauberey“ hatte er den Menschen seiner Zeit mit Argumenten aus der Bibel Mut gemacht im Einsatz gegen Hexenprozesse und Folter. Besonders beeindruckend sind sein per-

sönliches Eingreifen in den Hexenprozess und seinen Mut, diese Schrift vor 400 Jahren unter seinem eigenen Namen zu publizieren.

Nach einem zufälligen Disput mit einem katholischen Mönch in Oberwöllstadt wurde Praetorius selbst Opfer von Willkürmassnahmen und Inhaftierung und kam durch das persönliche Eingreifen seines reformierten Landesherren, des kurpfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. frei.

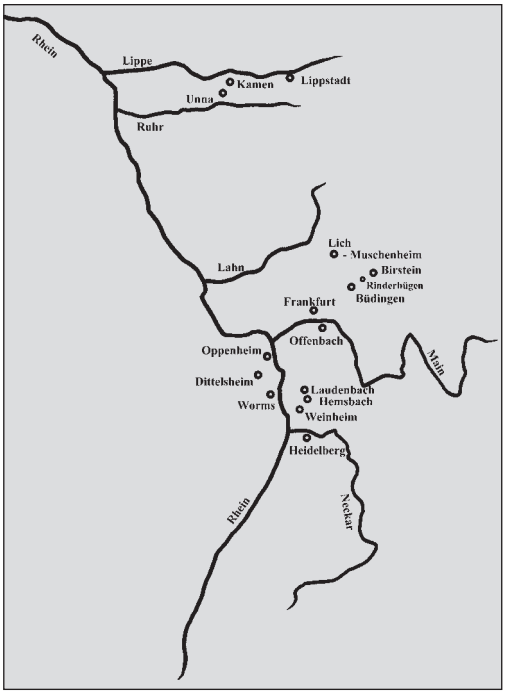
Widmungen von Pfarrern in seinen Schriften zeigen, dass er in seinem Kampf um die Menschenrechte Unterstützung hatte von Persönlichkeiten in ganz Deutschland. Seine letzte Ansprache in Weinheim erinnert an Worte des Hiob und macht sichtbar, wie ihn an seinem Lebensende persönliche Katastrophen an der gnädigen Vorsehung Gottes zweifeln ließen.

Während das Wirken des katholischen Jesuiten Friedrich Spee von Langenfeld gegen den Hexenwahn nicht zuletzt wegen seiner Kirchenlieder auch vielen Protestanten bekannt ist, ist der Kampf des reformierten Pfarrers Anton Praetorius in der evangelischen Kirchengeschichte völlig in Vergessenheit geraten. Schon drei Jahrzehnte vor Spee hat er sich vehement gegen eine Zeitströmung gewandt, die in ihrer Hysterie kaum zu überbieten war. Als einzigen Maßstab ließ er das Wort der Heiligen Schrift gelten.

Obwohl er es in seinem Leben nicht leicht hatte, hat Praetorius das bewiesen, worum wir uns heute im Kampf um mehr Menschlichkeit immer wieder bemühen sollten: Glaube und Zivilcourage.

Aufarbeitung des Themas „Hexenprozesse“ in der Gegenwart

In den letzten Jahren ist von Gruppen und einzelnen Personen immer wieder die Überlegung aufgeworfen worden, wie die Opfer der Hexenprozesse rehabilitiert werden könnten. In den 200 Jahren seit der letzten Hinrichtung einer Hexe ist nie gesagt worden, dass sie unschuldig verbrannt wurden. Das Thema ist gesellschaftlich nicht aufgearbeitet worden und wird auch nach Jahrhunderten immer noch sehr emotional diskutiert. Vielen Menschen, vor allem Frauen, und ihren Angehörigen ist damals bitteres Unrecht getan worden. Es gab keine „Hexen“, sondern Menschen wurden durch die Folter zu „Hexen“ gemacht.



Lebensstationen von Praetorius

Trotz schlimmster Foltern haben angeklagte Frauen und Männer bis zuletzt an ihrem Glauben an Gott festgehalten und sich als wahrhafte Märtyrer erwiesen. Katharina Haug aus Kuppenheim[59] wurde 1626 verhaftet und gefoltert. Nach dem schrecklichen Verhör schrieb sie einen Brief an ihren Bruder: „Bitte lieber Bruder, setzet kein Misstrauen in mich! So wahr Gott Himmel und Erde erschaffen hat, sie thun mir alles Unrecht. Ich weiß so wahr Gott ist, nichts vom Hexenwerk. Das Vertrauen habe ich zu meinem Herrgott, dass er mein Seufzen hört und dass die Tränen, die ich unschuldig vergießen muss, durch die Wolken dringen zu Gott. Er ist allein der gute Hirte. Er wird mich in meiner großen Not nicht sterben lassen, dass mich der Henker nicht angreift, ehe meine Unschuld an den Tag kommt.“

Nach 400 Jahren sollten die Opfer theologisch rehabilitiert, religiöse Schuld von ihnen genommen und ihre Christenehre

wiederhergestellt werden, statt weiter als Hexen zu gelten.

In vielen Orten sind die Namen der Opfer verdrängt worden oder in Vergessenheit geraten. Aber die unschuldigen Opfer eines gnadenlosen Systems verdienen auch nach bald 350 Jahren unsere Achtung, jeder Name ein ehrenvolles Andenken. Es ist wichtig, dem Vergessen zu widerstehen und für das Gespräch mit der Jugend konkrete Orte der Erinnerung zu schaffen. Darin liegt die Verpflichtung, sich der Gefahren totalitärer Systeme bewusst zu werden und die Würde jedes Menschen zu verteidigen.

Literaturhinweis

Anton Praetorius – Kämpfer gegen Hexenprozesse und Folter, von Hartmut Hegeler, Eigenverlag Unna, 2002. ISBN 3-9808969-4-3.

Das Buch wurde gefördert vom hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe und der Evangelischen Landeskirche in Baden.

Weitere Informationen im Internet unter www.anton-praetorius.de.

Anmerkungen

1 Wöllstadt liegt ca. 20 km nördlich von Frankfurt am Main.

2 Jörg Seiler, Der Deutsche Orden in Frankfurt, Gestalt und Funktion einer geistlich-ritterlichen Institution in ihrem reichöffentlichen Umfeld. In: Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, hrsg. von Prof. Udo Arnold, Bd. 61, N. G. Elwert Verlag Marburg, 2003, S. 209: Zur Rekatholisierung der Herrschaft Königstein 1603.

3 W. Diehl, bearb. von O. Praetorius, Hassia sacra, XII, Teil 4, Hessisches Lehrerbuch, 1930.
Siehe dazu auch: W. Diehl, Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den Patronatspfarreien des Klosters Ilbenstadt, AHG, NF, 12, 1919, S. 57.
J. Schmidt, Die katholische Restauration in den ehemals Kurmainzer Herrschaften Königstein und Rieneck, Freiburg/Breisgau, 1902.

4 Seiler, S. 209: Gerade 10 Tage zuvor war der bisherige Oberwöllstädter Pfarrer Pistorius vom Erzbischof von Mainz abgesetzt worden.

5 Seiler, S. 211.

6 Brief von Fritz Runge, Archivpfleger in Oberwöllstadt, 31. 10. 2003: Der Erzbischof von Mainz forderte unter dem Datum vom 22. Juli 1603 vom Ilbenstädter Prämonstratenserkloster einen Chorherren zur seelsorgerischen Betreuung von Ober-Wöllstadt an.
Seiler, S. 209: Das Ilbenstädter Prämonstratenserkloster wurde „als katholischer Vorposten in der weitgehend protestantisch gewordenen südlichen Wetterau angesehen“.

7 Lukasevangelium 10, 38–42.

8 Anton Praetorius: Brief an Hans Reichard Bremstern, Oberamtmann zu Königstein, 20. 8. 1603, Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Regierungsakten (MRA), H 2938, fol. 230–232’.

9 In einem anderen Brief wird als Name des Schultheiß Johann Schall angegeben (MRA, H 2938, fol. 230a).

10 Brief an den Oberamtmann von Königstein vom 6. August 1603. MRA, H 2938, fol. 225.

11 Reinhard Wolf, Christliche Leichpredigt Bey der Begräbnuß deß Ehrwürdigen Wolgelehrten Herren Antonii Praetorii Lippiano-Westphali, gewesenen Pfarrers zu Laudenbach an der Bergstrassen gehalten den 8. Decembris Anno 1613 Durch Reinhardum Guolfium Lichensem, Pfarrern zu Hembspach, Druck: Heydelberg: Lancellot 1614, S. 19.
Die Lebensdaten von Praetorius sind entnommen dem Buch von Hartmut Hegeler: Anton Praetorius, Kämpfer gegen Hexenprozesse und Folter, Unna, 2002.

12 Praetorius, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern, 1613, Vorrede, S. 20.

13 Hartmut Hegeler, Pfarrer gegen Folter und Hexenprozesse, in: Oppenheimer Hefte, Hrsg. Oppenheimer Geschichtsverein, Dr. Martin Held, Nr. 23, 2001, S. 22–24.

14 Heinrich Steitz, Die Epoche der Reformation, in: Servatius/Steitz/Weber: St. Katharinen zu Oppenheim, Alzey 1989, S. 241–243 Pfarrerliste.

15 J. M. Schmidt; Antonius Praetorius. In: www.sfn-muenchen.de/hexenverfolgung/art784.htm (20. 2. 2001).

16 Reinhard Wolf, Christliche Leichpredigt, S. 20.

17 Rüdiger Glaser, Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen, Primus-Verlag, Darmstadt 2001, S. 116–118.

18 Microsoft Encarta (Computerlexikon) 2003: Calvins Hauptwerk Christianae Religionis Institutio (1536–1559, Unterricht in der christlichen Religion) war das einflussreichste Werk in der Entwicklung der protestantischen Kirchen während der Reformation.

19 Hartmut Hegeler und Stefan Wiltschko, Anton Praetorius und das 1. Große Fass von Heidelberg, Unna, 2003, S. 39.

20 Anton Praetorius: [Fassgedicht] Vas Heidelbergense (über das große Fass), Oktober 1595, gedruckt bei Smesmanni, Heidelberg. (Übersetzung B. Schmanck) V. 96.

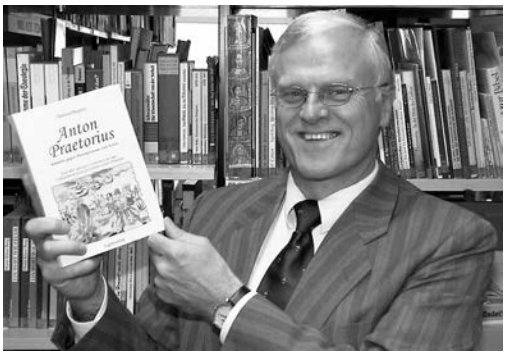
21 Anton Praetorius, Fassgedicht V. 52.

22 Anton Praetorius, De pii magistratus officio, ab Antonio Praetorio Lippiano Westphalo, deinceps vero Bursteinij Isenburgicae Ecclesiae Ministro. (Lobgedicht auf Wolfgang Ernst, Herr von Ysenburg, Graf von Büdingen und Birstein). Heidelberg, Druckerei des Christoph Löw, im Jahre 1596, V. 16–19.

23 Anton Praetorius, De Pii, V. 22.

24 Anton Praetorius, De Pii, V. 100–110.

25 Mainzer Regierungsakten im Staatsarchiv von Würzburg (MRA H 2938, fol. 225–252').
26 Brief des Erzbischofs Johann Adam an den Oberamtmann in Königstein MRA H 2938, fol. 226–227' (Briefentwurf mit vielen Korrekturen, manchmal sehr unleserlich).
27 Brief von Kurfürst Friedrich IV. an den Erzbischof von Mainz, MRA H 2938, fol. 236, Briefumschlag 239?
28 Brief an den Oberamptman zu Königstein Johann Reinhardt Brömbsen von Rüdesheim, MRA H 2938, fol. 241.
29 Schreiben an den Oberamptman zu Königstein Johann Reinhardt Brömbsen von Rüdesheim, MRA H 2938, fol. 241.
30 Freund / Verteidiger der Hexen.
31 Dr. Erika Haindl, Zauberglaube und Hexenwahn, Gegen das Vergessen der Opfer der Hexenprozesse im Kurfürstlich-Mainzischen Amt Hofheim im 16. und 17. Jahrhundert, Hofheim a. T., 2001, S. 30.
Jürgen Dehl, Furcht vor den Heeren von Hexen (Teil 10) in: Höchster Kreisblatt 30. 4. 01.
32 Jürgen Dehl, Furcht vor den Heeren von Hexen (Teil 10) in: Höchster Kreisblatt 30. 4. 01.
33 Anton Praetorius, De Pii, V. 189.
34 Anton Praetorius, De Pii, V. 193.
35 Anton Praetorius, De Pii, V. 203–205.
36 Heinrich Kramer (Institoris): Der Hexenhammer. Malleus Maleficarum, in: Günter Jerouschek/ Wolfgang Behringer (Hg.): Der Hexenhammer. Neu aus dem Lateinischen übertragen von Wolfgang Behringer, Günter Jerouschek und Werner Tschacher, München 2000.
Der Aspekt der Misogynie [krankhafter Hass von Männern gegenüber Frauen], der sich über Jahrhunderte folgenschwer auswirkte, wird in den Äußerungen des Buches Hexenhammer besonders deutlich.
37 Walter Nieß, Hexenprozesse in der Grafschaft Büdingen: Protokolle, Ursachen, Hintergründe. Walter Nieß-Büdingen: Selbstverlag, 1982. S. 62 ff. Hier findet sich eine ausführliche Darstellung des Prozessverlaufes.
38 Nieß, S. 77; Fürstliches Archiv, Dämonologie (Text des 5. Absatzes der Seite der „Aktennotiz").
39 Dr. Jürgen Michael Schmidt: Dissertation „Glaube und Skepsis. Die Kurpfalz und die abendländische Hexenverfolgung", Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2000.
40 http://www.bad-bad.de/gesch/h_verfolgung.htm.
41 http://www.sfn.uni-muenchen.de/hexenverfolgung/verf107.htm vom 9. 3. 00.
http://www.sfn.uni-muenchen.de/hexenverfolgung/frame_lexikon.html?art829.htm.
42 Corinna Schneider: Die Hexenverfolgung in den badischen Markgrafschaften, (unveröffentlichte Magisterarbeit), und: http://www.bad-bad.de/gesch/h_verfolgung.htm.
43 Anton Praetorius, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern / Durch Joannem Scultetum Westphalo camensem (Johannes Scultetum ist ein Pseudonym für Anton Praetorius). Gedruckt zu Lich / in der Graffschaft Solms bey Nicolas Erbenis, 1598, S. 210 f.
44 Praetorius, Bericht 1598, S. 263.
45 Praetorius, Bericht 1598, S. 262.
46 Praetorius, Bericht 1598, S. 232.
47 Praetorius, Bericht 1598, S. 236.
48 Wolf, Leichpredigt, S. 21 f.
49 Praetorius Bericht 1598, S. 370.
50 Wolf, Leichpredigt, S. 22.
51 Jubiläumsbuch von Laudenbach, Laudenbach 1988, S. 28.
52 Wolf, Leichpredigt, S. 22.
53 Wolf, Leichpredigt, S. 3.
54 Dieter Schenck, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern, in: Der Rodensteiner, Zeitung, Ostern 1991, Nr. 75, S. 18.
55 Der Wortlaut findet sich auf der Internetseite der Kirchengemeinde Laudenbach.
56 Wolf, Leichpredigt, S. 21.
57 Wolf, Leichpredigt, S. 21.
58 Praetorius Bericht 1598, S. 100.
59 Kuppenheim in Baden-Württemberg.
http://www.bad-bad.de/gesch/h_verfolgung.htm.



Hartmut Hegeler

Anschrift des Autors:
Hartmut Hegeler
Sedanstraße 37
59427 Unna

Hermann Althaus

Emil Wachter: der Schlossbergsteg in Freiburg

Humorvolles und Hintergründiges zur Stadtgeschichte in Zement gegossen[1]

Prof. Emil Wachter – wer kennt nicht seine Autobahnkirche St. Christophorus, die er zwischen 1974 und 1978 gestaltete und die inzwischen von Millionen Autoreisenden als kurze Rast, Treffpunkt oder auch Gebetszuflucht in Höhe von Baden-Baden immer wieder aufgesucht wird. Damals staunte man über das große Betonbildwerk zum Alten und Neuen Testament als eine Begegnung mit Gott; die umlaufende Fensterverglasung „das Leben Jesu als Lamm der Apokalypse" erregte großes Aufsehen, und beides machte Wachter und seine Kunst in ganz Deutschland bekannt. Heute zeigen öffentliche profane und sakrale Auftragsarbeiten und private Werke die ganze Bandbreite des Künstlers Emil Wachter, arbeitet er doch mit verschiedensten Werkstoffen und Farbmaterialien. Wachter (Jahrgang 1921), in Karlsruhe als Sohn des Landwirts Gottfried Wachter geboren, studierte Theologie und Philosophie aber auch Kunstgeschichte, war Soldat in Russland und Frankreich, arbeitete als Maler und Bildhauer, war als Lehrer an der Kunstakademie in Karlsruhe (bis 1963) und Professor in Tel Aviv (1983) tätig, und ist in seinem hohen Alter weiterhin als freischaffender Künstler gesucht, wie auch seine Ausstellung kürzlich in Bonndorf (s. S. 126) bewies. Zahlreiche Reisen in Europa bereicherten seine Erfahrungswelt.

Aufgang zum Schloßbergsteg; von Freiburgs Altstadt aus

Was allerdings manche Freiburger und erst recht nicht die Touristen wissen, die, von Norden kommend, auf dem zweispurigen Schlossbergring in den Schwarzwald fahren, ist, dass die kleine Fußgängerbrücke von der Innenstadt hinauf zum neuen Turm auf den Schlossberg, der sog. Schlossbergsteg, auch von Emil Wachter ausgestaltet wurde mit Betonreliefen, die z. T. Freiburgs Stadtgeschichte darstellen, aber auch in hintergründiger und humorvoller Weise unseren Zeitgeist beleuchten und karikieren. Deswegen soll in diesem Beitrag auf einige Details aufmerksam gemacht werden.

Kein steiler Aufstieg

Vom Münster und durch die Münzgasse kommend, vorbei an der einst leicht verrufenen „Wolfshöhle" mit den heute wunderschönen Boutiquen und Wohnstätten betritt man dort, wo im Innern bei der Anlage der Tiefgaragen ein Stück der alten Stadtmauer sichtbar wurde, den Aufgang zum Schlossbergsteg. 70 Treppenstufen sind es hinauf, leicht begehbar und Zeit lassend zum intensiven Betrachten auch der gelungenen Maisonettewohnungen im prämiierten Altstadtviertel, ein Weg, der eine Brücke darstellt zwischen der alten Stadt, seinem einst viel geschundenen

Der Wolf in seiner Höhle „wachtert“ über den Künstler – Selbstbildnis im Sockel

Hausberg und der ehemaligen Zähringerburg hoch oben.

Fangen wir am Fuß und Aufgang der Brücke und am Weg zur Kasse der Tiefgarage mit unserer Betrachtung an. Eine Art stilisierter Parkwächter weist mit unmissverständlicher Gebärde darauf hin, dass man das Portemonnaie zücken soll, um den Aufenthalt für sein Auto rechtzeitig zu bezahlen. Aber gleichzeitig könnte man denken, dass auch der Aufstieg zur Brücke, zur Höhe, zur Karriere, bezahlt werden muß. Jeder, der nach oben will, muß dafür zahlen: mit Verzicht, mit Familienleben, mit Freizeit. Das ist Emil Wachter! Hintergründig!

Am gleichen Sockel hat er sich unter dem Bild eines Narren, der traurig oder mitleidig auf die vorbei strömenden Menschen schaut, mit seiner Kappe selbst dargestellt, so wie es die Künstler in den großen Kirchen oft unter der Kanzel taten. Über ihm „wachtert“ in einer dreieckigen Höhle ein Wolf. Dessen Bau (die Wolfshöhle) liegt ganz in der Nähe. Eine Symbolik oder ein Markenzeichen? Und sein Kopf – am Fuß der Treppe? Will er sagen, dass alles seinem Kopf, seiner Idee entsprungen ist, dass er die Verantwortung für das Ganze trägt? Man könnte es fast glauben, wenn man an das Ende des Zyklus denkt, wo er sich, ruhend unter einem Weinstock, noch einmal darstellt – geschafft! Auf der Ostseite desselben kleinen Turms am Aufgang erkennt man zwei Gesichter, möglicherweise von Bürgern als Anlieger an der Straße, von denen die Frau eine Faust ballt, wegen der vielen Autos, die täglich unter ihrem Haus vorbei strömen. Doch nahe bei den verschiedenen erkennbaren Automodellen liest man auch „sicher ist sicher“. – Wirklich?

Der Mensch in der Presse

Im Hinaufgehen sieht man nach wenigen Stufen links eine gewaltige Presse, auf der ein mächtiger Schuh den Druck von oben noch erhöht. Zwischen der Presse befindet sich ein riesiges Wesen, ein Moloch mit einer menschlichen Fratze, der einen anderen Menschen nahezu verschlungen hat, so dass aus seinem Maul gerade noch des Menschen Unterteil herausragt. Der darunter lesbare Text wird zu einem immer größeren „Ich, Ich, Ich“. Ist das Untier der Mensch, der „den Hals nicht voll kriegen kann?“, hat der Verschlungene jegliche Eigeninitiative und Unabhängigkeit verloren? – Will Wachter damit etwas ausdrücken? Vermutlich meint er doch den heutigen Zeitgenossen, der von Medien, Meinungen und Werbung verschlungen wird, der durch unzumutbare Arbeitsbedingungen so gedrückt und „gemobbt“ wird, dass er dem Untier „Arbeitsbelastung“ zu erliegen droht, oder wird hier etwa eine Firma charakterisiert, die die kleinere „schluckt“, aber auch selbst schon wieder in die Zwänge des Stärkeren von oben geraten ist, wie es in Freiburg in jüngster Zeit leider allzu oft der Fall war. Der Interpretation sind keine Grenzen gesetzt.

Meerjungfrau und Windsbraut

Was will Wachter – weiter hinauf – ausdrücken mit der „Meerjungfrau“ rechts am

Bomber auf Coventry und Freiburg

kleinen Turm beim Hinaufsteigen? Die Dame mit dem Fischschwanz ist „gut gebaut“ und erinnert ein wenig an Kopenhagen und die dortige Nixe. – Sie soll vermutlich an Wasser als lebenserhaltende Kraft erinnern, an Wasser, das wir, gottlob, im Schwarzwald noch haben und das sogar durch unsere Bächle fließt, und dessen Überfluss wieder zurück ins Meer strömt, um sich neu als (saurer?) Regen über uns zu ergießen, an Wasser, das für alle Menschen das Leben und Überleben bedeutet. Wie lange noch? Ist das Fischweib die Verkörperung der Erdkräfte? Und deutet die „Windsbraut“ auf der Rückseite des Pfeilers visionär bereits unsere zunehmenden Orkane an? Interpretieren Sie selbst!

Und dann kommt man allmählich in die dritte Etage dieses Brückensteges, wobei die untere Etage den von Norden kommenden Autos als Einfahrt dient, während die von Süden kommenden Besucher in die zweite der sieben Etagen gelenkt werden. In der dritten Etage auf Höhe des Steges, – sozusagen gottlob über aller Technik und allem Autolärm – spaziert der Mensch, und befindet sich in Freiburgs Geschichte, auf die Emil Wachter offensichtlich besonders aufmerksam machen möchte.

Die Zeit der Zähringerherrschaft

Da findet man links am Pylon vor allem die Geschichte der Zähringer, der Stadtgründer von Freiburg mit ihren vielen Herzögen, Bertholde, die Weisheit mit Milde und Macht verbinden wollten. Sie gaben als Stadtgründer die Leitschnur für die Stadt Freiburg vor und hielten lange Zeit die Hand über ihren Besitz, bis sich die Stadt und ihre Bürger nach der Auseinandersetzung mit den Grafen von Urach (rechts) freiwillig dem Schutz der Habsburger unterstellte. Da stellt Wachter auch den Metzger Hauri dar, der 1272 den Bischof von Straßburg, Konrad von Lichtenberg erstach, als der mit Waffengewalt gegen Freiburg vorrückte, um seinem Verwandten Egino zu helfen. Seit dieser Zeit beanspruchte die Metzgerzunft deswegen den 1. Platz bei der Freiburger Fronleichnamsprozession. Da werden die Zahlen von 1368 beschrieben, als sich Freiburg an das Haus Habsburg anschloss, oder die Schlacht von Sempach (1386), bei der der Freiburger Malterer ums Leben kam. Uracher Herren mit Peitsche und ausgelaugte Bauern verdeutlichen Freiburgs Kampf um die Selbständigkeit. Natürlich werden auch die Vauban’schen Pläne der alten Befestigungen

Die Meerjungfrau

Die Zeit der Zähringer: Milde und Macht

und deren Schleifungen auf dieser Seite der Brücke erwähnt. Vom Bauernkrieg und der 48er Revolution berichtet Wachter mit seinem Figurenzyklus im unteren Stockwerk. Bis hin in die jüngste Geschichte der Stadt spannt der Künstler den Bogen der Geschichte Freiburgs und stellt den Einheimischen und Touristen auch die schrecklichen Bombenangriffe auf unsere Stadt am 27. November 1944 vor Augen, als die 340 Lancaster-Bomber der Royal Airforce 150 000 (!) Bomben auf Freiburg abwarfen – und dennoch das Münster in all dem Terror nahezu verschont blieb[4]. Doch auch der englische Städtename „Coventry" erscheint unter den Flugzeugen und marschierenden Soldaten. Das gibt zu denken!: Will Wachter sagen, dass Gewalt Gegengewalt erzeugt? Jedenfalls gemahnt die Szene an Versöhnung über Gräbern und Trümmern.

Unsere Welt: aber man muss das Schöne sehen

Vielerlei Allegorien arbeitete Wachter in die Nischen und Flanken der Türme ein: Man erkennt die Eule, das Tier, das auch im Dunkel die Wahrheit erkennen kann und damit die Wissenschaft an der Universität verkörpert, – vierblättrige und Glück verheißende Kleeblätter, Blumen und Rosetten als Symbole des Kosmos und als Zeichen der Hoffnung trotz aller Zerstörung der Umwelt, – Nattern und Ratten, Hinweise auf Intrige und das Böse schlechthin. Von Gewalt und Sittenverfall ist die Rede, einander gegenüber gestellt sind auch der Verzweifelnde und der, den das alles nichts angeht: eben, der heutige Mensch in seinen mitmenschlichen Bezügen. Versöhnliches aber kommt auch zur Sprache: ein Medaillon am Südpfeiler – ein umschlungenes Paar, Mann und Frau, Hoffnung auf Liebe und Leben und Zukunft. Ähnliches gilt auch für die 17 Schlussszenen des Frieses, die bereits in das Gestein des Schlossbergs eingebunden wurden: „das Leben ist schön" – mit Blumen und Vögelmotiven – trotz oder wegen der Schlangenmenschen und mythischen Fabelwesen, Dieben und Immobilienhändlern, trotz Unverständnis in den Familien, Prostitution und Weinpantschereien – man muß nur das Schöne im Leben sehen wollen. Wachter tut es: er ruht sich auf dem letzten Bild seines Frieses unter einem Weinstock aus als wolle er sagen: carpe diem – nütze den Tag und die Stunde – aber richtig!

Das Auto: moderner Götzendienst

Eine der sprechenden und hintergründigen Darstellungen von Wachter muß unbedingt noch erwähnt werden, weil sie am mittleren Pfeiler so auffällig zu denken gibt:

Auf dem mittleren dreieckigen Oberteil des Pfeilers nach Norden und zum Stadtgarten hin sieht man rechts einen lebensgroßen Schwan, links einen Esel mit langen Ohren. Man liest:

Was ist mit mir? In der Mitte hat Emil Wachter den Rücken eines Mannes ohne Kopf dargestellt, mitten über der Brücke, unter der der Verkehr pausenlos nach Nord und Süd verläuft.

Schauen Sie einmal ganz genau hin! Ihnen ist bestimmt bekannt, dass der Schwan in der Symbolik die Eitelkeit und den Hochmut darstellt, der Esel dagegen die Dummheit und die Einfalt. Und dazwischen ist der Mensch, ein kopfloser Mensch! Aber was macht der? Schauen sie genau hin! Der hat Durchfall!? Aber – Entschuldigung – was kommt dabei heraus? Ein Auto! Direkt über dem viel befahrenen Schlossbergring! – Wachter will sicher damit sagen, dass der Mensch in seiner Eitelkeit und Dummheit (= Esel) die Zukunft verpasst, weil er verblendet, arrogant und hochmütig (= Schwan) auf eine Energie und Umwelt (das Auto) setzt, die weiterhin vom Benzinmotor bestimmt wird. Auf gut deutsch: er fabriziert „Sch…“, Dreck, Abfall mit den Abgasen der Autos, die unsere Lebensqualität vernichten. Der Kopf ist – so scheint es – nicht mehr notwendig, das Auto, das Tempo, die Schnelllebigkeit hat ihn ersetzt oder besetzt[2]. Möglicherweise hat Wachter den „Autoscheißer“, wie der schnell im Volksmund hieß, in Erinnerung an eine ähnliche viel beachtete Figur, am Freiburger Münster geschaffen., und sein Humor setzt den unten auf der Straße mit dem Auto anreisenden „Nordlichtern“ noch ein herzliches „Willkommen im Süden“ dazu.

Kunst am Bau mit Zement

Es ist schon frappierend, wenn man an die z. T. filigranen Figuren und Schriften im Beton denkt, sich vorzustellen, wie Emil Wachter gearbeitet hat. Er musste ja alles, jede Blume, jeden Namen, jede Figur spiegelschriftlich aus einer dicken Styroporplatte herausschneiden oder hineinarbeiten, bevor diese Platte als Negativ auf die Seite der Verschalungswand, auf der das Bild erscheinen sollte, genagelt wurde. Zwischen die zwei oder drei anderen Seiten wurde der flüssige Betonbrei gegossen, der jede Nische im Styropor, so hoffte man, ausfüllen würde. War der Beton ausgetrocknet und hart geworden war, zerschlug man – wie beim Glockenguss – den Mantel aus Styropor, war aufgeregt und gespannt, wie weit der Guss

Einfahrt in die Schloßberg-Garage (Ein Turmbau zu Babel?, eine moderne Sprachverwirrung?)

Alle Fotos: Hermann Althaus

des Kunstwerks gelungen war. Einige Reste aus Styropor mussten abgeflammt, manches musste nachgebessert, vieles mit Spatel, Bürste und Messer in Feinarbeit herausgekratzt werden, Emil Wachter war ständig dabei und mit Handwerkern und Architekt im Gespräch, eine kaum gekannte Zusammenarbeit erwies sich als fruchtbar.

Um diese „Kunst am Bau“ fertig zustellen, waren seit 1977 viele Planungen und Überlegungen notwendig. Dafür war das Büro des Freiburger Architekten, Stadtplaners und Chef der Kommunalbauten AG., Dipl. Ing. Josef Diel[3] verantwortlich. Die gewaltigen Pyramiden auf den Pylonen, die an die Mitra eines Bischofs erinnern könnten, wurden, wie Architekt Diel berichtet, am Boden gegossen und anschließend mit den dafür vorgesehenen Löchern in die Chrom-Nickelstahl-Bolzen des Unterteils gehievt, eine Arbeit, die enorme Präzision voraussetzte. Der Gesamtkomplex Schlossberggarage war mit 20 Mio. DM veran-

schlagt, die Arbeit des Künstlers wurde mit 100 000 DM honoriert.

Eine Firma aus dem Freiburger Umland war damals mit rund 80 Männern über zwei Jahre am Brückenbau beschäftigt. Eine besondere Schwierigkeit war, dass auch das Gestein des Schlossbergs tragend mit in den Brückensteg eingebunden werden musste, eine Schwierigkeit, die bereits Vauban beim Bau seiner Befestigungsanlage am Schlossberg kennen gelernt hatte.

Spricht Emil Wachter Sie an?

Zum Schluss fragt man sich vielleicht noch einmal, was Emil Wachter dem Betrachter seines Brückensteges mit seiner Kunst vermitteln und ihm verdeutlichen möchte? Es ist wohl seine Erfahrung mit dem Leben, ein Rückblick, wohin der Mensch in seiner Geschichte mit Kampf und Gewalt, Eitelkeit und Dummheit gekommen ist, wie er in der Gegenwart den gleichen Einflüssen ausgesetzt ist und zu erliegen droht, aber dass dennoch die Hoffnung, die Natur und die Liebe unbesiegbar bleiben und für die Zukunft hoffen lassen.

Anmerkungen

1 Ein Anstoß und eine Hilfe war mir Helmut Büchler, Schlossberg Serenade in Zement, Impressionen von einer Brücke, Freiburger Almanach, 1987 bei Poppen u. Ortmann, Freiburg.
2 An der Autobahnkirche in Baden-Baden wird der Kopf des Menschen übrigens auf einem Lastwagen abtransportiert.
3 Dipl. Ing. Joseph Diel ist einer der Initiatoren des Freiburger Schlossbergturms und Mitglied der Badischen Heimat. Vgl. seinen Aufsatz zum Thema Schlossbergturm in Bad. Heimat 4/2003.
4 Badische Zeitung vom 20. 11. 2004.

Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Hermann Trenkle

Der Totentanz in der Beinhauskapelle in Bleibach

Wer in das mittlere Elztal kommt, dem fällt in Bleibach das weithin sichtbare ziegelrote Dach der im Jahre 1975 erweiterten und umgebauten St. Georgskirche auf. An dieses Gotteshaus lehnt sich die Beinhauskapelle an, die der Pfarrvikar Martin Schill neben der im Jahre 1514 fertig gestellten spätgotischen Kirche bauen ließ. Diese war vom Friedhof umgeben, der seinerseits von einer Mauer umgeben war, von der heute noch Teile erhalten sind.

Nach zwei Jahrhunderten war der Gottesacker zu klein geworden. Um Platz für neue zu schaffen, wurden die ältesten Gräber geöffnet und die Gebeine im Aussenbereich der Kirche aufgeschichtet. Um diesen eine würdigere Ruhestätte zu geben, wurden die Gebeine ab 1720 getrennt nach Arm- und Beinknochen und Schädeln in der Beinhauskapelle geschichtet. Die Anfangsbuchstaben der Namen auf der Stirne der Schädel erleichterte den Angehörigen diesen Gräberbesuch besonderer Art.

Im Jahre 1723 ließ der Pfarrer vom Waldkircher Kirchenmaler Johann Winter mit Leinölfarben einen Totentanz aus 33 Bildern in das hölzerne Tonnengewölbe malen. Dem Künstler muss der nach einem verheerenden Pestjahr im Jahre 1440 an die Friedhofsmauer des Basler Predigerklosters in 43 Ölbildern gemalte Totentanz bekannt gewesen sein. Dieser wurde in der Reformationszeit beschädigt und in den folgenden Jahrhunderten nicht

Abb. 1: Orchester der Sensenmänner mit Spruchband

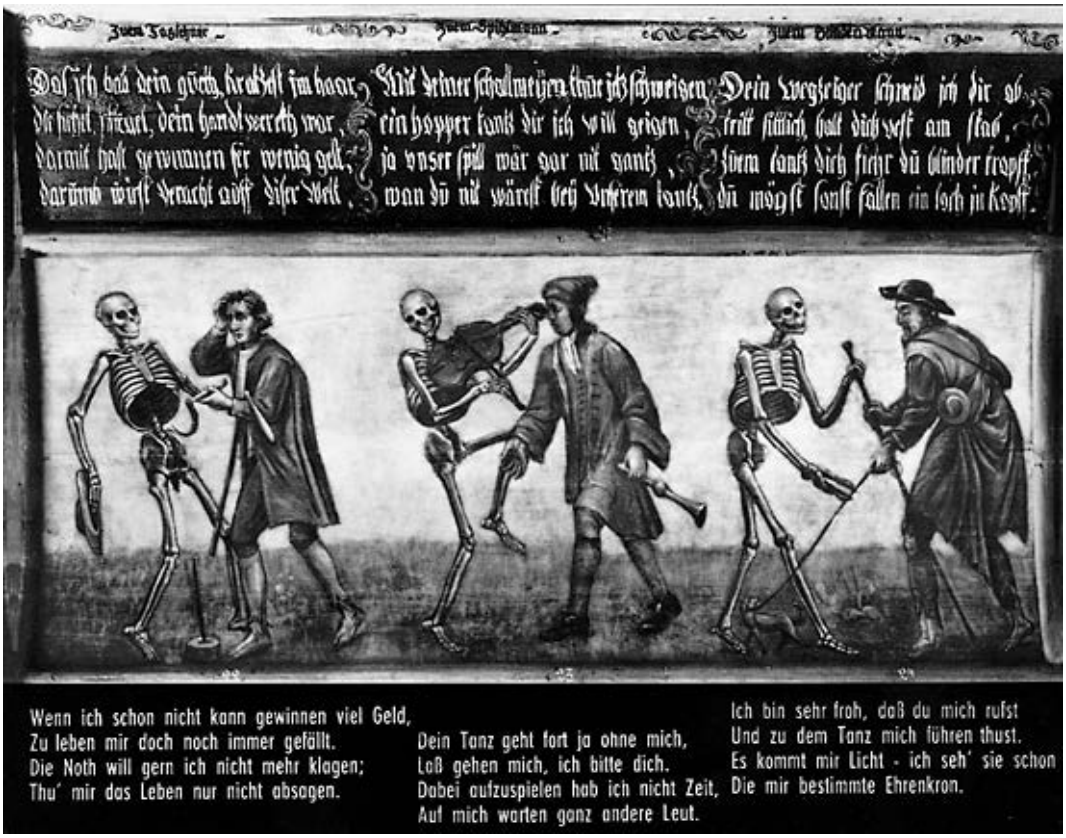


Abb. 2: Lebensbaum von Helmut Helbein

erhalten. Reste, die von der Stadt Basel zu Beginn des 19. Jahrhunderts geborgen wurden, sind heute im Museum am Barfüßerplatz in Basel zu besichtigen. Es war ein Glücksfall, dass der Schweizer Kupferstecher Mathias Merian d. Ä. im 16. Jahrhundert den Basler Totentanz in Kupferstichen der Nachwelt überlieferte. Eine schwarzweiß Kopie, die in meinem Besitz ist, läßt den Schluss zu, dass Johann Winter bei seinem Bleibacher Totentanz von Merians Kupferstichen, aber auch von den Holzschnitten Hans Holbeins d. J. (1523) inspiriert wurde.

Auch in Bleibach macht der Totentanz in der Bildersprache deutlich, dass der Tod niemand vergißt. Er ist ein Gleichmacher und Entmachter der Mächtigen. Er nähert sich den Totgeweihten in unterschiedlicher Pose und Gestik. Entsprechend klingen die vierzeiligen Knittelverse der Zwiesprache zwischen Tod und Menschen. Die Ansprachen des Todes sind in Bleibach über den Gemälden angebracht. Die Antworten der Menschen konnten 1723 nicht wie in Basel unter den Bildern angebracht werden, weil dort 5 Fenster und eine Tür dies unmöglich machten.

Ein Textblock, der in einem Fenster lag, enthielt die Antworten. Besucher der Kapelle nahmen diesen beim Rundgang mit und lasen die Antworten hinzu. Bis 1997 war es ungewiss, wer die Texte zum Bleibacher Totentanz geschrieben hat. Man vermutete auch, dass die Antworten erst später entstanden sind. Der Verfasser konnte schließlich im Wallfahrts- und Gebetbuch „Zu Ehren der Muttergottes vom Hörnleberg“, das der Bleibacher Pfarrer Wilhem Störk 1884 publizierte, den Hinweis finden, dass die Texte des hiesigen Totentanzes – der Prolog, die Ansprachen des Todes und die Antworten – von einem österreichischen Edlen namens Scherer stammen. Nach der Familienchronik hatte er im Streit die Familie ver-

Abb. 3: Lebensbaum (Buntsandstein) von Helmut Lutz, 1977

lassen. Er zog nach Freiburg, wo er das Studium fortsetzte. Er konvertierte vom evangelischen zum katholischen Glauben. Nachdem er enterbt worden war, nahm er in Bleibach die Stelle des Dorfschullehrers an. Er kam dort zur rechten Zeit an, um 1723 mit dem Schreiben der Totentanztexte zu beginnen.

Texte und Bilder des Bleibacher Totentanzes vermitteln dem Betrachter christliche Aufgeschlossenheit gegenüber Leben und Tod. Alle vom Tod Angesprochenen wissen, dass der Schnitter Tod für alle eine unabwendbare Realität ist. Der Mehrzahl der Angesprochenen kommt das Lebensende zu früh. Lediglich der Papst, der Blinde, der Arzt und auch die Kaiserin ergeben sich in ihr Schicksal. Der Bleibacher Todesreigen beginnt mit dem unschuldigen Kind. Es folgt die Geistlichkeit in absteigender Rangfolge: Papst, Kardinal, Bischof, Abt und Priester. Es schließen sich an die weltlichen Würdenträger: Kaiser, König, Herzog und Baron. Die Vertreter der bürgerlichen Berufe, der Ämter und Stände: Amtmann, Richter, Arzt, reicher Mann, Kaufmann und gelehrter Bürger reihen sich an. Es folgen dann die einfachen Menschen: Jüngling, Soldat, Krämer, Koch, Bauer, Tagelöhner, Spielmann, blinder Mann und der Greis. Während in Basel nur 4 Frauen zu sehen sind: Kaiserin, Königin, Herzogin und Äbtissin, hat der Bleibacher Totentanz-Maler Johann Winter acht Frauen aus der Gesellschaft von 1723 porträtiert, nämlich: Jungfrau, Kaiserin, Äbtissin, Edelfrau, Stadtfrau, Bäuerin, Pilgerin und Greisin.

Übrigens zeigt dieser Totentanz auch, wie die Menschen damals gekleidet waren. So ist dieser Todesreigen auch ein interessantes volkskundliches Dokument. Im Tonnengewölbe über dem Bild des Pfarrers spielen 6 Sensenmänner mit makabren Instrumenten die Melodie „Mein Trompetenschall bringt Freud oder Trübsal in Ewigkeit“. Diese Mahnung des Spruchbandes lenkt den Blick auf das 1723 in Öl auf die Kapellenwand gemalte Fresco, das eine Sterbeszene zeigt.

Ein noch junger Familienvater liegt im Sterben. Der Seelsorger leistet ihm beim „Versehen mit den Sterbesakramenten“ Sterbehilfe. Frau und Kinder sind verzweifelt und beten. Der Schutzengel des Sterbenden liest als Anwalt für den Himmel die guten Werke des Sterbenden aus dem Buch des Lebens vor. Der Teufel bringt die schlechten Taten zu Gehör. Maria legt als Fürsprecherin für die Armen Seelen die eine Hand auf das Buch des Lebens und mit der anderen Hand empfiehlt sie die Seele ihrem Sohn. Dieser, Herrscher über Leben und Tod, nimmt die Seele in die ewige Freude auf.

Seit 1977 steht der von Bildhauer Helmut Lutz aus altem Buntsandstein von 1500 – er stammt aus dem 1975 abgerissenen Kirchenschiff – gefertigte Lebensbaum in der Beinhauskapelle. Er erinnert an das alte Kirchenlied von 1456 (Salzburg) „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen . . .“. Auf den Ästen des Lebensbaumes stehen vier Statuetten von den Seitenaltären der Bleibacher Kirche von 1697 (Johann Schupp) St. Margareta, Erzengel Michael, St. Agnes und St. Sebastian.

Seit 1986 haben 30 000 Besucher aus nah und fern die sehr interessante Pfarrkirche St. Georg und die Beinhauskapelle mit dem Totentanz besichtigt.

Nachdem im Jahre 1843 ein neuer Friedhof angelegt worden war, wurde jener um die Pfarrkirche geschlossen und später wurden die Gebeine der Beinhauskapelle dort begraben.

Anschrift des Autors:
Hermann Trenkle
Dorfstraße 57 Bleibach
79261 Gutach i. Br.

Horst Ferdinand (†)

Louise Kachel-Bender

Eine Karlsruher Schauspielerin vor hundert Jahren

Die Welt des Theaters muß das junge Mädchen magisch angezogen haben. Von früher Jugend an kannte Luise keinen anderen Berufswunsch, als in die geheimnisvolle Atmosphäre der Bühne, der Rampenlichter, der Kulissen und Soffitten, in eine andere Welt eben, einzutauchen. Dass die Eltern der am 7. 9. 1842 in Karlsruhe geborenen Luise (ihres dritten Kindes; sie hatte zwei ältere Brüder, geb. 1836 und 1837) ihren Berufswunsch lenkten, darf bezweifelt werden; der Vater Michael Bender, ein Polizeibeamter, und die Mutter Margareta geb. Metz ließen, wie es scheint, die Schwärmerei ihrer Jüngsten eher geschehen, als dass sie sie förderten. Gleichwohl, am 27. 5. 1853 betrat die Zehnjährige erstmals die weltbedeutenden Bretter, und aus historischem Anlaß: an diesem Tag wurde mit einer Festvorstellung der „Jungfrau von Orleans“ das neuerbaute Hoftheater eingeweiht, und Luise durfte ein kleines Röllchen spielen. Der repräsentative Theaterbau des Architekten Heinrich Hübsch – 1795–1863 –, in dem sich fast die gesamte Karriere Luises abspielen sollte, fügte sich nahtlos in das einzigartige Ensemble von Schloß, Hofgarten, Zirkel, Orangerie und Fasanengarten ein. Hübschs Bau galt als eines der schönsten Theater Deutschlands. Nicht einmal hundert Jahre später, 1944, wurde es bei einem Bombenangriff auf Karlsruhe zerstört und hätte wie auch das Schloss ohne weiteres wiederaufgebaut werden können. Aber die Politik entschied anders, heute steht am Ort des früheren Hof-, Landes- und Staatstheaters der Betonklotz des Bundesverfassungsgerichts.

Erste Förderung erfuhr das Kind von einer bekannten früheren Tragödin der Karlsruher Hofbühne, Wilhelmine von Cornberg, die als erste das vielseitige Talent des jungen Mädchens erkannte. Luise besaß eine helle und klare Sprech- und eine hübsche Singstimme, und außerdem war sie in ihren Bewegungen grazil und geschmeidig. Nach längeren Überlegungen entschloss man sich, sie zunächst im Ballett als „Chortänzerin“, wie man das damals nannte, beginnen zu lassen, als eine Art Elevin. Sie wurde in die Ballettschule des Hoftheaters aufgenommen, wo sie im klassischen Bühnentanz ausgebildet wurde. Am 17. 6. 1857 unterschrieb die Fünfzehnjährige – natürlich sekundiert von ihrer Mutter – ihren ersten Vertrag mit dem Karlsruher Hoftheater; seit diesem Tag nannte sie sich „Louise“. Dieser erste Vertrag trägt außerdem die Unterschrift eines der berühmtesten Theatermänner des 19. Jahrhunderts, die Unterschrift Eduard Devrients (1801–1877, Intendant in Karlsruhe von 1852–1870. Er ist der Verfasser grundlegender Werke über die Schauspielkunst.) Die erste Jahresgage der fünfzehnjährigen Ballerina belief sich auf 150 Gulden, in Reichsmark (ab 1871) umgerechnet etwa 260 Mark. Das war freilich nur ein besseres Taschengeld, nach heutigen Begriffen; aber wenn man diese Summe etwa mit dem Jahreslohn eines badischen Industriearbeiters um die Jahrhundertwende vergleicht – ca. 640 Mark –, war es ein für ein junges Mädchen beachtlicher Betrag. Viel wichtiger jedoch war das, was mit diesem ersten Engagement verbunden war: Der Intendant selbst kümmerte sich in väterlich-gütiger Weise um seinen Zögling und war ein vorzüglicher Bildner junger Talente. Neben der tänzerischen Ausbildung setzte er sie laufend in kleinen Schauspielrollen ein. Die Ballettzeit war nur kurz, da sich schon nach zwei oder drei Jahren Gelenkentzündungen einstellten, die die Weiterführung der Ballettarbeit unmöglich machten. Aber Grazilität des

Auftritts und Beherrschung der Körperlichkeit bis in die Fingerspitzen blieben in ihrer langen Karriere so etwas wie ein Markenzeichen. Immer noch nicht ganz entschieden war 1862 die Frage, ob sie ihre Laufbahn als Sängerin oder Schauspielerin fortsetzen sollte. Sie hatte nämlich in diesem Jahr als Sängerin in der – heute vergessenen – Oper „Maurer und Schlosser“ von D. F. E. Auber mitgewirkt und dort mit einer Kollegin ein schwieriges Duett so erfolgreich und nach so kurzer Probenzeit zu Gehör gebracht, dass ihr zuerst ein Vertrag als Sängerin und Schauspielerin angeboten wurde. Nach langer Überlegung entschied sie sich ausschließlich für das Schauspiel. Nun war sie voll und ganz in das Schauspielensemble der Großherzoglichen Hofbühne integriert, und Devrient lehrte sie vor allem, „natürlich“ zu agieren, jegliche Künstelei, leere Äußerlichkeit oder Manierismen zu meiden und sich jederzeit in das größere Ganze, das Ensemble, einzufügen. Diese Regeln blieben die feste Grundlage der Schauspielkunst Louises während ihrer ganzen Karriere. Sie gehörte zu den Kräften, mit denen Devrient die dringend erforderliche Reform des Karlsruher Schauspiels bewerkstelligte. Charakteristisch für die Zustände, die er 1852 bei seinem Dienstantritt vorfand, ist die Bemerkung: „Der Posten hier wäre vielleicht so übel nicht, wenn nur kein Theater dabei wäre!“ Die Reorganisation dauerte Jahre, aber Devrient schaffte es, nicht nur die Spielpläne von damals vielgespielten Klamotten zu reinigen, sondern auch den Geschmack des Karlsruher Publikums zu bilden. Das Wichtigste bei diesem Unternehmen waren natürlich entsprechende Schauspielerinnen und Schauspieler, die sich nach Maßgabe der oben beschriebenen Regeln in das Ensemble einfügten, und hier stand Louise in der ersten Reihe. Besonders widmete sich Devrient der Shakespearepflege. So brachte er z. B. in den Sechzigerjahren einen Shakespeare-Zyklus auf die Bühne, der zwanzig sorgfältig einstudierte Stücke des Dichters umfasste. Daneben gab es sieben Dramen von Schiller, Goethes Iphigenie und Egmont und außerdem Aufführungen von Stücken Molières, Calderons und Hebbels. Bei diesen umfassenden Reorganisationsbemühungen war Louise für Devrient eine unentbehrliche Helferin, hatte er doch selbst ihre Schauspielkunst geformt. Der Lehrer wusste, dass er sich auf seine Schülerin verlassen konnte. Andererseits wusste Louise gut, was sie in diesem Zusammenhang wert war, davon sprechen die fast jährlich wiederholten Anträge auf Gagenerhöhung. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, dass die Garderobe für zeitgenössische Konversationsstücke – „was zum modernen Anzuge gehört“ – von den Schauspielerinnen selbst bezahlt werden musste, wofür sie einen beträchtlichen Teil der Gage verwenden mußten.

Ihren ersten großen Erfolg hatte die junge Schauspielerin 1862 als Miranda („Sturm“). Rollen wie die der Jessica („Kaufmann von Venedig“), Cordelia („Lear“), Helena („Sommernachtstraum“), Sebastian („Was Ihr wollt“), Hero („Viel Lärmen um Nichts“), Isabella („Richter von Zalamea“), Emilia Galotti, Jungfrau von Orleans, Bertha („Wilhelm Tell“), Bertha („Fiesko“), Beatrice („Braut von Messina“), Marie in Otto Ludwigs „Erbförster“ und später Kriemhild („Nibelungen“), Recha („Nathan“) und Natalie („Prinz von Homburg“) bezeugen ihre schnell gewachsene Wandlungsfähigkeit und Vielseitigkeit. Dafür sprechen auch Rollen wie die des Georg („Götz von Berlichingen“) oder die der Fenella, der Hauptrolle in der im 19. Jahrhundert vielgespielten Oper „Die Stumme von Portici“ – eine sehr schwierige Partie, weil sie (als Stumme) die dramatischen Szenen dieser Oper nur mit Gesten darstellen konnte.

Am Rande sei hier erwähnt, dass sich die Reformbestrebungen Devrients selbstverständlich auch auf die Oper erstreckten; auch hier gelang ihm Wegweisendes. Wagners Opern, die sich der besonderen Gunst des Großherzogs Friedrichs I. und seiner Gattin Luise erfreuten, wurden oft aufgeführt. Aber auch für Mozart, Gluck und zeitgenössische Komponisten setzte er sich ein. 1869 wurde er zum Generaldirektor des Großherzoglichen Hoftheaters ernannt; aber eine schwere Vertrauenskrise zwischen dem Großherzog und ihm – er hatte mit Stuttgart wegen der Übernahme des dortigen Theaters Verbindung aufgenommen, ohne den Großherzog zu informieren – veranlaßte Devrient kurz darauf, Karlsruhe zu verlassen. Damit ging

eine ruhmreiche Ära der Karlsruher Theatergeschichte zu Ende.

Auch Louise verließ Karlsruhe 1870, aber ihr Weggang stand nicht mit dem Devrients in Verbindung. Sie hatte vom Braunschweiger Hoftheater das Angebot einer „glänzenden Stellung“ erhalten, dem sie folgte. Sie blieb jedoch nur eine Spielzeit dort. Als „Heroine“ war sie engagiert worden, und sie spielte die entsprechenden Rollen, so das Gretchen („Faust“) und die Julia („Romeo und Julia“); aber auch hier überschritt sie mehr als einmal, etwa zugunsten des modernen Konversationsstücks, die Fachgrenzen und trat als „Salondame“ auf. Die Aufführungen, bei denen sie mitwirkte, waren stets beifallumrauscht – aber welch hohen Preis sie für den Weggang aus Karlsruhe zahlen sollte, konnte sie zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen.

1871 heiratete sie den Direktor der Karlsruher Kunstgewerbeschule, Gustav Kachel. Aus der glücklichen Ehe gingen zwei Töchter, Mally und Marie-Luise, hervor. Kachel starb nach nur neunjähriger Ehe, und was lag da näher, als dass sie ihre Karriere in dem vertrauten Karlsruher Theater wiederaufnahm? Sie war Ende dreißig, als sie sich dazu entschloss, sich wieder beim Hoftheater zu bewerben. Natürlich bezog sie eine ausreichende Witwenpension, aber die magische Anziehungskraft des Theaters, die sie schon als Kind empfand, lebte wieder auf. Sie wurde jedoch keineswegs mit offenen Armen auf ihrer alten Bühne aufgenommen. Ihr Mentor und Protektor Devrient war längst entschwunden, und der seinerzeitige Weggang aus einer gagenmäßig sehr gut dotierten Position – sie verdiente damals ca. 2000 Mark jährlich – erwies sich in den folgenden Jahren als Quelle vieler Mißhelligkeiten. Zunächst einmal mutete man ihr zu, eine Probevorstellung „a. G.“ – als Gast – zu absolvieren – ihr, die zu Zeiten Devrients alles, was gut und teuer war, in diesem Theater gespielt hatte! Am 8. 5. 1883 betrat sie erstmals wieder die Bühne des Hoftheaters, und ihre Isabella in Schillers „Braut von Messina“ war ein voller Erfolg. Das Karlsruher Publikum hatte sie nicht vergessen. Sie wurde engagiert und handelte eine hohe Jahresgage von 4000 Reichsmark aus. Aber nun hatte sie zwei kleine Kinder zu versorgen und die erforderlichen Hilfskräfte zu bezahlen, abgesehen von den schon früher erwähnten Ausgaben für Garderobe. Mit großem Unmut erfüllte sie, dass sie während ihres zweiten Engagements immer nur Dreijahresverträge erhielt. Man kann diesen Unmut verstehen, erhielt doch z. B. ein leichtsinniger Kollege, der einen großen Schuldenberg angehäuft hatte, einen Siebenjahresvertrag, um die Pfändungsverpflichtungen sicherzustellen. Darüber hinaus musste sich Louise einmal sagen lassen, dass sie ja durch die Witwenpension gesichert sei. Dies wies sie so empört und mit soviel Nachdruck zurück, dass dieses Argument bei den häufigen Gagenverhandlungen nicht wieder auftauchte. Der sehr besonnene und das Karlsruher Theater während einer glänzenden Periode (1889–1904) leitende Generalintendant Albert Bürklin wollte ihr durchaus wohl, aber sie musste sich von ihm darauf hinweisen lassen, dass auch andere bewährte Stützen des Ensembles wie die international bekannte Sängerin Pauline Mailhac immer nur Dreijahresverträge erhielten. Bürklin war an sich studierter Jurist, konnte es sich aber, mit einem reichen Grundbesitz im Hintergrund, leisten, den Justizdienst zu verlassen. Berichtet wird, dass er als Theaterleiter dann, wenn berühmte Gäste engagiert werden sollten oder wenn bei einer Neuinszenierung ausstattungsmäßig etwas Besonderes geboten werden sollte, diese Extraausgaben aus eigener Tasche bezahlte. Er war ein gelassener, in sich ruhender Vorgesetzter, der die Aufgeregtheiten des Theaterlebens mit Ironie und Humor über sich ergehen ließ.

Louise gab in der Vertragsangelegenheit nicht nach. 1895 wandte sie sich in einem langen Brief an ihre Gönnerin, die Großherzogin Luise. Diese hatte der Künstlerin kurz zuvor die Goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst des Großherzogtums – eine damals sehr hoch geschätzte und begehrte Auszeichnung – zukommen lassen. Sie werde, schrieb Louise, „künstlerisch und persönlich unterdrückt“, und der Intendant habe ihr wieder nur einen Drei- und keinen Fünfjahresvertrag angeboten, mit dem sie ihre Tätigkeit am Hoftheater abschließen wolle. Sie wies darauf hin, dass sie in den Jahren von

1862–1870 554mal und 1883–1895 955mal aufgetreten sei. Die Antwort der Großherzogin ist nicht erhalten; sie scheint Louise bewogen zu haben, den Dreijahresvertrag zu unterschreiben. Auch der mäßigende Einfluß Bürklins wird dazu beigetragen haben. Aber insgesamt war ihre Position in den letzten zehn Jahren ihrer Karriere nicht so unumstritten wie zu Zeiten Devrients.

Sieht man von diesen Querelen ab, waren die 23 Jahre von 1883–1906 für Louise eine Zeit reichster künstlerischer Entfaltung und Erfüllung. Auch während des zweiten Engagements bewegten sich ihre Gestalten keineswegs im engen Zirkel strenggezogener Fachbegrenzung. Sie konnte sich – und dies war die „Erbschaft" Devrients – bis in ihre späten Tage in die Gesamtarchitektur einer dramatischen Schöpfung so innig versenken, dass sie sich freudig als Glied des großen Ganzen fühlen konnte. So schwang etwa bei ihrer Kennedy („Maria Stuart") oder Gora in Grillparzers „Medea" ein tiefes Empfinden für das tragische Geschick der Hauptgestalten mit, das diesen Aufführungen ein besonderes Profil gab. Musikalität und Rhythmus der Sprache, von früh auf von Devrient geschult, führten sie nun zu den reifen Meisterleistungen ihrer ausklingenden Karriere. Ein Rezensent sprach etwas hochtönend von der „reinen Inkarnation des Dichterworts", die sich bei der Gestaltung der von ihr verkörperten Dramenfiguren ereigne. Sie war sicher eine der bedeutendsten Menschengestalterinnen, die je die Karlsruher Bühne betraten. Natürlich hatte sie auch während ihres zweiten Engagements über vermeintliche oder tatsächliche Zurücksetzungen hinsichtlich der ihr übertragenen Rollen zu klagen – aber welcher Theaterintendant kann allen an ihn herangetragenen Rollenwünschen der Mitglieder seines Ensembles je entsprechen? Auch dem damals neuen naturalistischen Drama stand sie aufgeschlossen gegenüber; dafür steht etwa die Darstellung der Gunhild in Ibsens „John Gabriel Borkman". Auch in diesen modernen Stücken konnte sie ihre reichen Gaben, ihr mittlerweise gewachsenes mütterliches Gefühl, aber auch ihren nuancenreichen Humor einsetzen, wenn auch diese letztere Eigenschaft nicht zu ihren bevorzugten Stilmitteln gehörte.

1904 trat Bürklin zurück, und sein Nachfolger wurde wieder ein hochangesehener Theatermann, der Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, August Bassermann (1847–1931, Generalintendant in Karlsruhe bis 1919). Er stammte aus der bekannten Mannheimer Gelehrten- und Politikerfamilie. Auch er war wie Bürklin Jurist, hatte sich aber unmittelbar nach der Promotion als Schauspieler in Dresden, Wien, New York und Stuttgart betätigt, bevor er 1886 als Oberregisseur an das Mannheimer Nationaltheater verpflichtet wurde. Bassermann hatte also, als er 1904 Generalintendant in Karlsruhe wurde, eine vierzigjährige Schauspielpraxis, so dass er wie seine Vorgänger den Wechselfällen und Imponderabilien des Theaterbetriebs sehr gut gewachsen war. Er war der letzte Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters, das 1919 in ein Landestheater umgewandelt wurde.

Mit Louise kam er bald nach seinem Amtsantritt in engere Verbindung; der Anlaß hierfür war allerdings so unerfreulich wie möglich. Im Oktober 1905 schrieb die Schauspielerin einen erregten Brief an Bassermann. Sie sei zur Überzeugung gekommen, dass er „ihre künstlerische Kraft nicht mehr ausreichend finde", und sie wolle deshalb sofort in den Ruhestand treten. Der Grund, der sie zu diesem Brief veranlaßte, war die Übertragung der Rolle der Kammerfrau in „Macbeth". An sich war Louise stets bereit, auch kleinere Rollen zu übernehmen, die Kammerfrau hat aber in einer einzigen Szene des Dramas nur wenige Sätze zu sprechen, und die Beauftragung mit einer solchen winzigen Rolle empfand sie, die gefeierte Tragödin, als unerträgliche Zurücksetzung. Bassermann antwortete ihr diplomatisch, aber durchaus wohlwollend, dass das „Großherzogliche Hoftheater sich nur unter ganz zwingenden Gründen veranlaßt sehen könnte, sich von einer Künstlerin zu trennen, welche wie Sie, hochgeschätzte gnädige Frau, unserer Hofbühne durch soviele Jahre mit der größten Auszeichnung angehörte und noch heute eine Zierde und ein Stolz unseres Hoftheaters ist". Bassermann fuhr fort: „Wenn Sie trotz der Ihnen fortgesetzt entgegengebrachten rückhaltlosen Wertschätzung dem Gedanken an Ihre Zurruhestellung nähertreten konnten, so beruht dies ohne Zweifel auf

einer missverständlichen Auffassung des von mir vertretenen Standpunktes, welches in seinem Wesen doch sicherlich von Ihnen, deren feines Kunstverständnis mit Recht gerühmt wurde, geteilt werden dürfte, nämlich auch die kleinste Rolle so gut wie möglich zu besetzen.“ Nichts anderes habe ihn, Bassermann, bei der Zuteilung dieser Rolle geleitet. Der Brief schließt, indem sich der Intendant der „angenehmen Hoffnung“ hingibt, „Ihre wertvolle künstlerische Kraft unserer Hofbühne noch lange erhalten zu sehen“.

In ihrer Antwort dankte Louise für die „wertvolle und ehrende Gesinnung“ Bassermanns, aber der Augenblick sei gekommen, Abschied zu nehmen. Dies unterstrich sie durch die Beifügung entsprechender ärztlicher Atteste.

Daraufhin schrieb Bassermann an den Großherzog. Er erwähnte einleitend eine Aktion Louises, die das Mißfallen des Intendanten hervorrief. Die Absicht der Künstlerin, das Hoftheater zu verlassen, hatte sich in Karlsruhe herumgesprochen. Als sie im November 1905 nach mehreren Wochen Krankheitsurlaub erstmals wieder auftrat – als Daja in „Nathan der Weise“ –, spendete ihr das Publikum ostentativen Beifall. Darauf sprach sie von der Bühne aus einige Abschiedsworte an das Publikum, „ohne dies vorher der Generaldirektion anzuzeigen“. „Obwohl wir die Art und Weise, wie dies geschehen ist, nicht billigen können“, schrieb Bassermann, „glauben wir doch der verdienten und mit Recht allgemeinen Ansehens sich erfreuenden Künstlerin schon im Hinblick auf ihren schwer leidenden Gesundheitszustand mit Nachsicht begegnen zu sollen“. Wegen ihrer schlechten gesundheitlichen Verfassung sei sie schon seit Jahren von „nahezu krankhafter Empfindlichkeit“. Abschließend bat der Intendant den Großherzog, nicht nur Louise in den Ruhestand zu versetzen, sondern ihr „im Hinblick auf ihre ausgezeichneten Dienste die Ehrenmitgliedschaft des Großherzoglichen Hoftheaters gnädigst verleihen zu wollen“. Ein nobler Brief!

Im Dezember 1905 folgte die Entscheidung des Großherzogs, mitgeteilt von der „Generalintendanz der Großherzoglichen Civil-Liste“: „Seine Königliche Hoheit der Großherzog . . . haben in Gnaden geruht, die erbetene Zurruhesetzung der Schauspielerin Frau Kachel-Bender auf 1. Januar 1906 zu genehmigen und die Genannte bei diesem Anlass in Anerkennung ihrer langjährigen und ausgezeichneten Dienste an der Hofbühne zu Karlsruhe zum Ehrenmitglied zu ernennen.“

Louise, hochbeglückt über diesen versöhnlichen und ehrenvollen Abschluß ihres Schauspiellebens, fuhr sofort, noch im Dezember 1905, zu ihren Töchtern nach München. In einem Dankesbrief an Bassermann formulierte sie so etwas wie ein künstlerisches Glaubensbekenntnis: „Unsere Kunst stand mir immer hoch und war mir heilig, ob ich selbst ausübend mich damit beschäftigte oder nur mit begeisterter Freude das Schöne empfing, das andere schufen. Die Liebe für die Sache hat mich, trotz allem Bitteren, was von einem Künstlerwallen nun einmal unzertrennlich scheint, bis heute treu begleitet.“

Ein Jahrzehnt der Besinnung und Erinnerung war ihr noch gegönnt. Mit großer Freude empfing sie an ihrem 70. Geburtstag Glückwunschbotschaften des Karlsruher Stadtrats und des Hoftheaters. Sie durfte dessen gewiß sein, dass ihr Name für immer mit glanzvollen Perioden des Karlsruher Hoftheaters verbunden sein würde. Am 25. 10. 1916 entschlief sie in München.

Quellen u. Literatur

Pers.-Akte L. K.-B. im Generallandesarchiv Karlsruhe Sign. 57a/1120.

W. Zentner, L. K.-B. (ungedr. Mskr. o. J.).

B. Müller, Die „Ära Devrient“, in: Karlsruher Theatergeschichte, bearb. v. G. Haass u. a., 1982.

H. Ferdinand, L. K.-B., in: Bad. Biographien Neue Folge Bd. III, hg. v. B. Ottnad, 1990.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Horst Ferdinand (†)
Frobelstraße 4
53757 Sankt Augustin

Andreas Weiß

Theater für Kleinstadt und Schwarzwalddorf

Die Oberrheinische Städtebühne Waldshut 1945–1949

„Die Wiederherstellung kann nur ausgehen … von der Region“ –

Die südbadische Provinz wird Theaterland

In den Einschränkungen und Trümmern des „totalen Krieges“ waren in Deutschland auch die Lichter der Theater ausgegangen. Mit einem Erlaß vom 1. September 1944 hatte Reichspropagandaminister Joseph Goebbels den Spielbetrieb der deutschen Bühnen eingestellt, Ensembles hatten sich darauf hin zerstreut oder aufgelöst, darüber hinaus waren viele der Staats-, Landes- und Stadttheater im alten Reichsgebiet zerbombt, ausgebrannt oder beschädigt.[1]

Doch die Faszination, die von diesen kulturellen Einrichtungen ausging, ließ schon kurz nach Kriegsende die Theaterszene wiedererstehen als „unentbehrliche Äußerung des geistigen Lebenswillens.“[2] Das Bemerkenswerte aber daran war, daß diese Wiederbelebung gerade auch von der „Provinz“ getragen wurde. In sie hatten sich noch während des „Dritten Reiches“ viele Künstler zurückgezogen oder waren dorthin nach der Zerstörung der Großstädte geflüchtet, hier versuchten sie auch unmittelbar nach Kriegsende wieder beruflich Fuß zu fassen. Durch sie ergab sich als Gegensatz zur zentral gesteuerten Kultur der Jahre zuvor das Programm eines kulturellen Föderalismus, wie es etwa Otto Flake als Redakteur am Badener Tagblatt im April 1946 formulierte: „Die Berliner mögen ihre Anstrengungen machen, wir machen die unseren. In München, Tübingen, Freiburg, Baden-Baden, Mainz, Frankfurt, Wiesbaden, Koblenz, Hamburg entstanden seit dem Sommer des vorigen Jahres geradezu automatisch Ansatzpunkte eines neuen Lebens … Keine künstlichen Programme waren nötig, keine Anrufe des gefährlichen Totalismus, dieses hitlerischen Erbes. Totale Lenkung durch die Berliner – nein … Wir sind föderalistisch; die Wiederherstellung kann nur ausgehen … von der Region.“[3] Auch der Bodenseeraum profitierte von dieser „Verlegung schöpferischer Potenzen von den Städten aufs Land“[4] und anlässlich der Konstanzer Kunstwoche Anfang Juni 1946 wollte Kulturdezernent Dr. Leiner diese Region künftig gar die kulturellen Aufgaben übernehmen sehen, die früher die Großstädte besessen hätten.[5] Auch das Konstanzer Theaterleben mag Leiner zu diesen euphorischen Schlußfolgerungen veranlasst haben. Hier, am unzerstört gebliebenen Stadttheater, dem vormaligen „Grenzlandtheater am Bodensee“, wirkten zu dieser Zeit so bekannte Schauspielkräfte wie Lina Carstens, Lola Müthel oder Irene von Meyendorff, René Deltgen, Carl Ludwig Diehl oder Gustav Knuth.[6] Den Höhepunkt dieser Blüte Konstanzer Theaterkultur erreichte das Haus sicher unter der Direktion Heinz Hilperts 1948–1950.

Doch die ersten Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs brachten auch in anderen kleinstädtischen und ländlichen Gebieten Süddeutschlands manches erstaunliche Theaterprojekt hervor. Das Ideal eines „ambulanten Theaters“, wie Walter Janssen sein Projekt eines Theaterbetriebs für Dörfer und zerstörte Städte in Oberbayern nannte[7], hatte auch in Südbaden seine Entsprechungen. Verwirklicht wurde es in Einrichtungen wie der „Dreiländereckbühne Lörrach“, dem „Theater der Jugend Südwest“ aus Säckingen (ab September 1948 „Schauspiel-Studio Säckingen“), dem

„Mittelbadischen Theater“ in Villingen oder der „Bodenseebühne Überlingen“. Deren Aktivitäten, so sehr sie auch beständig durch die äußeren Umstände gefährdet waren, machten die eigentliche Blüte kulturellen Lebens in der Provinz nach 1945 aus[8] und ließen den Theaterboom dieser Jahre auch hier spürbar werden. In Waldshut und Umgebung war dies vor allem das Verdienst der „Oberrheinischen Städtebühne“.

„Aus dem Nichts heraus“

Der Start der Oberrheinischen Städtebühne in Waldshut

Nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen im April 1945 mag den Waldshutern die Vorstellung eines regelrechten Theaterbetriebs in ihrer Stadt erst einmal sehr fern gelegen haben. Und dennoch wurde sie schneller wahr als gedacht. Impuls gebend dafür war, daß auch in Waldshut mit dem Ehepaar Ernst und Margarete Holznagel zwei Schauspieler „gestrandet“ waren, die in ihrem Beruf wieder Fuß fassen wollten.[9] Von Straßburg kommend hatten sie hier beim Ehepaar Estlinbaum Quartier gefunden. Der Kontakt war durch deren Tochter Ruth zustande gekommen, die selbst an der Bochumer Schauspielschule ausgebildet worden und nach Engagements in Detmold, Berlin und an deutschen Bühnen hinter der zurückweichenden Ostfront nach Straßburg gekommen war. In Waldshut reifte dann die Idee zu einer Bühne mit regionalem Gastspielbetrieb. Die Gründung der „Oberrheinischen Städtebühne“[10] geschah „aus dem Nichts heraus“.[11] Zuvor mußte sie für ihren Spielbetrieb die Genehmigung der Französischen Militärregierung einholen. Doch hierbei sowie bei der Vorlage der einzelnen Stücke stießen die Verantwortlichen beim zuständigen Kulturoffizier nie auf größere Schwierigkeiten.[12] Die Militärregierung förderte vielmehr nachdrücklich Theater- und Musikveranstaltungen für die Bevölkerung und rief hierfür die Stadtverwaltungen in Südbaden zur Unterstützung auf.[13] Wegen des noch laufenden Entnazifizierungsverfahrens Holznagels sprang allerdings der frühere technische Leiter des Landestheaters Karlsruhe, Joseph Montag, als Direktor der Bühne ein, der ebenfalls durch den Krieg in die Nähe Waldshuts gekommen war.[14]

Trotz der nun anstehenden Schwierigkeiten bei der Herstellung und Organisation von Kulissen, Requisiten und Fahrzeugen stieß die Oberrheinische Städtebühne auf ein echtes Bedürfnis und besaß gute Chancen auf ein Gelingen ihres Planes eines regionalen Theaters für Waldshut und die Hochrheinregion. Die Militärregierung hatte schon im August 1945 „Konzerte und Theateraufführungen für die Zivilbevölkerung grundsätzlich erlaubt“[15], während andererseits das Kulturleben in Waldshut bis auf den Kinobetrieb noch kaum angelaufen war[16] und die Vereine hier und in den Landgemeinden aufgelöst worden waren.[17] Als daher der Südkurier am 11. Dezember 1945 von der Uraufführung des ersten Stückes der Oberrheinischen Städtebühne, dem Lustspiel „Meine Tochter – deine Tochter“, berichtete, spiegelte der Artikel gleichermaßen Anerkennung für die Leistung angesichts der vorhandenen Schwierigkeiten wie große Hoffnungen für die Zukunft wider.

Tatsächlich startete die Oberrheinische Städtebühne „trotz nicht geringer lokaler Schwierigkeiten“[18] mit viel Idealismus in das Jahr 1946. Um Direktor Joseph Montag und den künstlerischen Leiter Ernst Holznagel[19] hatte sich mittlerweile eine kleine Truppe von Schauspieler und Schauspielerinnen gebildet, die alle gegen Ende des Krieges nach Südbaden gekommen waren und in der Oberrheinischen Städtebühne die Chance zu einem beruflichen Neuanfang sahen. Hierzu zählten neben Margarete Holznagel und Ruth Estlinbaum Walter Schenkel, Schüler der Staatsakademie Karlsruhe und Schauspieler u. a. am Badischen Staatstheater[20], Josef Klose sowie der Schauspieler und Opernsänger Gerhard Frei.[21] Besonders an der persönlichen Lage Freis wird die ungewöhnliche Situation der noch ganz jungen Bühne am Übergang von der Kriegs- zur Friedenszeit deutlich: Anfangs von der Besatzungsmacht in Waldshut noch inhaftiert, durfte er für die Auftritte das Gefängnis verlassen, wobei die Oberrheinische Städtebühne für seine Rückkehr garantierte. Später bezog er dann ein Zimmer in der Innenstadt.[22] Im ganzen zählte das Ensemble der Oberrhei-

nischen Städtebühne während ihrer ersten Spielzeit 1945/46 fünf ausgebildete Schauspieler, mit allen Technikern und Helfern 20 Personen, wobei in der letzten Gruppe eine Anzahl auch schauspielerisch tätig war.[23]

Ohne handwerkliche Unterstützung fertigte Montag mit seinen Helfern Kulissen, Requisiten und Elektroinstallationen an und hatte darüber hinaus auch noch unter schwierigsten Umständen den Transport zu den Gastspielorten zu organisieren.[24] Im ganzen plante man bei der Oberrheinischen Städtebühne anfangs 20 Aufführungen pro Monat an unterschiedlichen Orten. Eine große Erleichterung bedeutete es daher, als sich die Oberrheinischen Städtebühne mit Beginn der Saison 1946/47 einen eigenen LKW anschaffen konnte. Gleichzeitig wurde auch die Bühne im Kornhaussaal in Waldshut modernisiert.[25]

Nach „Meine Tochter – deine Tochter" inszenierte die Oberrheinischen Städtebühne in der Saison 1945/46 noch sieben weitere Theaterstücke und einen „Bunten Abend".[26] Das Programm umfasste die beiden naturalistischen Dramen „Der Strom" von Max Halbe und „Johannesfeuer" von Hermann Sudermann[27], zwei Märchenspiele, die Lustspiele „Die drei Eisbären" von Max Vitus, „Flitterwochen" und „13 Hufeisen" von Ernst Nebhut und Just Scheu sowie die musikalische Komödie „Meine Schwester und ich" von Ralph Benatzky.[28] Gastspiele bot die Oberrheinischen Städtebühne mit diesem Programm nachweislich in Rheinfelden mit „Meine Tochter – deine Tochter" (Dezember 1945) und „Die drei Eisbären" (Januar 1946), in Tiengen mit „Flitterwochen" (April 1946) sowie in Säckingen, Lörrach und Wutöschingen mit insgesamt fünf Darbietungen von „Meine Schwester und ich" im Juli 1946.[29]

Der Charakter des Programms war konservativ und unterhaltend. Die Aufführungen wurden von der Presse sehr begrüßt und gelobt.[30] Auch das Publikum scheint die durch die Oberrheinischen Städtebühne gebotenen Möglichkeiten zum Theaterbesuch dankbar aufgenommen zu haben; manche Aufführung prägte sich besonders in der Erinnerung ein, so jene von „Meine Schwester und ich" mit dem Schlager „Mein Mädel ist nur eine kleine Verkäuferin", den Walter Schenkel leidenschaftlich vorgetragen haben soll.[31] Allerdings gab es schon bald Stimmen, die angesichts der Zeitverhältnisse ein ernsteres und aktuelleres Repertoire verlangten. So stellte der Südkurier anlässlich einer Aufführung von „Meine Tochter – deine Tochter" im Dezember 1945 in Rheinfelden fest, dass es zwar verständlich sei, momentan eher heiteres Theater bringen zu wollen, andererseits käme es immer auch auf den Gehalt eines Stückes an: „(E)in antiquiertes Lustspiel aus Zeiten, die uns mehr als fern liegen, (kann) wenig sagen und auch keine befreiende Heiterkeit auslösen."[32]

Auf dem Höhepunkt

Die Saison 1946/47

Der Start der Saison 1946/47 war bei der Oberrheinischen Städtebühne aus gutem Grund mit großer Euphorie verbunden. Zum fünfköpfigen Schauspielensemble stießen noch weitere sieben ausgebildete Künstlerkräfte aus Theatern in Konstanz, Karlsruhe, Tübingen und Stuttgart hinzu![33] „Fortan können nun auch Klassiker in den Spielplan aufgenommen werden", hieß es in der selbstbewußten Presseankündigung. Tatsächlich erwies sich der neue Spielplan der Oberrheinischen Städtebühne als besonders abwechslungsreich. Den Auftakt machte Ende September 1946 das Trauerspiel „Maria Magdalena" von Friedrich Hebbel, dessen Aufführung der Südkurier als „herrliche Wiedergabe" lobte.[34] Es folgten im Oktober die Premiere des Schwanks „Der Raub der Sabinerinnen" von Franz von Schönthan – ein „vorzügliches Leistungsprodukt", wie der Südkurier anmerkte[35] – im November jene des Kriminalstücks „Parkstraße 13"[36] und im Dezember noch das Märchenspiel „Das tapfere Schneiderlein" von Robert Bürckner.[37] Mit dem neuen Jahr 1947 steigerte die Oberrheinischen Städtebühne dann nochmals ihre Leistungsbereitschaft: Während die bisherigen Stücke alle unter der Regie Ernst Holznagels gestanden hatten, konnte die Oberrheinischen Städtebühne als Gastregisseur für das neueste Stück, den „Zerbrochenen Krug" von Kleist, Philipp Manning gewinnen, einen Schauspieler, der im Gegensatz zu den anderen Kräften der Oberrheinischen Städtebühne zu diesem Zeitpunkt

Szenenfoto aus „13 Hufeisen“, Aufführung in Waldshut, Juli 1946, v. l. n. r.: Walter Schenkel, Josef Klose, Ruth Estlinbaum

relativ bekannt war und auf eine längere Karriere zurückblicken konnte.[38] Als Evakuierter war er kurz vor Kriegsende nach Tiengen gekommen und hatte sich dort bislang schriftstellerisch betätigt.[39] Nun sollte er in Waldshut wieder in seinem Metier tätig werden – und dies gleich in doppelter Weise: Neben der Regieführung spielte er auch die Hauptrolle, den Dorfrichter Adam. Als „einmalige Leistung“ und als „Darsteller von überragender Kraft“ feierte der Südkurier dieses Gastspiel Mannings im Bericht zur Uraufführung vom 11. Januar 1947.[40] Doch Manning vermochte es offenbar auch, das ganze Ensemble der Oberrheinischen Städtebühne mitzureißen, sprach der Südkurier doch von einer vorbildlichen Gesamtleistung. Der Verpflichtung Mannings war also ein überaus großer Erfolg beschieden und sollte eine längere Bindung mit sich bringen.

Nach dem „Zerbrochenen Krug“ inszenierte die Oberrheinischen Städtebühne bis zum Ende der Saison noch drei Lustspiele, nämlich „Der grüne Domino“ von Theodor Körner[41], dann „Der blaue Heinrich“, ein Schwank von Otto Schwarz (Uraufführung Waldshut, 8. Februar 1947) und schließlich die „Hochzeitsreise ohne Mann“ von Leo Lenz, die im April Premiere hatte.[42] Im Gegensatz zum „Zerbrochenen Krug“ werteten die Zeitungskritiken diese Stücke zwar als sehr gut und unterhaltend dargeboten, aber im Grunde als zu anspruchslos und zudem überlebt.

Dennoch: Zum Jahreswechsel 1946/47 sah man die Oberrheinischen Städtebühne auf ihrem Höhepunkt stehen. Aus den Kritiken gewinnt man den Eindruck, daß da ein Ensemble zusammen gekommen war, das mit professionellem Theater am Hochrhein wirklich Ernst machen wollte.[43] Entsprechend konnte ein knappes Jahr nach Gründung der Oberrheinischen Städtebühne der Südkurier feststellen: „Die Waldshuter Kunstfreunde können sich nicht mehr beklagen, daß ihren Kulturbedürfnissen nicht genügend Rechnung getragen wird.“[44] Doch dies galt auch für das Umland, denn mittlerweile war die Gastspieltätigkeit der Oberrheinischen Städtebühne regelrecht explodiert: War die Oberrheinischen Städtebühne in ihrer ersten Saison nachweislich neun Mal auswärts aufgetreten, so geschah das in der Saison 1946/47 64 Mal![45] Am erfolgreichsten lief dabei das Märchenspiel „Das tapfere Schneiderlein“ mit 17 Gastspielen vor dem „Raub der Sabinerinnen“ (12 Gastspiele), „Parkstraße 13“ (ebenfalls 12 Gastspiele) und „Der Zerbrochene Krug“ (10 Gastspiele), am seltensten wurde auswärts

„Maria Magdalena“ gegeben (drei Mal). Damit wird aber auch der an Unterhaltung ausgerichtete Publikumsgeschmack jener Zeit deutlich. Das Auftrittsgebiet der Oberrheinischen Städtebühne umfasste mit insgesamt 22 Spielorten den gesamten Raum von Weil am Rhein im Westen über St. Blasien, Schluchsee und Lenzkirch im Norden bis Stühlingen und Jestetten im Osten und damit – grob gesagt – das Gebiet der heutigen Landkreise Waldshut und Lörrach. Die Spielorte waren die Kleinstädte und größeren Dörfer am Hochrhein, im Wiesental und Südschwarzwald und dort die Veranstaltungsräumlichkeiten von Hotels, Gaststätten und katholischen Vereinshäusern. Die Oberrheinischen Städtebühne ermöglichte damit vielen Landgemeinden erstmals den Genuss von Theateraufführungen durch Berufsschauspieler. Ihrer Bedeutung als Kulturträger im ländlichen südbadischen Raum kam auch die Presse nach, indem der Südkurier ab 18. 10. 1946 das Programm der Oberrheinischen Städtebühne neben dasjenige des Stadttheaters Konstanz in seinen Veranstaltungskalender aufnahm.

Trotz der kulturellen Bedeutung, die die Oberrheinische Städtebühne für diese Region in kurzer Zeit gewonnen hatte, kamen im Fazit zur Saison 1946/47 auch ernste Probleme der Bühne zum Vorschein. Allmählich begann sich die Konkurrenz weiterer, teilweise besser ausgestatteter Theaterunternehmen bemerkbar zu machen, besonders diejenige der Dreiländereckbühne Lörrach und des Mittelbadischen Theaters in Villingen.[46] Daneben offenbarte sich nun zunehmend in negativer Weise, was die Oberrheinische Städtebühne für die meisten ihrer jungen Kräfte eigentlich war: Ein erster Schritt nur zurück ins Berufsleben und ein Sprungbrett zu anderen, bedeutenderen Bühnen. Häufige Wechsel im Ensemble waren die Folge; so gingen Ernst Holznagel zusammen mit seiner Frau nach der Saison 1946/47 als Oberspielleiter zum Theater am Niederrhein Cleve und Ruth Estlinbaum nach Tübingen bzw. ans Hohenzollerische Landestheater Sigmaringen[47], schon zuvor hatte der Sänger Gerhard Frei Waldshut Richtung Halle verlassen.[48] Mit dem Ende der Saison 1946/47 hatte sich das alte Ensemble aufgelöst und Montag sechs neue männliche Schauspieler und mehrere weibliche Kräfte der amerikanisch-britischen Zone gewinnen können.[49] Vom alten Ensemble waren nur vier Mitglieder übrig geblieben.[50] Mit der neuen Theatertruppe sollten häufigere Gastspiele bis nach Singen und in die Ortenau möglich werden und so die Zukunft der Bühne sichern. Dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums noch stärker Rechnung tragen zu können wurde die Aufführung von mindesten zwei Operetten pro Saison angekündigt. Vielleicht verbargen sich hinter diesen Programmplänen auch schlechte Erfahrungen mit Versuchen ein ernstes Zeitstück im Angebot der Oberrheinische Städtebühne zu platzieren: Zum Abschluß der Spielzeit 1946/47 hatte Montag noch das Stück „Ich komme aus Sibirien“ unter der Regie von Philipp Manning angekündigt, welches dann aber wieder in der Versenkung verschwand.[51]

„Theatersorgen am Oberrhein“

Die Probleme der Oberrheinischen Städtebühne

Manning dagegen blieb der Oberrheinische Städtebühne auch während der folgenden Saison erhalten. Der erfahrene Schauspieler und Regisseur, der durch seine Leistung im „Zerbrochenen Krug“ noch in aller Munde war, konnte von Montag zunächst als fester Regisseur gewonnen werden.[52] Den Auftakt unter seiner Regie bildete Ibsens Familiendrama „Gespenster“, das die Oberrheinische Städtebühne am 27. September 1947 in Waldshut uraufführte.[53] Neben Inszenierungen Mannings, so etwa noch das Lustspiel „Mogeleien“[54], waren an der Oberrheinische Städtebühne in dieser Saison drei weitere Kräfte als Regisseure tätig, nämlich Joachim Ruths (Inszenierung von „Die vier Gesellen“ von Jochen Huth, Premiere am 23. 8. 1947 in Waldshut[55]), Gerd F. Ludwig (Regie bei „Via Mala“ von John Knittel, Premiere Anfang Januar 1948 in Waldshut[56] und bei einer Faust-Lesung im März 1948 in Waldshut[57]) sowie Walter Schenkel (Regie bei „Der verkaufte Großvater“, Premiere im April 1948 in Waldshut[58]). Offenbar wollte die Bühne tatsächlich mehrere Stücke parallel und an verschiedenen Orten gleichzeitig aufführen können. Ob und wie das gelang, läßt sich aus den Unterlagen

Szenenfoto aus „Der Strom", Aufführung in Waldshut, März 1946, v. l. n. r.: Ernst Holznagel, Josef Klose, Walter Schenkel, Gerhard Frei, Ruth Estlinbaum

aber nicht mehr recherchieren, da Ankündigungen über Aufführungen der Oberrheinische Städtebühne ab der Saison 1947/48 bereits wieder fehlen. Auch der Spielraum der Oberrheinische Städtebühne während dieser Saison läßt sich so nicht mehr genau bestimmen. Nur mit Säckingen waren offenbar noch acht Gastspiele in der Saison 1947/48 eingeplant gewesen.[59]

Ein weiteres Gastspiel hatte die Oberrheinische Städtebühne zudem im Februar 1948 in Meersburg. Doch der Ausflug an den Bodensee mit Curt Goetz Komödie „Ingeborg" erwies sich als erster wirklicher Reinfall! „Die Amoralität des Stücks einerseits, farbloses einfallsarmes Spiel andererseits" hätten dazu geführt, daß der Auftritt am Ende sogar ausgepfiffen worden wäre.[60] Was noch schwerer wog war die Tatsache, daß die Oberrheinische Städtebühne mit diesem Stück auch vor dem gewohnten heimischen Publikum nicht reüssieren konnte und die Presse von einem Rückgang der Leistungen der Bühne sprach.[61] Auf der anderen Seite wirkte sich hier wohl auch ein zunehmend konservativ werdender Publikumsgeschmack aus, der freizügigeren Stücken immer reservierter gegenüber stand. So hatte auch die Junge Bühne aus Säckingen Anfang 1948 mit der Aufführung eines Stückes in Geisslingen im Klettgau Probleme mit dem dortigen Pfarrer bekommen, der den Darstellern eine Gefährdung der „sittlich noch nicht gefestigten Landjugend" vorwarf.[62] Ausschlaggebender für die Rückschläge der Oberrheinische Städtebühne dürfte allerdings gewesen sein, daß das Meersburger, aber auch das Waldshuter Publikum inzwischen immer häufiger die Gelegenheit zum Vergleich der dargebotenen schauspielerischen Leistungen erhielt und damit allgemein kritischer wurde. Während der Saison 1947/48 stieg die Zahl der Gastspiele auswärtiger Bühnen in Waldshut auf insgesamt sechs nachweisbare Auftritte stark an, wobei der Dreiländereckbühne Lörrach mit vier Gastspielen herausragte. Zusätzlich Probleme ergaben sich aus einem neuerlichen Weggang einer Reihe bewährter Schauspieler, u. a. von Walter Schenkel und Claire Helmberg[63], und dem Fehlen Mannings, der während der Saison ausgerechnet bei der Lörracher Bühne als Gast tätig wurde.[64]

Der größte Konkurrent der Oberrheinischen Städtebühne und weiterer Bühnen war zu diesem Zeitpunkt allerdings längst das Kino.

Oberrheinische Städte-Bühne Waldshut
Studio Säckingen
Leitung: Josef Montag
Gastspiel
Gerhard Klüh
in
Ich heirate meine Frau
Märchenhafte Komödie einer Ehe von Leo Lenz
mit Ruth Estlinbaum, Ricke Burmeister, Heiner Strauß
Inszenierung: Gerhard Klüh a. G.
20.30 Uhr
Karten zu DM 1.25 (numeriert) im Vorverkauf bei:

Plakat zu „Ich heirate meine Frau", Saison 1948/49

Schon die Saison 1946/47 hatte gegenüber der Vorsaison eine Abnahme der Theaterbesuche in Südbaden mit sich gebracht, während gleichzeitig der Kinobesuch steile Anstiege verzeichnen konnte.[65] Die Kinoanzeigen im Südkurier verraten, daß diese Entwicklung 1947/48 eine verstärkte Fortsetzung fand. Kein Zweifel, die „Theatersorgen am Oberrhein" nahmen nun gravierende Formen an, Unterstützung durch öffentliche Mittel wurden gefordert.[66] Da führte die Währungsreform im Juni 1948 zu einem völligen Umbruch im Kultur- und Theaterbetrieb.

„Die Subsistenzmittel der Leitung vernichtet"

Der Niedergang der Oberrheinischen Städtebühne nach der Währungsreform

Das Ende der nahezu wertlosen Reichsmark zugunsten der DM brachte auch das Ende der Freigiebigkeit des Publikums gegenüber der Kultur, die sich nun zusätzlich mit einem explodierenden Warenangebot messen mußte.[67] Zu wessen Gunsten sich das Gros der Bevölkerung entschied, ist bekannt. Oliver Hassencamp, zum damaligen Zeitpunkt Mitglied der Münchner Schaubühne, fasste das Ergebnis so zusammen: „Am 20. Juni 1948 war die Vorstellung nicht wie gewohnt ausverkauft. Auch an den folgenden Tagen konnten wir abzählen, wer wohl stärker vertreten sei – Publikum oder Ensemble. Schaufenster quollen plötzlich über, Theater bleiben leer. Die Rematerialisierung hatte begonnen. Mit neuer D-Mark."[68]

Aber auch die innere wirtschaftliche Situation vieler Bühnen wurde von der Währungsreform in negativer Weise erfasst. Waren die Einnahmen der Bühnen bislang in Reichsmark geflossen, so mußten die Bühnenleiter nun plötzlich DM-Gagen bezahlen.[69] Darauf und auf den dramatischen Besucherrückgang kaum vorbereitet, drohte nun das Ende vieler kleiner Bühnen in der Provinz. Anfang September 1948 gab das Ensemble des Schauspiel-Studios Säckingen (vormals Theater der Jugend Südwest) auf[70], im Oktober 1948 gab es Gerüchte über Schließungen des Hohenzollerischen Landestheaters Sigmaringen und des Mittelbadischen Theaters in Villingen[71] und Ende desselben Monats löste sich die Schwäbische Volksbühne in Tuttlingen auf.[72]

Wie erging es in dieser neuen Situation der Oberrheinischen Städtebühne? Die Folgen der Währungsreform trafen auch die Waldshuter Theaterleute hart. Offenbar mußten auch sie einen dramatischen Besucherrückgang hinnehmen, der zudem die Zahlung der neuen DM-Gagen an die Schauspieler nahezu unmöglich machte. Josef Montag bat in dieser Situation das Ministerium für Kultus und Unterricht um finanzielle Unterstützung – vergeblich.[73]

Im Juli 1948 kursierten Gerüchte über eine Schließung der Oberrheinischen Städtebühne.[74] Doch die Bühne gab nicht auf. Anfang August 1948 erschien im Südkurier ein großer Artikel, der vermelden konnte, daß die Oberrheinischen Städtebühne nach der finanziell bedingten Unterbrechung durch die Währungsreform ihre Arbeit mit einem erneuerten Ensemble wieder aufnehme und dabei mit einem gemischten Spielplan aus unterhaltenden und ernsten Stücken ihr Überleben sichern wolle.[75] Tatsächlich startete die Oberrheinischen Städtebühne nun mit einer neuen, ihrer vierten Saison, deren erste Aufführung jene von „Eine Uhr schlug dreimal", ein Kriminalstück von Georg Zoch, am 11. 9. 1948 war. Anfang Oktober hatte mit dem „Weißen Rössl" dann ein Stück Premiere, dessen Popularität der Oberrheinischen Städtebühne erst einmal den Fortbestand sichern konnte.[76] Das Stück wurde mehrfach wiederholt und auch in Tiengen und Säckingen gespielt.[77]

Zudem gab es 1948 noch Aufführungen des Märchenspiels „Hutzliputzli“, der Komödie „Ich heirate meine Frau“ von Leo Lenz und von „Ein Inspektor kommt“ von John Pristley unter einer Gastregie Philipp Mannings. Mit dem letzten Stück löste die Oberrheinischen Städtebühne nicht nur ihr Versprechen nach anspruchsvollen, zeitnahen Stücken ein, sondern konnte auch an ihre besten Aufführungen früherer Jahre anknüpfen: „In unermüdlicher, größtenteils im ungeheizten Saale zu leistender Probearbeit verstand er (der Regisseur, A. W.) es mit seinen zumeist noch recht jungen Mitarbeitern eine mit Spannung geladene, … sorgfältig ausgearbeitete Aufführung auf die Bühne zu stellen … Die zweite Ursache des Aufschwungs der Städtebühne ist die Tatsache, daß sie noch nie zuvor über so begabte, junge Kräfte verfügte … Gesagt sei …, daß mit der Aufführung von Pristleys Stück ein interessantes und wertvolles Schauspiel über die Bühne geht, das sich die Freunde der Städtebühne nicht entgehen lassen werden, besonders wenn sie den Wunsch haben, daß die Bühne weiterhin ihr Städtchen oder Dorf besuchen möge. Denn auch bei der Städtebühne hängt … der Fortbestand des Theaters von der Zahl der Theaterbesuche ab.“[78]

Auch zu den Neuproduktionen Anfang 1949 hielt der Optimismus an. Über die Uraufführung von „Hanneles Himmelfahrt“ von Gerhart Hauptmann am 2. Januar 1949 stellte Helmut Kohlbecker in seinem Bericht ein wieder ansteigendes Theaterinteresse beim Publikum und eine beeindruckende Ensembleleistung fest.[79] Allerdings kritisierte er auch eine mangelhafte Würdigung solcher Theaterleistungen bei den alteingesessenen Waldshutern, die ihr Geld lieber im Kino ließen. Mitte Februar folgte dann die Uraufführung des Schwankes „Die Spanische Fliege“ unter der Regie von Jan Apfeld und Mitte März jene von „Wasser für Canitoga“ von Georg Turner unter der Regie von Peter H. Stöhr.[80]

Doch dann kam auch das Aus für die Oberrheinischen Städtebühne. „Wasser für Canitoga“ war ihre letzte Produktion. Am 21. April 1949 meldete der Südkurier das Ende des Waldshuter Profitheaters. Offenbar hatten die Hoffnungen auf ein wieder ansteigendes

PROGRAMM:

„Der verkaufte Großvater“

Schwank in drei Akten von Anton Hamik

Spielleitung: Walter Schenkel

Personen:

Der Kreithofer	Karl Ross
Lois, sein Sohn	Joachim Wisotzki
Der Großvater	Helmut E. Fengler a. G.
Zens, die Magd	Katharina Häusler
Der Haslinger	Walter Schenkel
Die Haslingerin	Lisa Boccay
Ev, deren Tochter	Cläre Helmberg
Martl, der Knecht	Rudolf Hallbauer

Der erste Akt spielt bei Kreithofer
der zweite und dritte bei Haslinger

Pause nach dem ersten Akt.

Programm zu „Der verkaufte Großvater“, Saison 1948/49

Publikumsinteresse getrogen. Die Geldverknappung durch die Umstellung auf die neue Währung und der dadurch bedingte Besucherrückgang waren stärker gewesen. Die Oberrheinischen Städtebühne gestand ein, daß „die Einnahmen der letzten Wochen derart niedrig waren, daß es für die Darsteller unmöglich war, mit dem geringen Verdienst auch nur notdürftig zu existieren. Der eigentliche Grund dafür ist … die Währungsreform, die die Subsistenzmittel der Leitung vernichtet hat.“ Den Bühnenkräften hätten nach allen Abzügen pro Aufführung nicht mehr als 1,50 DM ausbezahlt werden können. Neben der Währungs- und Finanzkrise traf die Oberrheinischen Städtebühne aber auch ein Konkurrenzproblem: Auf der Suche nach neuen Publikumskreisen warben immer häufiger auch große Bühnen im kleinstädtisch-ländlichen Raum. Theaterfahrten wurden angeboten oder Gastspiele organisiert – im Falle von Waldshut durch das Deutsche Theater in Konstanz im März und Oktober 1949.[81] Aber auch vor Ort erwuchs der kleinen Profibühne immer stärkere Konkurrenz – durch das wieder aufkommende Laientheater-

spiel der Vereine auf dem Land und immer wieder durch Kino und Unterhaltungsveranstaltungen, die das Publikum stärker anzogen als problematisches Zeittheater oder anspruchsvolle Klassiker.[82] Die Oberrheinischen Städtebühne erfuhr dies selbst hautnah, als sie bei einer Aufführung von „Wasser für Canitoga“ im Kornhaussaal vor leeren Rängen spielte, während bei Muskelwunder Milo Rarus in der Turnhalle nebenan Platznot herrschte.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen stellte der Südkurier Ende April 1949 die Frage, wie die Oberrheinischen Städtebühne doch noch gerettet werden könnte und kam dabei zu dem Schluß, daß sich Staat, Kreis und Gemeinden zu einer gemeinsamen Unterstützung der Waldshuter Bühne durchringen müßten. Aber auch die Leitung der Bühne selbst hätte künftig zu bedenken, daß Theaterarbeit nur auf dem Fundament von Idealismus und kommerziellen Überlegungen gedeihen könnte.[83] Doch für derartige Ratschläge war es nun offenbar zu spät. Die Oberrheinischen Städtebühne hatte „ausgespielt“. Das Experiment eines Profitheaters für die Provinz um Waldshut war nach wenigen Jahren gescheitert.

Schon in der letzten Phase der Existenz der Oberrheinischen Städtebühne hatte sich angedeutet, worauf die Entwicklung der Theaterkultur im kleinstädtischen Raum hinaus laufen sollte: Auf Gastspiele größerer Bühnen, während die kleineren Theater durch das Abwandern vieler Kräfte und das Schwinden der finanziellen Basis Stück für Stück eingingen. In einem grundsätzlichen Artikel über das wiederauflebende Wandertheater stellte die Stuttgarter Rundschau im Herbst 1949 fest: „Es ist nicht zu leugnen, das Wandertheater ist wieder modern geworden … Die besitz- und bürgerstolzen Zeiten, wo jedes Städtchen unbedingt sein eigenes Theater und seinen eigenen Schauspieler haben mußte, scheinen vorbei.“[84] Nun hatte Waldshut im Gegensatz dazu niemals zuvor ein eigenes Theaterensemble besessen, aber auch für diese Stadt galt die Aussage, daß sich die erstaunliche Geschichte eines eigenen Profitheaters über die besondere Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit hinaus nicht fortsetzen ließ.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Glaser, H., Deutsche Kultur 1945–2000, 1997, S. 114.
2 Südkurier (S. K.) vom 21. 12. 1945.
3 Zit. nach Glaser a. a. O., S. 113. Auch beim Rundfunk läßt sich in dieser kulturellen Wiederaufbauzeit eine Regionalisierung beobachten; ihr verdankt etwa auch der Südwestfunk in Baden-Baden mit den verschiedenen Landesstudios seine Einrichtung; vgl. dazu Bredow, H., Freud und Leid in drei Jahrzehnten, in: Linien eines Lebens. Friedrich Bischoff, Tübingen 1956, S. 19–27, bes. S. 24 f.
4 Bosch, M., KulturLand. Kunst und Kultur im Südwesten von 1900 bis 2000, Bd. 2, Allmende Nr. 66/67, 20. Jg. 2000, S. 307.
5 Vgl. dazu S. K. 4. 6. 1946.
6 Zu dieser Phase des Konstanzer Stadttheaters vgl. Bosch, M., Boheme am Bodensee, 1997, S. 573 f.
7 Siehe Kästner, E., Notabene 45, Eintrag vom 29. 7. 1945.
8 Um so erstaunlicher ist, daß sich zu allen diesen Theaterversuchen bisher kaum wissenschaftliche Darstellungen finden lassen.
9 Dazu und im folgenden boten die Interviews des Autors mit Frau Ruth Preiser (R. P.), als geborene R. Estlinbaum Mitglied des Ensembles, wichtige Informationen.
10 Der Name der neuen Truppe taucht erstmals im ersten Spielbericht, S. K. vom 11. 12. 1945, auf.
11 Bader, A., Stadt und Landkreis Waldshut im Spiegel ihrer Heimatzeitung Südkurier 1945–1964, 1964, S. 60.
12 Interview mit R. P., 15. 8. 03.
13 So bspw. das Bürgermeisteramt Säckingen in einem Schreiben vom 22. 10. 1946; siehe Stadtarchiv Bad Säckingen (StABS) V, 3/2 Theateraufführungen in der Gemeinde.
14 Montag, geb. 1907 in Neumünster, von Beruf Zimmermann, war 1936 bei der Badischen Bühne Offenburg, danach bei der Badischen Bühne Karlsruhe, seit 1944 lebte er in Dogern; vgl. die Interviews mit R. P., 14. und 15. 8. 03 sowie mit Montags Tochter, Fr. Armbruster, 12. 9. 03, ferner Bader, A., a. a. O., S. 59.
15 Landrat des Landkreises Waldshut an alle Bürgermeister 29. 8. 1945, abgedr. bei Bader, A., a. a. O., S. 43.
16 Vgl. S. K. 16. 11. 1945.
17 Vgl. Bader, A., a. a. O., S. 59.
18 S. K. 15. 1. 1946.
19 Holznagel, 1887 bis 1982, hatte seinen Schauspielberuf 1907 am Stadttheater Mainz begonnen.
20 Nachruf zu Schenkel im Alb Bote 18. 9. 1982.
21 Frei, geb. in Breslau 1911, starb 1989 in Berlin.
22 Interview mit R. P. vom 15. 8. 03.
23 Angaben nach S. K. 15. 1.und 3. 9. 1946.
24 Vgl. die Berichte im S. K. 11. 12. 1945 und 15. 1. 1946.
25 Vgl. S. K. 3. 9. 1946.
26 Aufführung am 3. 3. 1946 vor ausverkauften Rängen, siehe S. K. 8. 3. 1946.
27 Premieren in Waldshut im März 1946 und am 18. Mai 1946; siehe S. K. 19. 3 und 10. 5. 1946.

28 Die Aufführung der beiden Märchenspiele, darunter „Dornröschen“ von Robert Brückner, fanden im Dezember 1945 und Januar 1946 in Waldshut statt, jene von „Die drei Eisbären“ ebenfalls im Januar 1946, jene von „Flitterwochen“ Anfang Mai desselben Jahres, jene von „13 Hufeisen“ am 6. Juli 1946 und die Premiere von Benatzkys Werk am 6. 7. 1946. Siehe S. K. 8. 1, 22. 1., 3. 5., 18. 6. und 28. 7. 1946.
29 Siehe S. K. 21. 12. 1945, 22. 1 und 28. 6. 1946.
30 Siehe z. B. den Bericht zu „Flitterwochen“ vom 3. 5. 1946 im S. K.
31 Dies spiegelt sich in Aussagen älterer Waldshuter, befragt nach ihren Erinnerungen an die Oberrheinischen Städtebühne, wieder.
32 S. K. 21. 12. 1945.
33 Es waren dies Fritz Bachschmidt (1928–1992) aus Konstanz, Hanna Grüner von der Landesbühne Stuttgart, Dieter Kuhnle, Tübingen, E. Pfeiffer, Karlsruhe, Brigitte Ratze, Tübingen, der Sänger Karl Roß (geb. 1912) sowie Walter Schenkel; vgl. S. K. 3.c9. 1946.
34 S. K. 27. 9. 1946.
35 S. K. 18. 10. 1946.
36 Premiere des Stücks war am 24. 11. 1946, siehe S. K. 22. und 29. 11. 1946.
37 Siehe S. K. 10. 12. 1946.
38 Philipp Manning, 1869–1951, hatte als Schauspieler in Straßburg begonnen und es dann u. a. über Krefeld, Erfurt und Prag bis zur Mitgliedschaft am Deutschen Theater in Berlin, 1912–15 zum Oberregisseur an den Münchner Kammerspielen und 1918–21 zum Intendanten in Stralsund gebracht. Zudem war er 1929 bis 1943 in mehreren Filmrollen zu sehen. Er verstarb 1951 in Tiengen. Vgl. zu Manning: Kosch, W., Deutsches Theater-Lexikon, Bd. 2, 1960, S. 1345 f.; Glenzdorfs Internationales Film-Lexikon, Bd. 2, 1961, S. 1052 f.; Nachruf im S. K., 10. 4. 1951.
39 Vgl. S. K. 10. 1. 1947.
40 S. K. 17. 1. 1947.
41 Uraufführung als Vorstück zum „Zerbrochenen Krug“ ebenfalls am 11. Januar.
42 Vgl. S. K. 4. 2, 14. 2. und 22. 4. 1947. Lenz (1878–1962) war auch als Autor von Operettenlibretti hervorgetreten, so von „Hochzeitsnacht im Paradies“ mit der Musik von Friedrich Schröder 1947.
43 Vgl. z. B. die Besprechung zu „Maria Magdalena“ im S. K. vom 27. 9. 1946.
44 S. K. vom 4. 10. 1946.
45 Zählung nach den Ankündigungen im S. K. Leider konnte diese Zählung nur für die ersten beiden Saisons durchgeführt werden, da später Ankündigungen wieder fehlen.
46 Vgl. S. K. 25. 7. 1947.
47 Interview mit R. P. vom 15. 8. 03; zu Holznagel: Kosch, W., Deutsches Theater-Lexikon, 1. Bd., 1953, S. 840.
48 S. K. 19. 11. 1946.
49 Siehe S. K. 12. 8. 1947.
50 Kläre Helmberg, Frau Medenwald, Walter Schenkel und Karl Roß.
51 Siehe S. K. 10. 6. 1947. Allerdings verzeichnet ein Veranstaltungsplan der Stadt Säckingen für den Juli 1947 eine Aufführung dieses Stücks; siehe StABS V, 3/3, Oberrheinische Städtebühne 1946–48.
52 S. K. 4. 7. 1947.
53 Besprechung im S. K. vom 3. 10. 1947.
54 Premiere am 14. 11. 1947 in Waldshut; vgl. S. K. 11. 11. 1947.
55 Siehe S. K. 22. und 24. 8. 1947.
56 Siehe S. K. 9. 1. 1948.
57 Siehe S. K. 25. 3. 1948.
58 Siehe S. K. 23. 4. 1948.
59 Siehe StABS V, 3/2 Theateraufführungen in der Gemeinde.
60 Siehe S. K. vom 27. 2. 1948.
61 Siehe S. K. vom 24. 2. 1948, „Theaterreiches Wochenende“.
62 Kurze Zeit später wurde derselben Bühne eine weitere Aufführung am Fridolinsfest in Säckingen untersagt. Zu diesen Vorgängen siehe StABS V, 3/5, Theater der Jugend Südwest 1947–1948.
63 Das Ehepaar schied Ende Mai 1948 aus dem Ensemble der Oberrheinische Städtebühne aus; siehe S. K. 1. 6. 1948.
64 Siehe S. K. 3. 2. 1948.
65 Siehe dazu S. K. 16. 3. 1948, Art. „Abnehmende Theaterfreudigkeit“.
66 Vgl. S. K. 7. 11. 1947.
67 Zu den Folgen der Währungsreform auf das Kulturleben im Südwesten vgl. Bosch, M., Kulturland a. a. O., S. 348 ff.
68 Hassencamp, O., Fröhliche Zeiten, 1984, S. 42.
69 Vgl. Montag an Minist. des Kultus und Unterricht, 27. 7. 1948, Staatsarchiv Freiburg C 25/1, Nr. 340, Theaterwesen, Allgemeines 1946–52.
70 Meldung vom 9. 9. 1948 in StABS V, 3/6 Niederlassung des neuen Theaters Villingen in Säckingen 1948–51.
71 Siehe S. K. 16./17. 10. 1948; im Januar 1949 gründete sich in Villingen stattdessen das „Neue Theater“; vgl. S. K. 18. 1. 1949.
72 Siehe S. K. 30./31. 10. 1948.
73 Wie Fn. 69.
74 Siehe S. K. 9. u. 23. 7. 1948.
75 S. K. 10. 8. 1948.
76 Vgl. S. K. 16./17. 10. 1948.
77 Siehe StABS V, 3/2 Theateraufführungen in der Gemeinde, Programm Oktober 1948.
78 S. K. 2. 12. 1948.
79 Siehe S. K. 11. 1. 1949.
80 Siehe S. K. 17. 2. und 17. 3. 1949.
81 Siehe S. K. 3. 3. und 4. 10. 1949.
82 Vgl. Berichte im S. K. vom 23./24. 4. und 7./8. 5. 1949.
83 S. K. 23./24. 4. 1949.
84 Zit. n. S. K. 19. 11. 1949.

Anschrift des Autors:
Andreas Weiß
Kettelerstraße 14
79761 Waldshut-Tiengen

Wolfram Förster

Albert Konanz (1915–1993)

Eine südwestdeutsche Unternehmerkarriere im Wirtschaftswunder

Albert Konanz hatte mit seinem 1942 nach fünf Studiensemestern an der Technischen Hochschule in Karlsruhe abgeschlossenen Maschinenbaustudium das Fundament zu seinem späteren Wirken als Erfinder und Unternehmer gelegt. Sein Spezialwissen gründete auf dem systematischen Besuch von Vorlesungen und Seminaren bei den Professoren Kirschbaum und Plank, erster Mitbegründer der Verfahrenstechnik, zweiter Nestor der Klimatechnik; beide Ordinarien sollten später in ihren Disziplinen Weltruf erlangen. Freilich war 1942 in den Wirren des Krieges die berufliche Zukunft eines jeden Jungakademikers erst einmal höchst ungewiss. Dennoch, für Albert Konanz stand der Berufswunsch fest, er wollte Hochschulprofessor der Verfahrenstechnik werden, umso mehr er sichtlich überdurchschnittlich begabt ein mit der Note „sehr gut“ versehenes Prädikatsexamen erreicht hatte. Nach Kriegseinsätzen in Norwegen und Russland verdankte er es seinem Mentor Kirschbaum, dass er – unter Berücksichtigung seiner verfahrenstechnischen Spezialkenntnisse – im September 1943 von der Front abkommandiert worden war zu den mit dem Chemischen Apparatebau befassten Cantzler-Werken nach Düren. Nach der Absolvierung eines Praktikums und anschließender Konstruktionstätigkeit gelang ihm dort, 29-jährig, nach kaum einjähriger Betriebszugehörigkeit bereits der Aufstieg in die Chefetage, als Assistent des Betriebsleiters Dr. Cantzler.

Die betrieblichen Anfänge

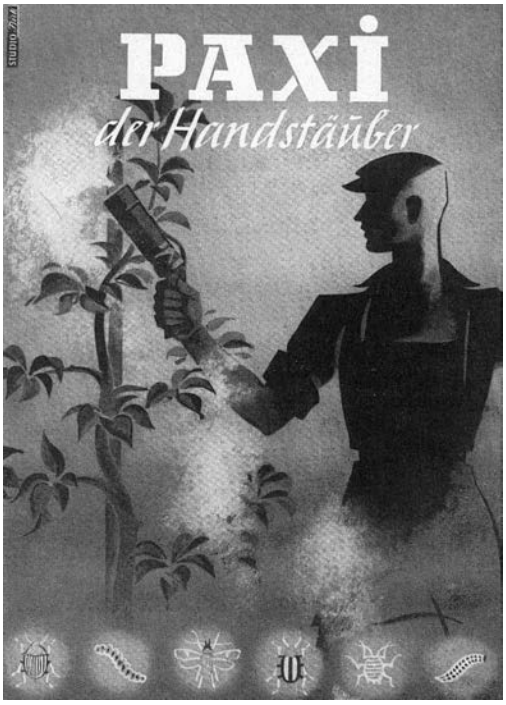
Bei Kriegsende in das unzerstörte Heidelberg zurückgekehrt, seine Frau Anneliese erwartete ihn dort, beide hatten 1943 geheiratet, traf er auf den mittlerweile von den Amerikanern geschlossenen, unweit in Walldorf angesiedelten Metallwarenbetrieb seines Schwiegervaters Josef Reiert. Jener Betrieb war wie eine Vielzahl anderer auch, 1921, und damit inmitten der so genannten Scheinblüte gegründet worden. Jene nur kurzzeitige Belebung der Konjunktur während der Scheinblüte war Ausdruck eines kriegsbedingt immensen Nachholbedarfs der Bevölkerung, der Aufschwung endete jäh mit der Inflation 1923, Verarmung der Mittelschichten und allerorten Massenkonkurs waren die Folge. Im Automobilsektor beispielsweise überflutete seinerzeit eine Kleinautowelle den deutschen Markt. Zu den etwa drei Dutzend Anbietern aus der Kaiserzeit waren Anfang der 1920er Jahre nicht weniger als 131 Automobilfirmen hinzugekommen – am Ende der 1920er Jahre hatten gerade einmal 17 dieser Automobilfirmen dem gnadenlosen Verdrängungswettbewerb standgehalten, selbst die ältesten und renommiertesten Vertreter ihrer Branche, in Untertürkheim Daimler und in Mannheim Benz, opferten 1926 ihre Selbstständigkeit und beschlossen eine Fusion. Umso erstaunlicher war es, dass der kleine Walldorfer Metallwarenbetrieb des Josef Reiert die Wirtschaftskrise der 1920er Jahre überstanden hatte, zumal dessen Produkte – Töpfe, Pfannen und sonstiges aus Aluminium gestanztes Kochgeschirr – vor Nachahmung keineswegs schützten. In der Zeit der gelenkten Kriegswirtschaft ab 1939 war der Betrieb mit seinen damals 30 Arbeitern und Angestellten mit der Herstellung von Dichtungen, so genannten Simmeringen befasst, die insbesondere beim Motorenbau Verwendung fanden.

Da nun Ende 1945 die Wiederinbetriebnahme der Walldorfer Produktionsstätte durch

Prospekt der Firma Reiert aus den späten 1940er Jahren

den Gründer selbst, Josef Reiert, nicht mehr in Betracht kam, da er nach 1933 aus Gründen der Material- und Auftragsbeschaffung der Partei beigetreten war, rückte Albert Konanz als Treuhänder und Geschäftsführer an dessen Stelle. Noch war mit dieser Personalentscheidung nur an eine Interimslösung gedacht. Zum einen hatte die Hochschule Albert Konanz bei seinen Promotionsbestrebungen rein formal Steine in den Weg gelegt, weshalb er die Realisierung seines eigentlichen Berufswunsches erst einmal zurückstellte, aber entscheidender noch, er war schon nach kürzester Zeit als Geschäftsführer unentbehrlich geworden, zumal ein hinreichend qualifizierter Vertreter überhaupt nur sehr schwer zu finden gewesen wäre und zudem viel zu teuer war. So fabrizierte der Walldorfer Betrieb wie schon in den 1920er Jahren wieder Töpfe, Pfannen und sonstiges Kochgeschirr. Solange die Bevölkerung die wenigen am Markt angebotenen Waren gerne mit der alten, im Wert mittlerweile stark gefallenen Reichsmark bezahlte, florierte der Absatz. In Walldorf legte die Beschäftigung bis 1948 auf 200 zu, was immerhin eine Versechsfachung seit der Wiederinbetriebnahme Ende 1945 bedeutete.

Mit der Währungsreform 1948 füllten sich allerorten über Nacht die Schaufenster, alles, was an Waren bis dahin freilich gesetzeswidrig zurückgehalten worden war, gelangte in die Auslagen. Schwarzmarkt, Bewirtschaftung und Preisbindung verschwanden. Qualitätsprodukte waren fortan besonders gefragt, weshalb auch im Walldorfer Unternehmen Ansätze zur Erweiterung der Produktpalette gemacht wurden. Schon 1947 war mit der Hinzunahme des Großküchengeschirrs „Pax“ und des handlichen, gegen Kartoffelkäfer in Anschlag gebrachten Schädlingsbekämpfungsgerätes „Paxi“ die Produktpalette erweitert worden. Später 1950 kamen zusammenklappbare Sportkinderwagen hinzu, die jedoch, wegen ständig eingehender Reklamationen, durch die heute noch bekannten Korb-Varianten ersetzt wurden, selbst Puppenwagen fertigte der Betrieb. Dennoch, trotz dieser tatsächlich ja mehr improvisierten denn ingeniösen Produktdiversifikation ging der Umsatz spürbar zurück, und bis 1952, binnen gerade einmal vierer Jahre, war die Zahl der Beschäftigten um 80, also um 40 Prozent, auf nur noch 120 geradezu abgestürzt.

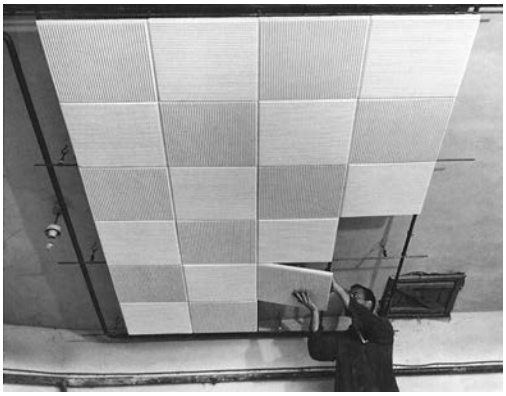


Kartoffelkäfer-Zerstäuber der Firma Reiert, circa 1950

Ingenieur und Erfinder

Albert Konanz erkannte zu Anfang der 1950er Jahre, dass die Nachfrage nach den in Walldorf gefertigten Produkten bislang in der Hauptsache vom großen Nachholbedarf der Bevölkerung gespeist worden war, der jetzt allmählich versiegte. Waren bis dahin die Gewinne dem Betrieb förmlich zugeflossen, so mussten nun Marktlücken erkannt und mit größtmöglicher Originalität besetzt werden. Albert Konanz studierte die Lektüre „Sich selbst Rationalisieren", hieraus ein Zitat: „Heute kommt nicht der Mensch am besten vorwärts, der etwas bestimmtes gelernt hat, sondern der es gelernt hat, sich schnell die benötigten Kenntnisse anzueignen, sich schnell die benötigten Fähigkeiten anzueignen. Nicht der kommt heute vorwärts, der in umständlicher Weise in bestimmte Gebiete mit aller Gründlichkeit eingeführt wurde, sondern wer das wesentliche einer Situation zu erfassen vermag, was die Situation von ihm verlangt, einen Blick für günstige Gelegenheiten hat, der in der Lage ist, sie zu sehen, sie zu finden und nicht zuletzt sie auszuwerten." Dies war die Unternehmermentalität, die jener bundesrepublikanischen Gründerzeit zugrunde lag, und die auf der Grundlage von Währungsreform, Marshallplan, sozialer Marktwirtschaft und des großen Einsatzwillens der Arbeitnehmerschaft das Wirtschaftswunder der 1950er und 1960er Jahre zustande brachte.

Albert Konanz kam bei seinen Bestrebungen zum Umbau des ins Wanken geratenen Walldorfer Metallwarenbetriebes auf seine verfahrenstechnisch-thermodynamischen Spezialkenntnisse zurück. Elektrisch betriebene Heizungen wie gleichermaßen auch Kühlaggregate befanden sich zu jener Zeit, die Entwicklung hin zu leistungsfähigen und kostengünstigen Produkten betreffend, noch ziemlich in den Anfängen. Und so konstruierte er mit dem „thermal-boy" ein Raumheizgerät, welches alternativ auch als Tee- oder Servierwagen eingesetzt werden konnte. Während dieser erste wirklich ernst zu nehmende, weil Neuland erschließende Schritt der betrieblichen Neuausrichtung wegen geringer Nachfrage noch scheiterte, brachte die anschließende Entwicklung, die einer elektrischen Deckenstrahlheizung, einen ersten, richtungsweisenden Erfolg. Auf diese Erfindung erhielt Albert Konanz 1953 ein persönliches Patent. Die Deckenstrahlungsheizung, die auf die Beschickung gewerblich genutzter Gebäude hinzielte, brachte dem Käufer zum einen zusätzliche Stellflächen beziehungsweise minderte bei der Neuerrichtung von Fabrikationsstätten den Platzbedarf, und daneben sparte man unter Einbeziehung des damals neuartigen Niedrigtemperaturprinzips Energie und somit Kosten. Der Betriebsinhaber Josef Reiert hatte diese erste Kurskorrektur weg vom Kochgeschirr anfangs noch mit größter Skepsis belegt, er begriff diese Veränderungen als Experiment mit höchst ungewissem Ausgang, selbst Patentprozesse mochte er nicht ausschließen. Erst als Lizenzvergaben der Deckenstrahlungsheizung nach Frankreich, der Schweiz und Österreich zusammen 250 000 Mark einbrachten und nach dem Willen von Albert Konanz der ganze Betrag dem Betrieb zum Zweck weiterer Produktentwicklungen zur Verfügung stand, äußerte Josef Reiert leise Zustimmung.



Montage der von Albert Konanz entwickelten Deckenstrahlungsheizung

Der Grossmann-Methodiker

Als Geschäftsführer hielt Albert Konanz seinerzeit gemeinsam mit seiner Frau Anneliese zwanzig Prozent der Anteile des Betriebes, der mittlerweile zur GmbH umgegründet worden war. Er war rein formal betrachtet Angestellter seines Schwiegervaters,

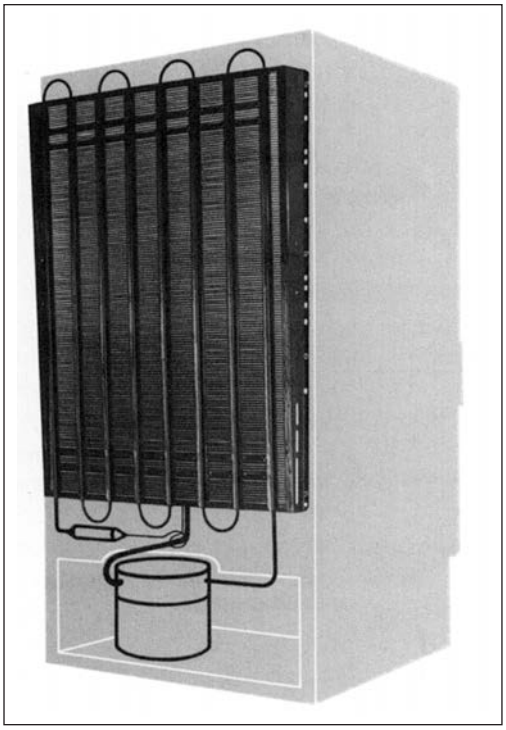
tatsächlich aber, im betrieblichen Alltag, und mehr noch mit dem Blick auf die nötige Produktumstellung und somit Zukunftssicherung des Betriebes, musste er sich als Unternehmer fühlen. So suchte er 1954 die Annäherung an Dr. Gustav Großmann, einen in München ansässigen, in Fachkreisen zu jener Zeit ebenso bekannten wie erfolgreichen Management- und Motivationstrainer. Er ließ sich anfangs die Kursunterlagen mit dem Titel „Sich selbst rationalisieren“ sowohl für Angestellte wie für Unternehmer zuschicken. Als Lizenznehmer entrichtete er ein Monatsgehalt in Höhe von 500 Mark, bei der Bearbeitung der Kursunterlagen kam er letztendlich auf die „Version für Unternehmer“ zurück. Die Systematik der als Fernstudium angelegten Großmann-Methode beruhte in Art der Selbstanalyse auf einer privaten und beruflichen Lebensplanung, die den Tag, den Monat, das Jahr bis hin zu einem Sieben-Jahres-Zyklus berücksichtigte. Ziel war die stete Nutzung und Förderung seiner individuellen Stärken und die Umpolung der Schwächen und Unzulänglichkeiten. Anfang 1955 hatte Albert Konanz das Kursprogramm bewältigt, er berichtete nach München: „Ich bin glücklich über diese Erfolge, die ich ohne die Großmann-Methode nie oder viel schwerer erreicht hätte.“

Unternehmer im jungen Nachkriegsdeutschland

Jetzt in der Mitte der 1950er Jahre – also unmittelbar nach der Erfindung und Vermarktung der gewerblichen Deckenstrahlungsheizung und quasi als Modifikation derselben – rückte die Entwicklung eines kompakten Flachheizkörpers in den Blickpunkt, für den Albert Konanz ebenfalls ein Patent erhielt. Jener Radiator wurde mit einem nach ganz spezifischem Muster gefertigten Jalousieblech verschweißt, wodurch die spezifische Wärmeabgabe weit über der anderer, bis dahin zumeist aus Eisenguss gefertigter, großvolumiger Modelle zu stehen kam. Mit diesem Produkt wurde auf die Beschickung der Wohnungswirtschaft gezielt, da die schwierige Wohnungssituation auch in den 1950er Jahren noch andauerte, umso mehr zusätzlich Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten hinreichend mit Wohnraum versorgt werden mussten. Hatte der Staat mit dem 1. Wohnungsbaugesetz von 1950 noch ausschließlich den sozialen Wohnungsbau gefördert, so trat mit dem 2. Wohnungsbaugesetz von 1956 eine Regelung in Kraft, die zusätzlich den privaten Eigenheimbau berücksichtigte. Die Marktlücke, die der aufwändigere Eigenheimbau gerade auch bei der Bestückung mit Heizungsanlagen in Aussicht stellte, während der soziale Wohnungsbau aus Kostengründen zumeist nur Ofenheizung zuließ, hatte Albert Konanz rechtzeitig erkannt. Monatlich annähernd 300 Heizkörper produzierte ab der Mitte der 1950er Jahre der Walldorfer Betrieb. Mit diesem Produkt des Flachheizkörpers war die Basis zur weiteren betrieblichen Expansion gelegt, die Lizenzeinnahmen aus der Deckenstrahlungsheizung hatten die Mittel für die hierzu nötigen Entwicklungsarbeiten verschafft.

Zeitgenössische Kühlschrankwerbung der Firma Bosch, 1950er Jahre

Dem kompakten Haushaltskühlschrank beziehungsweise dessen industrieller Großserienfertigung begegnete Albert Konanz erstmals 1954 anlässlich einer Geschäftsreise in den Vereinigten Staaten. Dort war jenes Aggregat bereits ein praktisch in jedem Haushalt gebräuchliches Massenprodukt, wohingegen man hierzulande bei der Suche nach Kühlanlagen am ehesten noch auf platz-



Schematische Zeichnung eines Kühlschrank-Kondensators

raubende, laut surrende Kompressoranlagen in Großküchen stieß. Lediglich drei Prozent der bundesrepublikanischen Haushalte verfügten in der Mitte der 1950er Jahre über Haushaltskühlschränke. Albert Konanz erkannte eine weitere Marktlücke, da seine Jalousiebleche im Grunde nichts anderes als die Arbeit eines jeden Wärmetauschers verbesserten, gleich, ob gekühlt oder geheizt wurde, womit man natürlich auch beim Kühlschrank-Kondensator den Zweck erfüllte. Ende der 1950er Jahre in einer Auflage von monatlich etwa 20 000 Stück beschickte Albert Konanz bald zu 80 Prozent die im Inland mit der Herstellung von Kühlmöbeln aller Art befassten Unternehmen. Zusätzliche Erlöse erbrachten auch hier Lizenzvergaben in das europäische Ausland. Bereits gegen Ende der 1950er Jahre, also inmitten des Aufbruchs im Wirtschaftswunder, war der frühere Hersteller von Kochgeschirr, Schädlingsbekämpfungszerstäubern und Puppenwagen und jetzige Produzent von Flachheizkörpern und Kühlschrank-Kondensatoren zum größten Walldorfer Unternehmen aufgestiegen.

Der Weg zum Grossunternehmen

1962 bemühte sich der Betrieb um den Ankauf zusätzlicher Gewerbeflächen, da die Nachfrage beständig, beinahe ungezügelt zugelegt hatte. Während letztlich alle Bemühungen im direkten Umfeld am Standort Walldorf scheiterten, führten Konsultationen mit dem benachbarten Hockenheim zum Erfolg, weil dort gerade ein weitflächiges Gewerbegebiet erschlossen wurde. Auch genügend Arbeitskräfte stellte Hockenheims Oberbürgermeister Dr. Buchter in Aussicht. Immerhin, in den 1960er Jahren zu Zeiten eines bereits ausgesprochenen Arbeitskräftemangels kamen auf einen Arbeitslosen bis zu dreißig offene Stellen, was Umsicht, ja sogar geradezu Weitsicht bei der anstehenden Arbeitskräfterekrutierung erforderte. Später einmal sollten 40 Prozent Gastarbeiter im Betrieb arbeiten. 1965 konnte der Hockenheimer Produktionsstandort zusätzlich in Betrieb genommen werden, die J. Reiert Aluminium- und Metallwarenfabrik GmbH wurde zu den jetzt weit überregional ausgerichteten Thermal-Werken umfirmiert.

Während der anschließenden Jahre gelang den Thermal-Werken der Aufstieg zu einem der bundesweit führenden Unternehmen seiner Art. Längst reichte die Produktpalette über die Kondensatoren und Radiatoren hinaus. 1963 hatte die Fertigung von Klimaanlagen für PKW begonnen, Opel rüstete damit seine Flaggschiffe Kapitän, Admiral und Diplomat. Bald gewann man in Untertürkheim Daimler-Benz und in München BMW hinzu, immerhin jeweils drei Viertel ihres Bedarfs bezogen beide aus Hockenheim. Mit Groß-

Die Hockenheimer Thermal-Werke, Winterlandschaft

klimaanlagen der Thermal-Werke wurden die Dächer von Supermärkten bestückt. Und zuletzt, als Reaktion auf die Ölkrise, hielt man aus Abluft gespeiste Wärmerückgewinnungsanlagen für die Großindustrie bereit.

Abermals – jetzt in der Mitte der 1970er Jahre – war man an die Auslastung der Produktionsanlagen gestoßen. Obwohl in Hockenheim noch unbebautes Gelände zwecks Betriebserweiterung zur Verfügung stand, sprach gegen die Nutzung desselben eine aus der Warte von Albert Konanz ganz grundsätzliche Überlegung; bei mehr als 2000 Beschäftigten trat ein erweitertes Mitbestimmungsmodell in Kraft, was, so sah er es, den unternehmerischen Handlungsspielraum schmälerte. Ein Ausweg wurde in der Angliederung zweier Tochterfirmen gesehen. So waren bald in der Hockenheimer Nachbarschaft die Fulton-Werke mit der Herstellung von Pkw- und Omnibus-Heizungswärmetauschern befasst, während die Millex-Werke in Irland, wo in dieser Zeit besonders günstige Ansiedlungsbedingungen herrschten, mittelgroße Wärmetauscher fabrizierten.

Meinungsaustausch mit Bundeskanzler Schmidt

Ende der 1970er Jahre führten der Ölschock und damit die Kaufkraftumlenkung zugunsten der OPEC-Staaten, Währungsturbulenzen und eine verstärkte internationale Konkurrenzlage zur Krise der so genannten altindustrialisierten Standorte. Die Debatte um den Rang des Umweltschutzes bestärkte die Einschätzung, dass sich die Wachstumsraten der „fetten Jahre“ des vom Ausland ungläubig bestaunten Wirtschaftswunders kaum mehr wiederholten. Der weithin verwurzelte Denkstil, der Prosperität praktisch als Dauereinrichtung apostrophierte, auch er geriet ins Wanken. Eine heftige Kontroverse über den Nutzen der Kernenergie und die Entsorgungsproblematik überspannte das Land. Erneut und intensiver noch wurde die Kulturleistung der Technik in Frage gestellt. Kurzum, ein neues Kapitel in der bundesrepublikanischen Wirtschaftsgeschichte hatte begonnen.

Unter dem Eindruck jener schwierigen Wirtschaftslage verfasste Albert Konanz einen

BRIEFING

Unternehmer und der Bundeskanzler

Jeder Unternehmer, der unter dem öffentlichen Joch von Steuern und Bürokratie ächzt, hat sich schon gewünscht, mit „denen in Bonn“ einmal Tacheles zu reden. Albert Konanz, geschäftsführender Gesellschafter der Thermal-Werke im badischen Walldorf, tat es, indem er über mm der Bundesregierung seine Zurückhaltung bei Investitionen und Neueinstellungen erläuterte (mm 4/78). Was der Chef des 1850-Mann-Unternehmens als Gründe für den vielgeschmähten Attentismus der Wirtschaft anführte, war vielen aus der Seele gesprochen.

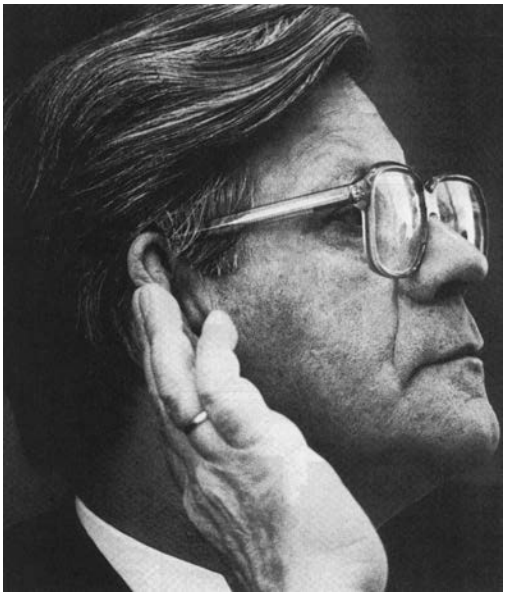
Als „manager magazin“ daraufhin Klaus Bölling vorschlug, am Falle Konanz den Bundeskanzler um eine „Antwort an einen Unternehmer“ zu bitten, stießen wir offene Türen auf. Den Kanzler, so hieß es, beschäftige die Frage der zögernden und wenig unternehmerischen Haltung vieler Firmenchefs ohnehin seit langem. Trotz Afrika-Reisen und Wirtschaftsgipfel nahm sich Schmidt deshalb Zeit zu einer Antwort an Albert Konanz, stellvertretend für die ganze Unternehmerschaft (Seite 16).

Darin verbreitet Kanzler Schmidt keine Durchhalteparolen. Er packt vielmehr Konanz & Co. am unternehmerischen Portepee: „Die Erschließung von Märkten, die Entwicklung neuer Produkte und neuer Verfahren sind die eigentliche unternehmerische Aufgabe – nicht Aufgabe des Staates. Die Marktrisiken müssen vom Unternehmen abgeschätzt und getragen werden.“ *Leo Brawand*

mm 8/78

manager magazin, Heft 8/1978

Artikel, den das „manager magazin“ in Heft Nr. 4 des Jahrgangs 1978 unter dem Titel „Von Boykott ist keine Rede“ veröffentlichte. Hierin benannte er die Gründe, die Unternehmen an



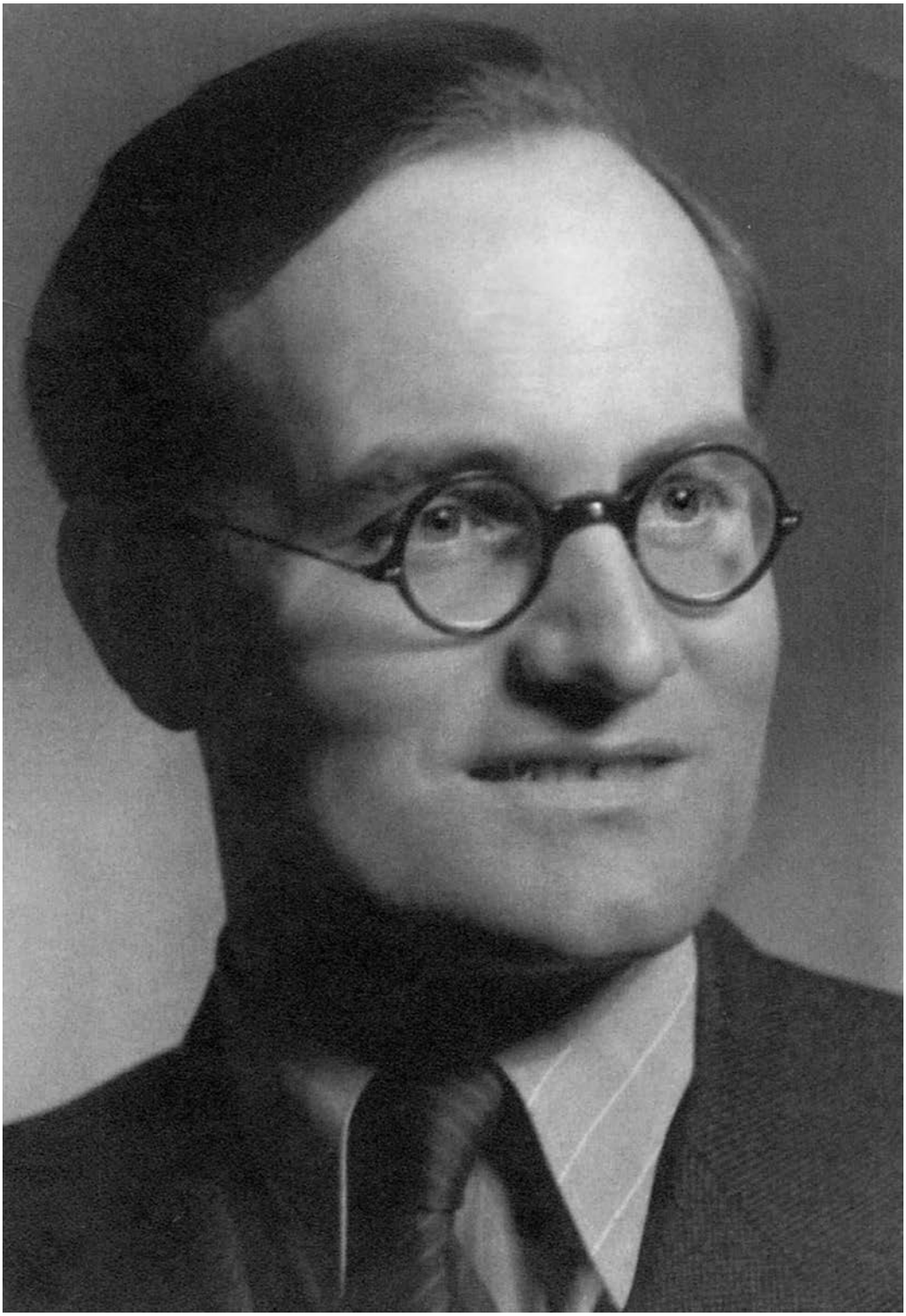
Bundeskanzler Helmut Schmidt, 1978

ihrer betrieblichen Expansion hinderten. Demzufolge gebe es vor dem Hintergrund vorhandener Überkapazitäten, dem Ende des Nachholbedarfs des Wirtschaftswunders, internationaler Konkurrenz und zu hoher Arbeitskosten Zwänge zur Rationalisierung, die gleichzeitig zur Freisetzung von Arbeitskräften führten, da der Markt stagniere. Hinzu komme die Konfrontation der Unternehmen mit hohen Zusatzkosten, welche Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, Kündigungsschutz und Sozialpläne bewirkten, und Zurückhaltung bei der Einstellung zusätzlicher Arbeitskräfte mit sich brächte. Auch das Mitbestimmungsgesetz führe bei nicht wenigen Unternehmen bei der Einstellung von Arbeitskräften zur Zurückhaltung, da ab 2000 Beschäftigten die dann vorgeschriebene paritätische Mitbestimmung mit der Einbindung betriebsfremder Gewerkschaftsfunktionäre in den Aufsichtsrat der Geschäftsführung den Handlungsspielraum beschneide. Und nicht zuletzt bereitete auch die Entwicklung neuer Produkte Schwierigkeiten, da sich nach einer für die USA vorliegenden und so auch für die Bundesrepublik maßgeblichen Studie lediglich drei von einhundert Innovationen am Markt durchsetzten, und es fünf bis sieben Jahre dauere, bis das Produkt erste Gewinne abwirft. Das Risiko für neue Produkte sei größer geworden und zwinge die Unternehmen im Großen und Ganzen zur Beibehaltung ihrer Produktpalette.

Mit seiner kritischen Bestandsaufnahme äußerte Albert Konanz die Einschätzung eines Großteils der bundesrepublikanischen Unternehmerschaft, weshalb Bundeskanzler Helmut Schmidt in der Ausgabe 8/1978 des manager magazins hierzu persönlich Stellung bezog. Zustimmen wollte er ihm hinsichtlich seiner gesamtwirtschaftlichen Einschätzung des Strukturwandels, den die Politik beispielsweise mit Konjunkturprogrammen ohnehin nur begleiten könne, während die eigentliche Gestaltung des Wirtschaftslebens die Summe des Handels der Unternehmen darstelle. In puncto Sozialpolitik allerdings wollte er Albert Konanz nicht folgen, Kanzler Schmidt merkte an: „Dieser soziale Grundkonsens unserer Gesellschaft hat uns die Erschütterungen besser überstehen lassen als viele andere Länder. Ich verkenne nicht, daß das sein Preis hat. Aber wir alle müssen auch den Nutzen sehen."

Rückzug ins Private

Thermal, Fulton und Millex standen im Zenit ihrer Entwicklung, als Albert Konanz 1980, mittlerweile 65-jährig, den Rückzug aus den Unternehmungen beschloss, an denen er jeweils einen 50-prozentigen Geschäftsanteil hielt. Dreieinhalb Jahrzehnte hatte er die Geschicke des anfangs kleinen, mit der Produktion von Aluminiumgeschirr befassten Betriebes gelenkt. 1980 – mit insgesamt weit über 2000 Beschäftigten – wurde im Schwerpunkt die Automobilindustrie beliefert, die bekanntlich besonders schwierig zu erfüllende Qualitätsanforderungen stellte. Worauf beruhte die Karriere des Unternehmers Albert Konanz? Vielleicht unterstützten seine konservative Grundüberzeugung und seine persönliche, ja geradezu pietistisch anmutende Bescheidenheit den Erfolg, maßgeblich für sein Lebenswerk aber war sein erfinderisches Talent und ein quasi unbändiger Wille zum Erfolg. Einerseits verfügte der Ingenieur Albert Konanz über innovatives und kreatives Potenzial, wie seine Erfindungen und Entwicklungen zeigten. „Mein Mann war innerlich



Albert Konanz, Aufnahme aus den 1950er Jahren

immer bei der Arbeit. Wenn er etwas geträumt hatte, ist er nachts aufgestanden und hat es aufgeschrieben. Das war tatsächlich so. Er hat Tag und Nacht gearbeitet. Während ich mit meinen Eltern im Wald spazieren ging, saß er oft zu Hause mit seinem Rechenapparat und hat Kalkulationen durchgeführt. Besonders die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten bereiteten meinem Mann große Freude." Mit diesen Worten schildert Anneliese Konanz den Arbeitsethos ihres Gatten Albert Konanz. Zudem war er als Unternehmer Stratege, dessen Systematik der Betriebsführung, wie er selbst ja anmerkte, auf der Großmann-Methode gründete und danach stets Erfolg brachte.

1984 veräußerte Albert Konanz seine Geschäftsanteile. Er war jetzt ganz Privatmann und widmete mit Leidenschaft sein Interesse der Genealogie – bis tief in das Mittelalter hinein bis zum Jahre 1401 verfolgte er die Geschichte seiner Vorfahren, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts nach seiner Heimatstadt Bretten gekommen waren. 1985, am 22. Februar, feierte er in Heidelberg in aller Stille seinen 75. Geburtstag. Die Rhein-Neckar-Zeitung bezeichnete ihn in einem Artikel als „eine der herausragenden Unternehmerpersönlichkeiten des Rhein-Neckar-Raumes". Im selben Jahr wurde der Walldorfer Standort der Thermal-Werke geschlossen, mit Sorge betrachtete er die weitere Entwicklung. Albert Konanz starb 78-jährig inmitten der Weihnachtszeit am 28. Dezember 1993. 1995 gingen die Thermal-Werke in Konkurs.

Literatur

Harald Berlinghoff/Wolfram Förster. Albert Konanz (1915–1993). Ingenieur – Erfinder – Unternehmer. Lebenswege im Südwesten 2. Mannheim 2003. Pylon Verlag, 136 S., reich illustr. ISBN 3-9803632-7-0, ISSN 4-455-3865.

Hinweis

Im Pylon Verlag werden von berufenen Autoren Biografien jedweder Art im Rahmen einer Auftragsarbeit geschaffen. Kontakte unter Tel. 07 21/9 68 42 12.

Anschrift des Autors:
Wolfram Förster
Mallenweg 12
76229 Karlsruhe

Otto Klaus Schmich

Siegfried starb nicht im Odenwald

Schon die wichtigste Voraussetzung dafür, die tatsächliche Existenz einer entsprechenden Siegfriedsgestalt, die eine für die Sagenbildung genügend bedeutende Rolle gespielt hat, wird allgemein bestritten. Folglich kann er auch nicht gestorben sein, weder im Odenwald noch sonstwo. Dennoch, gibt es nicht wenigstens ein paar Anhaltspunkte für einen historischen Siegfried?

Bekanntlich besteht ein auffallender Mangel an historischer Verifizierung bei diesem bedeutendsten und strahlendsten Helden der germanischen Sagen, obwohl viele der mit ihm in der Sage verknüpften Umstände auf realen Ereignissen und Personen basieren. Zwar liegen diese mehrere Jahrhunderte voneinander entfernt und wurden in den Heldenliedern, entweder aus Mangel an besserer Kenntnis oder durch dichterische Freiheit willkürlich und dramaturgisch effektvoller angeordnet.

Dem gegenüber besteht eine mindestens ebenso deutliche Auffälligkeit insofern, als die bedeutendste Persönlichkeit, die Deutschlands Entstehung in den Jahrhunderten danach eigentlich erst ermöglichte, offenbar in keiner Weise in die Helden-Preislieder und damit in die Sagenwelt Eingang gefunden hat. Deutschland wäre sicher nicht entstanden, wenn sich das römische Imperium über ganz Germanien hätte ausdehnen können und genau dieses wurde durch die angesprochene Persönlichkeit verhindert, nämlich durch Arminius. Tacitus (ca. 115 n. Chr.) berichtet, daß „noch heute“ die Germanen die Taten des Arminius (ermordet 19 n. Chr.) besingen würden.

Viele Sagen leiden unter dem Mangel an spektakulären Ereignissen oder Motiven und haben dennoch überdauert. Und dem gegenüber sollen gerade hier eine Person und Ereignisse, eine Fülle von Motiven, wie sie manch andere Sage nur allzu gut hätte brauchen können, völlig außerhalb der Sagenbildung geblieben sein?

Die Cherusker-Story enthält so ziemlich alles, was die Sängerherzen begehrten, einen unbesiegbaren Helden, Verschwägerung der Akteure, einen erbeuteten Schatz, Konflikt zwischen Vasallen- und Stammestreue, heimtückische Ermordung des Titelhelden, tragisches Schicksal seiner Witwe. Siegfrieds Drache hieß Fa-fnir, Armins „Drache“ hieß Va-rus, das römische Heer führte auch Drachen als Feldzeichen (s. Trajansäule). Wie konnte Arminius dennoch von der deutschen Sage vergessen werden?

Eine Erklärungsmöglichkeit bietet sich an über das Durchschlagsvermögen des schriftlich fixierten Wortes, gegen das ein in ständiger Wandlung begriffenes Heldenlied deutlich geringere Chancen hat. Die antiken Chronisten richteten hier manchen Flurschaden an. Ein Beispiel: Wer außer Insidern weiß etwa, daß noch einige Jahrhunderte nach der Bildung des Begriffes „Franken“ deren Bezeichnung „Hugen“, vielleicht entstanden aus einem ihrer Teilstämme, den Chauken, gang und gäbe war? In der Sage erinnert noch die Figur des Hugdietrich daran, sowie in der angelsächsischen Literatur (Beda) die dort vorkommenden Hugas.

In ähnlicher Weise vollzog sich möglicherweise die Verschüttung des germanischen Namens des Arrninius, der allerdings mit Sicherheit nicht Hermann hieß. Die antike Berichterstattung konnte demnach auch Unklarheiten schaffen, indem sie der Schrift anvertraut wurde und hier, absichtlich oder nicht, Dinge verschwieg.

Die Gleichsetzung von Sage ohne historische Titelfigur einerseits und von Titelfigur ohne Sage andrerseits, im Klartext also von Siegfried und Arminius, ist so neu auch wieder nicht (Otto Höfler „Siegfried, Arminius und die Symbolik“), eröffnet aber bei Berücksichtigung bisher nicht beachteter Fakten überraschende Perspektiven.

Um eine historische Persönlichkeit aus dem Wust von Beiwerk einer Sage heraus zu schälen, bedarf es kräftiger Abstriche und einer Reduktion auf ganz wenige, aber charakteristische Details. Sowohl bei Siegfried, als auch bei Arminius sind dies Heldentaten (bei Letzterem etwa erschütterten sie das römische Weltreich), scheinbare Unverletzbarkeit (vermutlich aus der Retrospektive entstanden, weil einheitliche Hornhaut physiologisch nicht möglich), die heimtückische Ermordung durch Verwandte, also dieselben Einzelheiten bei beiden Figuren. Wenn es gelänge, hier einen wichtigen, historisch fundierten Beweis zu erbringen, wäre die Gleichsetzung von Siegfried und Arminius fast gesichert.

Genau diesen Beweis gibt es und die antiken Chronisten bzw. ihre Informanten hatten allen Anlaß, ihn zu verschweigen, um nicht den römischen Kaiser als Mörder zu entlarven: Ein Chattenfürst erbot sich (Tacitus, Annalen, II, 88) schriftlich beim römischen Kaiser Tiberius, den Arminius zu beseitigen, wenn man ihm ein geeignetes Gift zur Verfügung stellen würde. (offenbar konnte man die „Unverletzlichkeit" Armins nur auf diese Weise überwinden). Offiziell lehnte Rom zwar das Ansinnen ab, aber dennoch wurde die Beseitigung des Arminius erreicht und dies auf eine Art und Weise, die nie bekannt wurde, bei der aber mit Sicherheit die eigenen Verwandten den Mörder stellten (Tacitus: … durch die Heimtücke seiner Verwandten …).

Damit wäre allerdings noch nichts Entscheidendes bewiesen, aber dies erfolgt durch die Nennung des Namens des mordbereiten Chattenfürsten. Er hieß nämlich (H)ADGANDESTRIUS, eine romanisierte Form, die ohne Verrenkungen germanisch Hadgan = Hagen gelautet haben mag: Der Mörder identifiziert den Ermordeten und sich selbst.

Was den Giftmord selbst angeht, liefert die nordische Sagenwelt einen solchen an einer Art Pendant des deutschen Siegfried, und zwar an Sinfjötli, ebenfalls Sohn eines Sigmunds und im Rahmen der Wälsungensage. War der Mord an Armin tatsächlich der Anlaß für die Aufnahme dieses entscheidenden Details in die Wälsungen-Sage?

Dieser „Hagen" verfügt noch über mindestens zwei weitere Argumente. Einmal stellte er sich – nachdem er zunächst mit den Cheruskern gegen die Römer gekämpft hatte – später heimlich auf die Seite der Römer und wurde somit Kombattant des Arminiusbruders Flavus. Dieser stand stets in römischen Diensten und hatte dort ein Auge verloren (Tacitus II, 9). Möglicherweise verschmolzen diese beiden Gegenspieler des Arminius in der Sage zusammen zu **einer** Figur, dem einäugigen Hagen, denn die Sage kennt keinen Bruder Siegfrieds mehr.

Das andere Argument besteht in der Tatsache, daß eine weitere wichtige historische Gestalt ebenfalls mit diesem Hagen, aber auch mit Arminius verknüpft ist. Es handelt sich um den Sugambrerfürsten Deutorich (Dietrich). Somit wären gleichzeitig die drei wichtigsten Sagengestalten (Siegfried, Hagen und Dietrich von Bern) vereint, sie waren tatsächlich Kampfgenossen. Letzterer wird als Amelunge geführt, angeblich weil Theoderich der Große aus dem Geschlecht der Amaler war. Dieses Argument zählt aber weniger, wenn bedacht wird, daß Deutorich der Enkel eines Maelo war und daß gleichzeitig ein anderer (und mit ihm verwandter?) Marserfürst Malovend hieß. Diese drei Sugambrer lassen bereits fast 500 Jahre vor Theoderich ein (A)malungengeschlecht zu. Außerdem kann das einschneidenste Erlebnis der Dietrichsgestalt (sein 30-jähriges Exil) nicht von Theoderich stammen, während mindestens teilweise es auf Deutorich zutrifft, er war seit seiner Gefangennahme in römischem Exil (Strabo, in VII, 1,4,5).

Die entscheidende Position gebührt aber dennoch der Siegfriedsgestalt und hier kann ein ganz neues Argument den endgültigen Ausschlag geben: Es handelt sich um die Deutung des Namens Siegfried. Hierzu hat N. Lönnendonker (Als die Götter noch jung waren, S. 143) die Stammsilbe sigg- in ein neues Licht gestellt, anstatt sich auf das traditionelle sig-, bzw. sieg- zu beschränken. Diesem Hinweis folgend, findet sich bei Jan de Vries (Altnordisches etymologisches Wörterbuch, Leiden 1962, S. 473 f.): sigg = Speckschwarte, aus urnorw. segia, nnorw. sigg = Schwarte, ne. dial. segg = Knorpel in der Haut, shetl. sigg = harte Haut). Das Wort lebt in unserer Sicke (verstärkende Profilierung z. B. eines Bleches, Extremfall Wellblech) weiter.

Nun hatten die Germanen bekanntlich eine Vorliebe für Wildschweine. Es sei nur an ihre Schlachtformation (Eberkeil) und an ihre Eber-Helmaufsätze erinnert (Prägestempel von Torslunda, um 500, in Greta Arvidson „Die Gräberfunde von III Valsgärde“ 7, 1977, hrsg. Bertil Almgren in Acta Musei Antiquitatum Septentrionalium Regiae Universitatis Uppsalusis).

Diese wilden Eber haben nun nicht nur äußerst gefährliche „Waffen“ (nach außen gebogene, im Unterkiefer bis zu 10 cm lange Eckzähne), sondern auch einen natürlichen Schutz gegen Widersacher. Es handelt sich um sogenannte Schilde, das sind über 1 cm dicke, 40 x 30 cm große Hornhautplatten seitlich im Hals-Schulterbereich, von außen nicht sichtbar (Halsoberseite, Nacken und Rücken sind nicht geschützt).Der Schwartenbegriff sigg erfüllt hier klar den Tatbestand Hornhaut.

Der Ansatz von N. Lönnendonker erfährt hierdurch nicht nur eine nachhaltige Unterstützung, führt aber nicht nur im Latein, sondern auch in der Geschichte viel weiter und zu einer handfesten Überraschung: Laut Stowasser (Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch, 1979) heißen Waffen im Latein arma, Genetiv armorum. Davon abgeleitet armifer = kriegerisch, armiger = waffentragend, armipotens = waffenfähig und armisonus = waffenklirrend. Weiter wird angeführt Arminius, allerdings leider ohne etymologischen Hintergrund. Dieses Wort gehört aber mit Sicherheit zur selben Wortfamilie, eine andere Basis armi- kennt Stowasser nicht. Man könnte arminius als Adjektiv zu übersetzen versuchen mit „waffenartig“ „waffig“, „waffenfest“ oder gleich mit „hörnern“.

Das wäre aufregend genug, wird es aber noch mehr, denn ausgerechnet die einzige Persönlichkeit, die diesen Namen trug, Arminius, steht in dringendem Verdacht (Otto Klaus Schmich, Datei Mythen, 2001, S. 106 ff.), eine der wichtigsten oder gar der auslösenden Siegfriedsgestalten der Sagen zu sein. Leider ist sein germanischer Name nicht überliefert und ein möglicher Bezug auf eine römische Arminierfamilie ist nicht belegt. War der Name Arminius tatsächlich die wörtliche Übersetzung eines Namens mit der Stammsilbe sigg- (Horn-Schwarten-Geschützter)? In der Verwandschaft und auch in der sonstigen Näheren Umgebung des Arminius treten bekanntlich Sig- oder Seg-Namen besonders häufig auf.

Man könnte diesen Faden fortspinnen und überlegen, was die späteren Merowinger damit zu tun haben, welchen man Schweineborsten auf dem Rücken nachsagt und auch eine Art Hornhaut, nämlich die Erbkrankheit Ichthyose. Außerdem trugen ausgerechnet die Merowinger die Sig- Namen wieder signifikant weiter.

Laut Duden Etymologie (Mannheim 1963, Stichwort Kappe) bedeutet spätlateinisch-italienisch cappa = Mantel mit Kapuze, also Kapuzenmantel. Ein solcher Mantel kann eine Person fast unkenntlich machen, er besitzt den Charakter einer Tarnkappe. Der Mantel des Arminius besitzt in diesem Sinn die Funktion einer Tarnkappe, sein römischer Soldatenmantel war ein Teil der historischen Tarnkappe Siegfrieds, der andere Teil war der römische Name selbst: Schon zu Lebzeiten benutzte der mutmaßlich einen germanischen Sig- oder Seg-Namen tragende Cherusker, der auch noch über einen der Sage entsprechenden Vater verfügt (Segimer, in der Sage Siegmund) den römischen Namen Arminius. Somit hat der Cherusker tatsächlich über eine historische und derart wirkungsvolle Tarnkappe verfügt, daß sie den Siegfried bis heute erfolgreich verbergen konnte.

Wenn aber nun der Cherusker als eine Art Ur-Siegfried akzeptiert wird, so müsste dies auch für die mit Arminius verknüpften Hagen- und Dietrichsgestalten gelten und mit ihnen geraten dann auch andere Sagenelemente zwangsläufig in den Bereich erneuter Hinterfragung, etwa Etzel, Heunen, Burgunder, Nibelungen, Theoderich der Große, die Merowinger usw. Die bisher geltende Entstehungszeit der Sagen (5. Jahrhundert und später) und einige hierauf basierende Theorien wäre nicht mehr haltbar.

Fazit: Siegfried/Arminius starb mit Sicherheit irgendwo im Bereich des Teutoburger Waldes, auf keinen Fall aber im Odenwald.

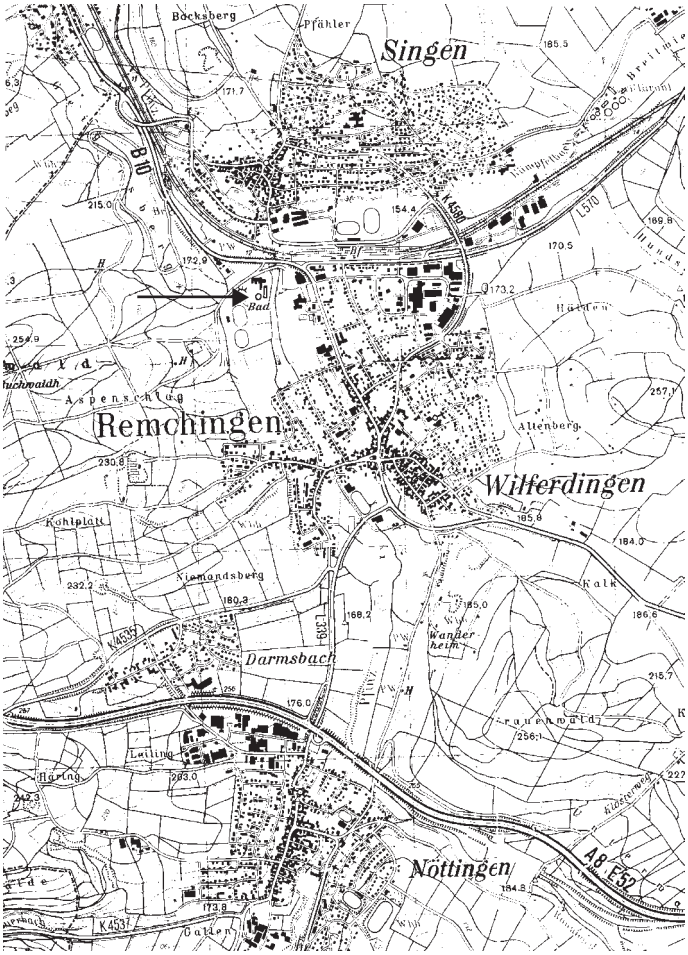
Anschrift des Autors:
Otto Klaus Schmich
Mozartweg 6
76646 Bruchsal

Otto Klaus Schmich

Zum Namen Vicus Senotensis

Im Landkreis Pforzheim liegt die Verbandsgemeinde Remchingen, bestehend aus den Ortsteilen Nöttingen, Singen und Wilferdingen, alle drei nebeneinander im Enztal gelegen. Otto Bickel hat mit seiner Ortschronik[1] eine sehr gründliche und umfangreiche Ortschronik vorgelegt und darin auch über den ehemaligen römischen Vicus Senotensis referiert. Als Basis hierzu diente vor allem ein Aufsatz von B. Müller[2]. Die derzeit jüngste Veröffentlichung zu diesem Thema lieferte Dr. Günter Wieland[3], in welcher auch die neuesten römischen Funde beschrieben werden.

Zentraler Anlaß aller dieser Arbeiten ist das ehemalige provinzialrömische Dorf Vicus Senotensis am nördlichen Ortsrand von Wilferdingen, wo ständig neue Funde gemacht werden. Der römische Name der Siedlung ist auf einem dort gefundenen Weihestein des Juvenalius Macrinus überliefert und bedeutet ungefähr „Dorf der Senoter“, wobei unklar bleibt, was dies für Leute gewesen sind. Denkbar sind Siedler aus Gallien, Helvetien oder von woanders, ob diese sich nach ihrem Herkunftsort benannten oder ob es sich um einen Sippennamen handelt.



Der Vicus lag ungefähr 5 km nördlich der römischen Heerstraße Ettlingen–Pforzheim–Cannstatt, war aber mit drei Verbindungsstraße an Verkehrsnetz angeschlossen, eine davon führte von Singen nach Westen, eine andere (Pfinztalstraße?) von Singen nach Wilferdingen und direkt durch das Siedlungsgebiet führend, eine dritte lief von Nöttingen in Richtung Südosten[4].

In der Enzniederung, etwas oberhalb der Einmündung des Kämpfelbaches in die Enz, befindet sich die Ruine der ehemaligen Burg Remchingen s. Pfeil). Es handelt sich dabei um eine kleine Motte des 11. Jahrhunderts, die wegen ihrer geringen Größe (Durch-

messer oben 10–12 m) nur einen Wohnturm besessen haben kann, der aus Holzfachwerk bestanden haben dürfte, weil Motten, also aufgeschüttete Hügel keinen für Mauerwerk geeigneten Baugrund darstellen. Der Name der Herren von Remchingen, ihre Funktionen und die Größe ihres Lehensgebietes geben mehr Rätsel auf, als bisher gelöst werden konnten. Die Motte wurde schon sehr früh aufgegeben, während die außerhalb der Kreisgrabenanlage befindliche Vorburg noch wenige Jahrhunderte in wechselnden Nutzungen verblieb[5]. Ein flacher, kleiner Hügel innerhalb des Schwimmbadgeländes des Ortsteils Singen zeugt noch von der einstigen Motte.

Der Standort der Burg befindet sich direkt neben oder sogar innerhalb des römischen Siedlungsgebietes. Deshalb kann vermutet werden, daß der sonst nirgends belegte Namen Remchingen, den die Verbandsgemeinde zu neuen Leben als Ortsnamen erweckte, von den Römern hergeleitet ist. Ähnliches ist auch anderweitig bekannt, etwa der Flurnamen Rimmerich, der den Standort einer Villa Rustica auf der Gemarkung Obergrombach aufbewahrt hat.

Bekanntlich haben die Germanen römische Siedlungsplätze gemieden und lieber ihre eigenen Ansiedlungen in einiger Entfernung davon gegründet, während sie die römischen Straßen aber weiter benutzten. So erklärt sich die Lage von Wilferdingen, das sich erst im 20. Jahrhundert in Richtung auf das ehemalige Römerdorf ausdehnte und damit die Reihe der Funde eröffnete.

Ein weiter nachrömischer Siedlungsplatz war auch das nahe liegende Nöttingen, wo die Pfinztalstraße den bereits genannten Abzweig nach Südosten besaß, der von einem hier befindlichen römischen Wachtturm kontrolliert werden konnte. Nöttingen hat möglicherweise noch etwas anderes in unsere Zeit herüber gerettet und zwar den alten Namen:

Senotensis besteht aus dem Stammwort Senot- und der Flexion -ensis. Im Ortsnamen Nöt-tingen steckt noch ein Stück von (Se-)not-, wobei dessen erste Hälfte vielleicht als mißverstandener Zuordnungsbegriff z(u) im Sinne von „zu Nöttingen“ früh verloren ging. Aber nicht nur Nöttingen zeugt vom römischen Namen der Örtlichkeit, auch Singen ist vermutlich entstanden aus Sen(ot)-ingen. Viele der heutigen Namen enthalten noch solche Reste der römischen Ortsnamen (Zipplingen = Septemiacum, Fainingen = Ponione, Ladenburg = Lopodunum, Rottenburg/Sülchen = Sumelocenna, Pforzheim = Portus usw.). Mit dieser Annahme, aber auch mit der Herleitung des Namens Rem(chingen), im Sinne von Röm(i)sch-ingen)von den Römern und dem tatsächlichen Vorhandensein des ehemaligen römischen Dorfes Vicus Senotensis um den Kernbereich Wilferdingen herum, entsteht ein verhältnismäßig hoher Grad an Plausibilität, der vielleicht durch künftige Funde noch erhärtet werden kann.

Anmerkungen

1 Otto Bickel, Remchingen, Bürgermeisteramt Remchingen 1993.
2 B. Müller, Senotensis, in „Der Enzkreis“ 1989/90, S. 189 ff.
3 Dr. Günter Wieland, in „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ 4/2003, S. 316 ff.
4 Otto Bickel, ebenda, Karte S. 35.
5 Rainer Kunze, mündlich mitgeteilt aus einem noch unveröffentlichten Werk über Burgen.

Anschrift des Autors:
Otto Klaus Schmich
Mozartweg 56
76646 Bruchsal

Heinrich Hauß

85. Jahrgang der Zeitschrift Badische Heimat im Jahre 2005

Ein Anlass zur Sichtung

I. Die Badische Heimat – eine Mitgliederzeitschrift

Standortbestimmungen und Ziele des Landesvereins Badische Heimat wurden schon oft beschrieben, besonders zu Jubiläen wie dem 50., 70., 75. Bestehen des Vereins[1] Noch nie allerdings wurde in den 84 Jahrgängen der Publikation eine Bestandsaufnahme der Vereinszeitschrift versucht.

Geht man die Jahrgänge der Zeitschrift durch, zeigt sich im Rückblick, dass die Zeitschrift weit mehr als die programmatischen Äußerungen und die Politik der Vorsitzenden die tatsächlich praktizierte Vereinspolitik widerspiegelt.

Die Schriftleitung nimmt den 85. Jahrgang der Zeitschrift zum Anlass, eine Sichtung der wechselnden Gestaltung und der über Jahrzehnte hinweg mit Schwerpunkt behandelten Themen vorzunehmen. Wir denken, dass es sinnvoll ist, wenn wir uns bei diesem Geschäft auf die Zeit zwischen dem 30. Jahrgang (Wiedererscheinen der Badischen Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg) und dem 84. Jahrgang (Heft 4, 2004) beschränken. Wir werden dabei heftübergreifende Strukturen freizulegen versuchen. Wir werden Zielvorstellungen und selbstgesetzte Aufgaben des Landesvereins zu den veröffentlichten Aufsätzen in den Heften in Beziehung setzen. Dabei wird nicht in Frage gestellt, dass die Hefte ein breitgefächertes Themenspektrum behandeln. Die Register zu den Heften eines Jahrganges legen davon ein beredtes Zeugnis ab.

Die Badische Heimat ist in erster Linie eine Mitgliederzeitschrift. Das bringt Vor- und Nachteile mit sich. Der Vorteil besteht darin, dass die Zeitschrift mit einer festen Leserschaft rechnen kann und nicht von Heft zu Heft nach Novitäten suchen muss, um den Absatz zu gewährleisten. Auf der anderen Seite fehlt der Konkurrenzdruck, der zu Veränderungen zwänge. Modernisierung in Gestaltung und Thematik der Zeitschrift müssen deshalb weitgehend aus eigener Entwicklungslogik und auf Veranlassung der jeweiligen Schriftleitung hervorgehen. Ein hohes Maß an Kontinuität allerdings mag von den Mitgliedern geradezu erwartet werden und wird selbst als ein Stück „Heimat“ empfunden.

Aber Heimat, Lebensraum, Region sind in stetem Wandel begriffen; diesem Wandel ist, wenn auch mit Verzögerung, wie das bei einem Heimatverein „natürlich“ sein mag, Rechnung zu tragen.

Zweifellos ist es richtig, was alle bisherigen Vorsitzenden bestätigt haben, dass die Zeitschrift das „Band“ ist, das sowohl den Landesverein mit den Regionalgruppen als auch mit den einzelnen Mitgliedern verbindet.

II. Maßstab zur Beurteilung der Vereinsarbeit und der redaktionellen Arbeit: Bewahren und Weitergestalten

Als Maßstab für die Beurteilung inhaltlich-thematischer Redaktionsarbeit kann § 2 der Satzung des Landesvereins (1984) dienen. Dort wird die Zielsetzung des Vereins wie folgt bestimmt:

Der Zweck des Vereins – und damit auch seines Publikationsorgans – „ist es, das heimatliche Kulturgut zu erhalten, zu pflegen und wissenschaftlich zu erforschen und an seiner sinnvollen Neugestaltung mitzuwirken. Er widmet sich der ideellen Förderung des Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes, betreibt Volks- Heimat- und Landeskunde, regt genealogische Forschungen an

und trägt zur Erhaltung heimatlicher Mundarten bei".

Auf eine kurze Formel gebracht, Aufgabe des Vereins und der Zeitschrift ist das Bewahren und das Weitergestalten. Das Weitergestalten als gleichberechtigtes Element neben dem Bewahren schützt den Verein davor, bloßer Geschichts- oder Traditionsverein zu werden. Bewahren und Gestalten ist Arbeit an einer bestimmen Kultur. Wie diese Kultur letztlich zu definieren ist, könnte nur aus der Analyse der Beiträge der Zeitschrift Badische Heimat bestimmt werden. Das gleiche gilt wohl auch von der Bereitschaft zur Neugestaltung des tradierten Kulturgutes.

Der Wille zum Bewahren ist bei einem Heimatverein naturgemäß stärker ausgeprägt als der Wille zur Weiterentwicklung und Neugestaltung. Weiterentwicklung und Neugestaltung des ererbten Kulturgutes setzen eine präzise Vorstellung von dem voraus, was heute unter Heimat verstanden wird. Der „neue Heimatbegriff" (seit etwa der Mitte der 80er Jahre) ist nicht mehr kompensatorisch und rückwärtsgewandt, sondern versteht Heimat als „Lebenswelt", im besten Sinne als gestaltete Lebenswelt (R. Piepmeier). Damit kommen auf einen Heimatverein ganz neue Aufgaben zu. Lebenswelt ist jeweils aktuelle Welt mit allen Erscheinungsformen des Lebens in einer Region. Die zur Lebenswelt erweiterte und konkretisierte Heimat läßt im Grunde keine (noch bürgerlich begründete) kulturelle Selektivität mehr zu. Auch scheint eine so verstandene heimatliche Lebenswelt das Problem einer badischen Identität zu relativieren.

III. Wiederaufnahme der Publikationsreihe „Mein Heimatland" als „Badische Heimat" mit Heft 1/2, 1950

Anläßlich der Wiedergründung der Badischen Heimat am 23. Oktober 1949 im Kaufhaussaal in Freiburg hielt Landeskommissär Paul Schwoerer eine Rede, die er folgendermaßen abschloß:

„Ich schließe mit dem herzlichen und aufrichtigen Wunsch, dass der heute wiedererstandene Landesverein Badische Heimat

Mein Heimatland

V.

Oberrheinische Köpfe

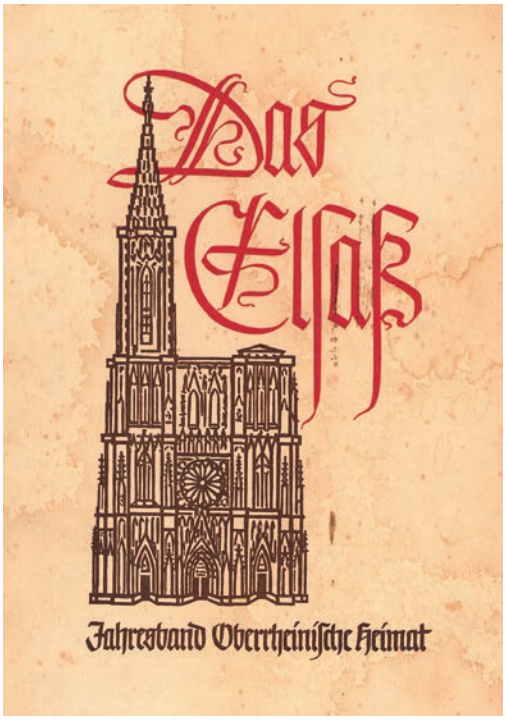
Fortsetzung der bisherigen Folgen I, II, III, IV „Badische Köpfe"

Herausgeber: Hermann Eris Busse, Freiburg im Breisgau

Inhaltsverzeichnis ist eingeheftet!

Wir bitten die Mitglieder um Entrichtung des Jahresbeitrages für 1944

Letztes Heft von „Mein Heimatland", V. Oberrheinische Köpfe, Heft 3, 1942



Letztes Heft der Reihe „Oberrheinische Heimat", „Das Elsaß", Jahresband 1940

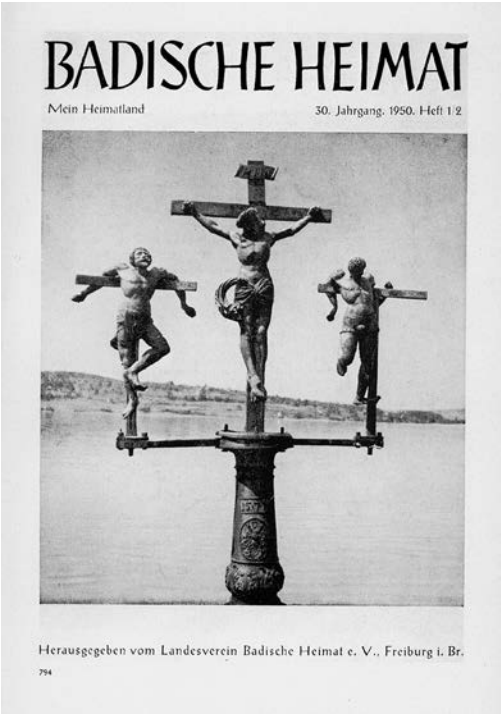
sich stolz bewusst bleibt seiner großen Tradition, dass er von dem Geiste und der Gesinnung getragen ist, die den Landesverein in der Vergangenheit ausgezeichnet hat, dass er sich wie bisher, frei von allen politischen Ideologien als treuer Ekkhart von Volkstum und Heimat zum Segen für unser braves, armes Volk, für unsere liebe, gequälte Heimat“.

Die Rede wurde von der 1949 im G. Braun Verlag gegründeten Zeitschrift „Baden. Monographie einer Landschaft“ in Heft 4 abgedruckt, da dem Landesverein zu diesem Zeitpunkt noch nicht wieder ein eigenes Publikationsorgan zur Verfügung stand. Die Schriftenreihen „Mein Heimatland“ (sogenannte gelbe Reihe) endete mit dem Heft 3, 1942 im 29. Jahrgang. Im Jahre 1950 begann der Landesverein unter dem Titel Badische Heimat mit dem Untertitel „Mein Heimatland“ die Publikation der Mitgliederzeitschrift wieder aufzunehmen[2].

Zum Auftakt des neuen Heftes schrieb der damalige Schriftleiter Rudi Keller einen Aufsatz mit dem Titel „Besinnung auf das Erbe“, der als Dokument für die Gesinnung und das Verständnis von Heimat im Jahre 1950 gelten kann.

Der Mentalität der frühen 50er Jahre entsprechend, verzichtet der Aufsatz auf jeglichen Bezug zum Dritten Reich. Heimat, so wird der Eindruck vermittelt, ist eine überzeitliche und unpolitische Konstante. Der Autor beklagt zwar „das ungeheure Geschehen, in das wir gestellt sind“, das angesprochene Geschehen wird aber zeitlich nicht präzisiert und kann sich so auch auf den Zeitraum nach dem Ersten Weltkrieg beziehen. Ein Bezug zur Zeit des Nazismus ist nicht zwingend abzuleiten. So wird denn auch das „Erbe“, zu dem die Leser zurückzukehren aufgefordert werden, inhaltlich nicht bestimmt. „Der Mensch muss zur Achtung vor dem überkommenen Erbe zurückkehren, sich von ihm getragen fühlen und sorgen, dass dieses Erbe auch in Zukunft gewahrt sei“. Das einzige, was feststeht ist, dass das „Erbe“ eine „geschichtliche Dimension“ besitzt, und das „geschichtliche Bewusstsein

Letztes Ekkhart Jahrbuch 1942



Heft 1/2, 1950: Erstes Heft der neuen „Badischen Heimat“ mit Untertitel „Mein Heimatland“

uns nur von der Heimat wiedergegeben werden kann“. Denn in der Heimat ist „alles durchwirkt von der Geschichte“. Warum, so kann man sich heute fragen, sollte gerade in der Heimat alles durchwirkt sein von „positiver Geschichte“, die sich dann als unverfängliches „Erbe“ eignet?

„Die Besinnung auf das geschichtliche Erbe möchte der Landesverein ‚Badische Heimat‘ unseren Landsleuten ans Herz legen. Er ist keineswegs nur ein Geschichtsverein, denn er widmet sich ebenso dem Schutze der Natur, der heimatlichen Sprache und Kunst, dem Brauchtum und der Volkskunde. Aber Ehrfurcht vor dem Überlieferten zu erwecken, will in allen Interessengebieten vorwalten“[3].

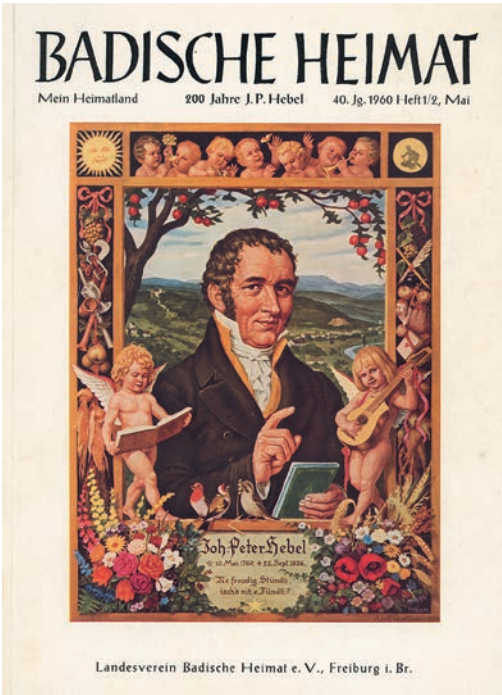
Der Hinweis, dass die Badische Heimat „keineswegs nur ein Geschichtsverein“ sei, bildet ein Motiv, das bis auf unsere Tage immer wiederholt wird. Wenn der Landesverein aber kein Geschichtsverein unter vielen lokalen Geschichtsverein ist oder sein will, dann wird zu verfolgen sein, wie weit die Zeitschrift andere Gebiete, die mit Heimat verbunden werden, kontinuierlich thematisiert. Auf der Landesversammlung vom 25.–27. September 1954 wird denn auch betont, dass „die Frage des Natur- und Denkmalschutzes und ihre Pflege“ im „Vordergrund der ganzen Arbeit“ stünden (Heft 4, 1954).

IV. Die Hefte der Jahre 1950 bis 1959

Der Name „Badische Heimat“ wurde, wie schon angedeutet, von der gleichnamigen Monographie-Reihe übernommen und auf die neue Publikation übertragen. Das war, wie sich heute zeigt, nicht ganz unproblematisch[4]. Nur zwei Jahre später ging das einstmals eigenständige Baden in dem neuen Lande Baden-Württemberg auf. Baden begann im Laufe der Jahre wieder in die ehemaligen Regionen zu zerfallen, aus denen es entstanden war.

Die Hefte der Jahre 1950 bis 1959 nehmen Elemente des „Mein Heimatland“ und der „Badischen Heimat“ wieder auf. Einmal natürlich Aufsätze zu Landschaften und Städten[5] und die Serie „Badische Köpfe“, die schon zwischen 1935 und 1942 auf 5 Hefte verteilt, behandelt wurden[6]. Beide Serien bilden auf lange Zeit gewissermassen die Struktur der Zeitschrift.

Wiederaufnahme des Ekkhart Jahrbuches 1956



Heft 1/2, 1960: 200 Jahre Johann Peter Hebel

Ab Heft 52, 1 hat der Schriftleiter H. Schwarzweber verschiedene Spalten zu verschiedenen Themenbereichen eingeführt, u. a. „Familienkunde, Naturschutz, Natur und Denkmalschutz, Fundgrube der Heimat, Volkstum und Heimat“. Die Sparten entsprechen zum Teil den im Impressum aufgeführten Aufgaben des Landesvereins. Die Themensparten realisieren auf ihre Weise die Forderung, dass Landesverein und Zeitschrift mehr zu sein haben als bloßer Geschichtsverein. Die Themensparten werden aber im angesprochenen Zeitraum nicht konsequent fortgeführt und verschwinden am Anfang der 60er Jahre völlig. Eine „Heimatchronik“ als Jahresrückblick bleibt ein singuläres Ereignis (Heft 3/4, 1951). Besondere Schwerpunkte bilden in den 50er Jahren Hefte zu der „Wiedereröffnung der Karlsruher Kunsthalle“ (Heft 2, 1951), ein Heft zu „Ländlichen Haus- und Hofformen im alemannischen Gebiet Badens“ (Heft 3/4, 1951) „500 Jahre Universität Freiburg“ (Heft 1/1957).

Im Jahre 1956 wird das Ekkhart-Jahrbuch wieder aufgelegt (1982 wird es abgeschafft und durch ein viertes Heft ersetzt).

V. 1959: Eine kritische Stimme zum Verhältnis von Badischer Heimat und badischem Staat

Die Hefte des Landesvereins der Badischen Heimat sind, so wenigstens unsere heutige Sicht, auch ein Organ der kritischen Auseinandersetzung mit Idee und Wirklichkeit von Heimat. In den Heften des ersten Jahrzehnts nach der Wiedergründung des Landesvereins sucht man indessen vergeblich nach einer Programmatik oder Wegweisung für die zukünftige Arbeit.

Erst der Festvortrag zum 50jährigen Bestehen der Badischen Heimat von Karl Siegfried Bader, abgedruckt in Heft 4/1959, entwickelt Positionen, die bis heute Geltung beanspruchen können. Zum Verhältnis von badischem Staat und Badischer Heimat stellt er fest, dass die Badische Heimat kein „Staatsverein“ gewesen sei. Die badische Heimat hat „zumal in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens, Land und Leuten gedient ohne zur Magd des Staates zu werden“. „Was die ‚Badische Heimat‘ tat und wollte, war Förderung eines in einem Jahrhundert gewachsenen Bewusstsein landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit. Staatspropaganda hatte der badische Staat vor und nach 1918 in großherzoglicher und republikanischer Zeit nicht nötig“. Was die Zukunftsperspektive des Vereins anbetrifft, entwickelt Bader klare Vorstellungen:

„Wir müssen, wenn wir bestehen wollen, uns davor hüten, zum bloßen Traditionsverein zu werden. Es ist nicht die Aufgabe der ‚Badischen Heimat‘, Geschichtsverein eines heutigen Staatsteiles zu sein. Das können wir getrost den um die historische Kleinlandschaft bemühten, historischen Vereinen und Gesellschaften überlassen, auf deren Mitarbeit wir angewiesen sind“. „Unsere Aufgabe in der ‚Badischen Heimat‘ ist, das lebendig zu erhalten, was dieses Volkstum von außen oder von innen her bedroht. Staaten kommen und vergehen – manchmal kommen sie sogar wieder. Wir verdanken dem badischen Staat viel: unseren Namen, Zusammenhalt, Vielfalt in der Einheit und … Bereitschaft zum Ausgleich. Aber wir gehen nicht auf in Arbeit für einen vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Staat. Wir sind nicht, wie manche glauben mögen, Relikt, sondern lebendiger Körper. Wir schätzen in Ehrfurcht die Vergangenheit, ohne alles Vergangene für gut, schön und erhaltenswert zu halten. Es geht uns um lebende und gestaltende Gegenwart, um schönes und fruchtbares Dasein in unserer lieben kleinen Welt, die unsere ‚Badische Heimat‘ ist“[7].

Es ist bleibendes Verdienst Baders gerade im Hinblick auf die im Text ungenannte Gründung Baden-Württembergs die Möglichkeit einer Badischen Heimat, auch ohne badischen Staat aufgezeigt zu haben, wenn auch die Badische Heimat dem Vorgängerstaat viel verdankt.

VI. 200 Jahre Johann Peter Hebel (Heft 1/2, 1960)

Die Jahrgänge 1960 bis 1969 der badischen Heimat führen die Schwerpunkte Landschaften, Städte[8], und Badische Köpfe[9] fort. Dazu kommen Hefte, die sich mit Schriftstellern auseinandersetzen. In Heft 1, 1961 wurde der 75. Wiederkehr des Todestages von V. v. Scheffel gedacht, Heft 1/2, 1964 ist Emil Gött

gewidmet. Eine gewisse Sonderstellung nach Titelbild und Zahl der Aufsätze stellt das Heft 1/2, 1960 „200 Hundert Jahre Johann Peter Hebel“ dar. Ein Kuriosum ist in der Tatsache zu sehen, dass als Titelbild zu dem Hebelheft ein Ölgemälde Adolf Glattackers gewählt wurde, das 1925 im Auftrag des Landesvereins gemalt wurde. Es stellt einen „harmlosen“ Hebel dar[10].

Mit Heft 1, 1969 übernimmt Ernst Bozenhardt die Schriftleitung der Badischen Heimat, die er 1982 abgibt[11].

VII. Umfassende Kulturarbeit: Prüfen und Wägen (1968)

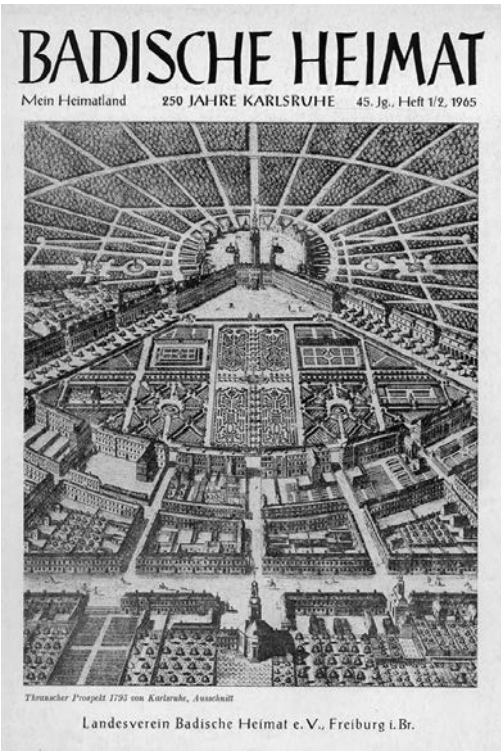
Musste der Landesvorsitzende schon im Jahre 1954 die vom Verein reklamierte Aufgabe des Natur- und Denkmalschutzes im Anspruch reduzieren, so spielt sie im Programm von 1968 gar keine Rolle mehr. Schwarzweber beurteilte die Lage 1954 so:

„Die Frage des Natur- und Denkmalschutzes und ihre Pflege stehen im Vordergrund unserer ganzen Arbeit. Durch die Übernahme des Natur- und Denkmalschutzes in amtliche Stellen hat die Tätigkeit des Vereins eine mehr beobachtende und warnende Rolle eingenommen“[12].

Nach seiner Wahl zum Landesvorsitzenden in Lahr (Jahresversammlung vom 25.–27. September 1968) umriss Laubenberger die zukünftige Arbeit des Landesvereins – und wohl auch der redaktionellen Arbeit folgendermaßen:

„Da ‚Heimat‘ nicht nur aus Vergangenheit besteht, sondern auch in der Gegenwart von uns selbst gelebt, erlebt und vor allem lebendig gestaltet wird, ist es ebenso wichtig, dass wir uns mit den Gegebenheiten und Erscheinungsformen unserer Zeit aufgeschlossen, aber auch kritisch auseinandersetzen, sich anbahnende Entwicklungen aufmerksam verfolgen und so alle die positiven Ereignisse und Strömungen des gegenwärtigen Geschehens mit den übernommenen und überkommenen Traditionen vereinen.“

Laubenberger will den Landesverein „in seiner umfassenden Kulturarbeit“ vorstehen,



Heft 1/2, 1965: 250 Jahre Karlsruhe

Heft 3, 1975: Letztes Heft mit dem alten Schriftzug

was er darunter versteht, kann aus der folgenden Passage abgeleitet werden:

„Ernsthaftes Bemühen, Prüfen und Wägen, was wir an heimatlichen Werten in Natur und Landschaft, Dorf und Stadt, Kunst und Brauchtum, Volkstum und Sprache, Literatur, aber auch Auswirkungen von Industrie, Technik und Verkehr der Erhaltung, Pflege und Förderung bedarf, was abgelehnt oder, wenn nötig, gegen was mit den uns zur Verfügung stehenden Mittel angegangen werden muss“.

VIII. Selbsteinschätzung und Selbstverpflichtung am Ende der 70er Jahre: Ausschließlich kulturelle Aktivität

Zum 70. Jubiläum des Landesvereins und im 59. Jahrgang der Zeitschrift entwickelte der damalige Landesvorsitzende Franz Laubenberger in Heft 3, 1979 Gedanken zu Heimat und zur Funktion der Publikation.

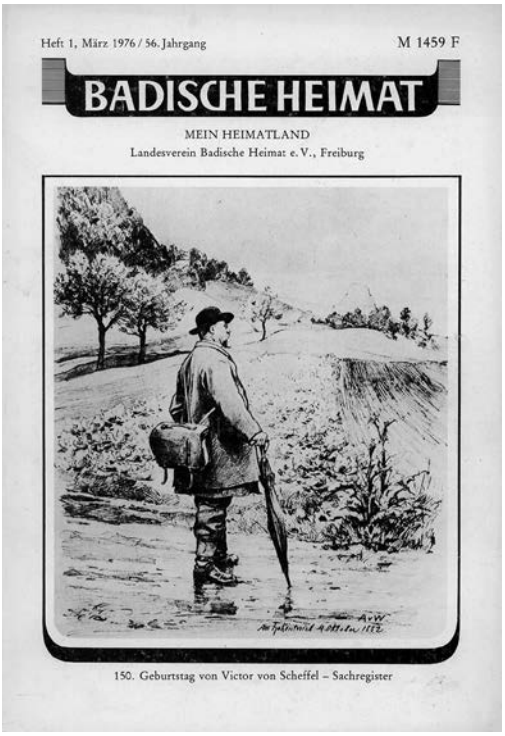
Den Begriff „Heimat“ interpretierte er rein kulturell:

„Mit dem Wort Heimat will der Verein alle, die aus begreiflicher persönlicher und historischer Verbundenheit zum lieben alten ‚Muschterländle‘ in der Mitarbeit resignieren wollen, zu neuer, ausschließlich kultureller Aktivität ermuntern und anspornen, nicht zuletzt auch um politischen Argwohn von vornherein auszuschließen, es könnte sich – in etwas verschwommener Wortassoziation zur weiland politischen Kampforganisation ‚Heimatland Badnerland‘ – beim Landesverein vielleicht doch nur um einen raffiniert getarnten harten Kern seperatistischer ‚Gälfüeßler‘ handeln“[13].

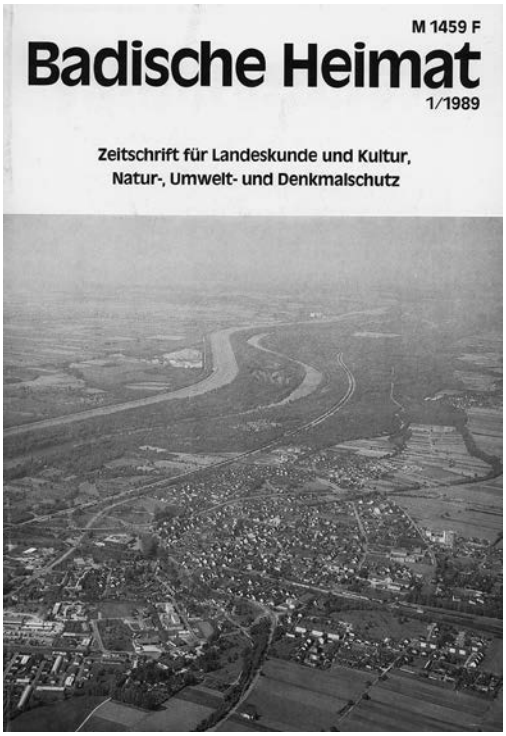
Aus der Tatsache der Mitgliederbeiträge und den Zuschüssen für die Hefte der Badische Heimat wird die Verpflichtung abgeleitet, „sowohl den Mitgliedern als auch allen übrigen Lesern unserer Zeitschriften durch vielseitige und breitgestreute Information zu dienen“.

Die Erwartungen an die Zeitschrift „Badische Heimat“ werden auf hohem Niveau angesetzt:

„Traditionsgemäß liegt auch heute noch das Schwergewicht der Vereinsarbeit bei der Herausgabe anspruchsvoller, qualifizierter Heimatliteratur.



Heft 1, 1976: Mit neuer Gestaltung des Titels



Heft 1, 1989: Erstes Heft mit neuem Schriftzug

Doch nicht nur Information, Aufklärung und Unterhaltung sind charakteristische Merkmale unserer Vereinszeitschriften (gemeint sind Badische Heimat und das Ekkhart-Jahrbuch), sondern auch sorgfältige redaktionelle Arbeit, der stete Dialog mit dem kritisch engagierten Lesepublikum unserer Mitglieder und vor allem das Bemühen um Wahrung und wenn möglich Steigerung des Niveaus der Vereinshefte sind ein besonders Anliegen des Vereins."

„Hauptanliegen unseres Landesvereins „Badische Heimat" ist und bleibt daher: mit unseren Vereinszeitschriften auf eine möglichst breite Bevölkerungsschicht in der denkbar weitesten Interpretation des Begriffes ‚Heimat' anregend, informierend, beratend und, wenn nötig, aufklärend einzuwirken"[14].

IX. Gesamtverzeichnis der vom Landesverein herausgegebene Schriften in den Heften 1971 bis 1976

Die von F. Laubenberger entwickelten Perspektiven – Auseinandersetzung mit den „Gegebenheiten und Erscheinungsformen der Zeit" und das Verfolgen „sich anbahnender Entwicklungen" wären geeignet gewesen, Landesverein und Zeitschrift in den 70er Jahren grundlegend zu verändern. Sind doch die 70er Jahre durch die Wiederentdeckung von Region und Dialekt, dem Regionalismus als politischem Programm, dem neuen Mundartbewusstsein eine Herausforderung für das bisherige Heimatverständnis. Sieht man die Hefte von 1970 bis 1979 durch, so zeigt sich, dass diese „Störpotentiale" vom Landesverein – und damit auch von der Zeitschrift – nicht wahrgenommen wurden. Landesverein und Zeitschrift behalten die bisherigen Schwerpunktsetzungen bei: Aufsätze zu Städten[15], Landschaften[16], Badische Porträts[17] und Gedenktage[18]. Anlässlich des 50. Jahrgangs (1970) wurde die Erarbeitung eines Verzeichnisses der vom Landesverein herausgegebenen Schriften beschlossen.

In Heft 4, 1971 erschien als reguläres Heft das „Autoren- und Personenverzeichnis", in Heft 1/1974 das „Geographische Verzeichnis" und in Heft 1/1976 das „Sachregister"[19]. Ab Heft 1, 1976 wird der bisherige Schriftzug geändert. Der Name „Badische Heimat" wird nun in ein Band versetzt.

Die achtziger Jahre: Die badische Heimat feiert ihr 75. Jubiläum und engagiert sich in der „Ständehausfrage"

Die achtziger Jahre waren für den Landesverein und seiner Publikation recht bewegte, aber fruchtbare Jahre. 1984 konnte die Badische Heimat Heimat ihr 75jähriges Bestehen feiern. Aus diesem Anlass gestaltete die Redaktion ein Jubiläumsheft (Heft 2, 54), der damalige Landesvorsitzende schrieb die Chronik des Landesvereins, die als Heft 3, 84 herauskam, Dr. Beuttenmüller erstellte ein Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge 1971 bis 1974 nach Mitarbeitern der Hefte, Personen und Orten (Heft 85, 3). In den Jahren 1987 und 1988 engagierte sich die Badische Heimat für die Bebauung und entsprechende Verwendung des Restgrundstücks des Ständehauses in Karlsruhe. Da die Redaktion der Auffassung war, dass es sich bei der „Ständehausfrage", um eine Frage handle, die ganz Baden tangiere, wurden die Leser nachhaltig über die Entwicklung der „Ständehausfrage" informiert[20].

Mit Heft 4/85 entschloss sich der Landesverein, das Jahrbuch „Ekkhart", das 1956 wieder eingeführt worden war, abzuschaffen und durch ein viertes Heft zu ersetzen[21]. Im Jahre 1982 bestellte der Landesverein einen neuen Schriftleiter, der mit Heft 1/83 seine Arbeit aufnahm.

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre und in der ersten Hälfte der 80er kam eine Diskussion des Heimat- und Regionalbegriffes in Gang. Bislang hatte sich die Badische Heimat an einer Diskussion der Revision des Heimatbegriffes nicht beteiligt. Das änderte sich seit 1983[22]. Zum 75. Jubiläum der Badische Heimat schrieb der Schriftleiter einen Aufsatz unter dem Titel „Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses" (Heft 2, 84), in dem versucht wurde, die Problematik nach dem aktuellen Stand der Diskussion aufzuarbeiten. Im Heft 4, 85 wurde der Blochsche Begriff von „Heimat" in die Diskussion miteinbezogen[23]. M. Ertz hat dann in einer dreiteiligen Serie Wort und Begriff Heimat analysiert[24]. Mit dem „neuen"

Heimatbegriff, Heimat als Lebensraum und nicht mehr als Rückzugsraum[25] wurde der Dialekt wiederentdeckt und zum Herzstück des Heimatbewusstseins. Die Hefte der Badischen Heimat haben mit Aufsätzen von Kurt Bräutigam und Karl Kurrus dieses Thema aufgegriffen[26].

Mit der Behandlung des neuen Heimatverständnisses und dem Dialekt als einem „kulturpolitischen Programm“ war die Badische Heimat nach einer gewissen Verspätung „auf der Höhe der Zeit“ angekommen. Zu Beginn der 80er Jahre haben die Verantwortlichen der Badischen Heimat begriffen, dass „die Suche nach Heimat sich erst einmal im Kopf“ abspielen muss. Über Heimat konnte man fortan nicht mehr ohne kritische Reflexion sprechen.

XI. „Liebe kleine Welt“ und große Geschichte

Zum 50. Jubiläum der badischen Heimat beschwor Karl Bader „das schöne fruchtbare Dasein in unserer lieben, kleinen Welt, die unsere ‚Badische Heimat‘ ist“. Zum 75jährigen Jubiläum hat der damalige Vorsitzende L.Vögely diesen Ausspruch trocken kommentiert:

„Schöner ist Heimatarbeit kaum beschrieben worden. Einerseits. Aber: ‚… schönes Dasein in unserer lieben, kleinen Weit?‘“

Was bei einer solchen Einstellung das Verhältnis zu den einschneidenden historischen Ereignissen betrifft, so hat der Vorsitzende mit Recht darauf hingewiesen, dass

„von dem 1918 erfolgten Kriegsende und dem Sturz der Monarchie in den Zeitschriften des Landesvereins Badische Heimat nichts“ zu lesen ist. „Nichts“.

Das gleiche gilt vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges:

„Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges findet in den Publikationen des Landesvereins keinerlei Erwähnung! Es findet sich weder ein Aufruf noch sonstige Aufsätze, die auf diese schicksalshafte Ereignis eingehen“[27].

So ist es geblieben. Auch Vögely zieht 1984 daraus keine Konsequenzen für die „Politik“

Heft 1, 1995: Erstes Heft mit farbigem Umschlag

Heft 4, 1995: Ab diesem Heft wurde das Titelbild durchgehend farbig gestaltet

des Landesvereins. Historische Ereignisse von zeitenwendender Relevanz finden in der Badischen Heimat keinen reflektierenden Niederschlag. Die 68er Studentenrevolte findet genauso wenig Erwähnung wie der Kampf um das Atomkraftwerk Wyhl.

Nach der politischen Manipulation von Heimat im Dritten Reich aber auch die „Umnutzung" von Heimat und Region als „Protestpotential" in den achtziger Jahren hätten uns endgültig belehren können, dass auch Heimat immer in einem gesellschaftlichen und politischen Kontext steht.

XII. Themenhefte und Kooperation 90er Jahre

In den neunziger Jahren wurden, einer Tendenz der Zeit folgend, verstärkt Themenhefte gestaltet. Natürlich hängen solche Themenhefte teilweise von der historischen „Jubiläumslage" ab. So wurde der „Revolution 1848/49 in Baden" ein ganzes Heft (3, 1997) gewidmet, selbstverständlich wurde das „Landesjubiläum" in Heft 3, 92 mit einigen kritischen Aufsätzen zum Thema gemacht. Dem „Landesmuseum für Technik in Mannheim" (Heft 3, 91) und der neuen „Stadtbibliothek im Ständehaus" (Heft 3, 93) wurde ein Heft gewidmet.

Mitte der 90er Jahre hat sich eine Kooperation der Badischen Heimat mit dem Stadtarchiv in Karlsruhe entwickelt. Die Badische Heimat druckte die Vorträge der Symposien zu „Kriegsende in badischen Städten" (Heft 2, 95) und die Dokumentation „Die Revolution in badischen Städten" (Heft 1, 98) ab.

XIII. Stadt und Region

In der Redaktion der Hefte, die badische Städte betreffen, wurde zunehmend die rein historische und kulturhistorische Betrachtungsweise durch eine realistische, den tatsächlichen Verhältnissen der Städte entsprechende ersetzt. Von Interesse sind heute Stadtplanung, Stadtmarketing, Gestaltung der Stadt als Lebensraum, Verhältnis der Stadt zur eigenen Geschichte und das Verhältnis von Stadt und Region[28]. Die Kriterien, in denen Städte in unseren Heften in Zukunft präsentiert werden, sollten von Aspekten des Lebensraumes und der Stadt als möglichem Heimatraum bestimmt sein. Es gibt auch Stimmen, die über Hefte, die sich vollständig einer Stadt widmen, nicht unbedingt begeistert sind. Wir glauben aber, dass Informationen unter einem bestimmten heimatlichen Aspekt durchaus wichtig sind. Einmal können diese Informationen das Zusammengehörigkeitsgefühl stärken und schließlich sollte es den Karlsruher interessieren, wie sich Mannheim entwickelt oder den Freiburger, wie sich Konstanz entwickelt[29]. Da Städte heute nur noch im Zusammenhang mit ihrer Region vorkommen, die Region der eigentliche Lebensraum ist, sollten in Zukunft mehr die Regionen berücksichtigt werden[30].

Der Natur- Umwelt- und Denkmalschutz zählt zu den ausgesprochenen Aufgaben des Landesvereins Badischen Heimat. Exemplarisch für die anderen Jahrgänge haben wir die Hefte der Jahre 1990 bis 1999 nach der Zahl der Aufsätze, die die einschlägigen Themen behandeln, durchforstet. Dem Thema Naturschutz wurde im Naturschutzjahr 1995 ein Sonderheft mit zwölf Aufsätzen gewidmet[31]. Ansonsten lassen sich etwa sechs weitere Aufsätze finden, die sich mit dem Thema beschäftigen[32]. Themen zum Denkmalschutz werden etwa mit 12 Aufsätzen bedacht. Die relativ spärliche Behandlung der Themen Natur-und Denkmalschutz hängt wohl damit zusammen, dass der Schutz von Natur und Denkmälern nur an konkreten Objekten jeweils vor Ort betrieben werden kann, also in die Kompetenz der Regionalgruppen fällt und vom Landesverein überregional gar nicht übernommen werden kann.

XIV. Aktuelle Informationen

Schon im Jahre 1986 (Heft 4) wies der Schriftleiter darauf hin, dass den Heften der Badischen Heimat mehr aktuelle Berichterstattung zu wünschen sei. „Eine vordringliche Aufgabe für die Hefte der ‚Badischen Heimat' in den nächsten Jahren wird es sein, regionale Ereignisse, Aktivitäten und Ausstellungen soweit sie Indikatoren für wichtige heimatgeschichtliche und heimatkundliche Entwicklungen sind, wenigstens ihren chronistischen Niederschlag in den Heften finden zu lassen."

Aktualität in einer periodisch erscheinenden Zeitschrift kann nur eine Aktualität unter einer bestimmten Perspektive meinen. Das Auswahlkriterium für eine solche Aktualität können nur regionalpolitische und kulturpolitische Entscheidungen und Veranstaltungen in der Region, die für nachhaltig gehalten werden, sein. Hier sind wir allerdings auf Vermutungen angewiesen. Genug, wenn damit dokumentiert wird, dass „wir etwas merken“, nämlich was vorgeht. Dass aktuellen Informationen in einer Heimatzeitschrift einen größeren Raum zugestanden wird, hängt auch mit der Veränderung des Heimatbegriffes zusammen. Wird Heimat nicht mehr rückwärtsgewandt, abgehoben und kompensatorisch gesehen, sondern als Gegenwart, Alltag und als Lebensraum, wird sich auch das Verhältnis zur Geschichte verändern. Geschichtliche Themen bleiben zwar auch in Zukunft ein unverzichtbarer Teil von Heimat und Region, aber wir werden Heimat nicht allein dem historischen Interesse überlassen dürfen[33].

Aus diesen Erwägungen heraus haben wir seit dem Heft 2, 2003 „Aktuelle Informationen“ als Teil der Zeitschrift eingeführt. Mit Heft 4/2004 ist der Informationsteil auf 18 Seiten angewachsen.

XV. Auf dem Weg zu einer Ausgewogenheit zwischen Geschichte und Aktualität (Hefte der Jahrgänge 2000–2004)

Die Hefte des 80. bis 84. Jahrganges (2000–2004) beschäftigten sich mit einer Vielfalt von Themen, die über das bloß Historische hinausgingen. Clemens Rehm untersuchte die „Erinnerung an die Badische Revolution“ (BH 2000, S. 163 ff.) und die Identifikationsmöglichkeiten und die „demokratische Aneignung von Geschichte“. Heft 4, 2000 stellte die Mundartdichter Uli Führe, Johannes Kaiser und Manfred Markus Jung vor (S. 650 ff.). Dem Motto folgend, „wer Heimat hat, hat auch Nachbarn“, wurde ein Themenheft der „Nachbarschaft am Oberrhein“ (BH 1, 2001) gewidmet. Die Ausstellung „Joseph Freiherr von Laßberg“ in der Badischen Landesbibliothek wurde im Heft 2, 2001 (S. 196 ff.) entsprechend gewürdigt. Heft 4, 2001 widmete sich der „Zeitgenössischen

Heft 3, 2000 (Hochrhein/Bodensee)

Heft 4, 2001 (Majolika)

Kunst im Innenstadtraum“ (S. 641 ff.) und dem hundertjährigen Bestehen der Majolika-Manufaktur (S. 665 ff). Gerhard Kabierske stellte im selben Heft die Geschichte des Hallenbaus der ehemaligen Munitionsfabrik in Karlsruhe dar (S. 678 ff.). Das Heft zum Landesjubiläum (BH 1, 2002) beschäftigte sich mit den Regierungspräsidien als „wichtigen Vertreter regionaler Interessen“ (S. 8 ff.). W. Linder-Beroud beschäftigte sich mit der Frage „Ein neues Land – ein neues Lied“ (S. 95 ff.). Die Publikation „Kontrapunkt Baden-Württemberg“ (S. 116) wurde kritisch unter die Lupe genommen. Das Bauvorhaben des Bundesverfassungsgerichtes im Botanischen Garten in Karlsruhe wurde im Sinne der Information im Heft 3, 2003 thematisiert (S. 473 ff.). Publikationen, Leitartikel und Statements zum Landesjubiläum wurden den Lesern vorgestellt (S. 462 ff.). Die Zeitschrift „In Baden-Württemberg“ (vormals „Baden“, „Welt am Oberrhein“, „Baden-Württemberg“) stellte Erscheinen nach dem 49. Jahrgang ein. Die Badische Heimat gab in Heft 1, 2003 einen Überblick über die Geschichte der traditionsreichen Kulturzeitschrift (S. 153 ff.). Natürlich wurde der „Säkularisation im deutschen Südwesten“ ein Themenheft gewidmet (BH 2, 2003). Die Ausstellungen „Kirchengut in Fürstenhand“ in Bruchsal und die Landesausstellung in Schussenried „Alte Klöster – Neue Herren“ fanden im Heft die entsprechende Würdigung. Heft 4, 2003 wurden mehrere Aufsätze dem 100jährigen Jubiläum der Philipp-Melanchthon-Gedächtnisstätte in Bretten gewidmet (S. 573 ff.). Der ökumenische Kirchenbau in Freiburg-Rieselfeld und das restaurierte Tympanon der Portalhalle des Münsters wurden in Heft 4, 2004 vorgestellt.

Landschaften und Städten wurden im angegebenen Zeitraum nur sechs Hefte oder Themenschwerpunkte zugestanden: Hochrhein/Bodensee (BH 3, 2000), Bruchsal (BH 2, 2002), Lörrach (BH 4, 2002), Mannheim (BH 3, 2003), Offenburg (BH 2, 2004) und Meßkirch (BH 4, 2004).

Die Beispiele mögen zeigen, dass die Badische Heimat bestrebt ist, in Ihren Heften stufenweise ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Geschichte und Aktualität herzustellen.

Heft 1, 2002 (Wappen)

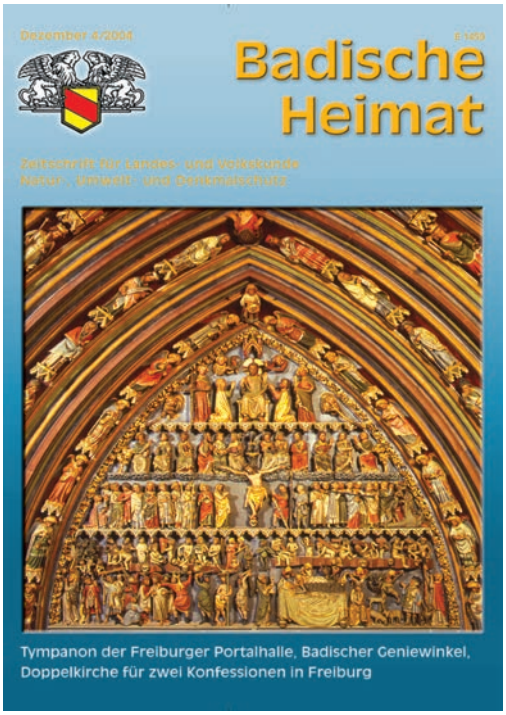
Heft 2, 2002

XVI. Heimat, Region als kultureller Zusammenhang

Badische Heimat 2010

Von der Notwendigkeit, in der Vierteljahresschrift aktuellen Entwicklungen und ihrer kritischen Kommentierung mehr Raum zu gewähren, wurde bereits gesprochen. Die geforderte Aktualität kann aber in einem Periodikum keine beliebige, „journalistische“ – jour par jour – sein, sondern muss sich auf das Grundsätzliche beschränken. Manfred Bosch hat in einem unserer Hefte umrissen, was unter einer solchen Aktualität zu verstehen sei, nämlich „ein Forum, das wichtige Analysen und Diagnosen, beispielhafte Projekte und Modelle, interessante Entwicklungen über die Grenzen der einzelnen Orte oder Teilräume hinaus kommuniziert“ (BH 2, 2000). Dieses Verständnis von Aktualität lässt sich auch mit dem Namen „Kulturarbeit“ umschreiben. Da diese Kulturarbeit im Falle von Heimat aber an einen genau umrissenen Raum (geographisch, geschichtlich, landsmannschaftlich) gebunden ist, möchte ich die „Kulturarbeit“, die ein Verein wie die Badische Heimat leisten kann, auf die „regionale Kultur“ oder regionale Kulturen beschränkt wissen. Regionale Kulturarbeit nimmt Heimat als einen kulturellen Zusammenhang wahr, in diesen Zusammenhang gehören Alltag, Lebensart, Sprache, Geschichte, Rituale, Landschaft u. v. m. Das neue und andere Verständnis von Heimat, Heimat als konkreter Lebensraum, hat auch einen erweiterten Kulturbegriff zur Folge. Adolf Schmid hat unter dem Begriff „Kulturlobby“[34] umrissen, welche übergeordneten kritischen Anforderungen er an eine solche Kulturarbeit stellt. Sie richtet sich vor allem gegen „fragwürdige Gleichheit, Oberflächlichkeit, Unverbindlichkeit, Beliebigkeit“ gegen „den Ungeist rein utilitaristischen Denkens“ und die „Verkürzung der Politik auf Sozial- und Wirtschaftsbereiche“ (BH 3, 2004, S. 447). Sieht man den Schwerpunkt der zukünftigen Arbeit des Landesvereins und seiner Zeitschrift in der Kulturarbeit, so gibt es, wie der Landesvorsitzende betonte „viel zu tun“. Dass aber die Herausgabe der Zeitschrift Badische Heimat über einen so langen Zeitraum von fünfundachtzig Jahren möglich war, stellt eine Leistung dar, auf die der Verein und seine Mitglieder, die sie möglich gemacht haben, stolz sein können.

Heft 1, 2003 (Spiegelung ZKM)



Heft 4, 2004

Anmerkungen

1 Programmatische Äußerungen der Vorsitzenden und anderer:
Rudi Keller, Besinnung auf das Erbe, BH 1/2, 1950, S. 4;
Eugen Fischer, Fünfzig Jahre Landesverein Badische Heimat, BH 2/3, 1959, S. 98;
Siegfried Bader, Die Badische Heimat und der badische Staat, BH 4, 1959;
Franz Laubenberger, Jahresversammlung 15.–17. Juni 1968 in Lahr, BH 3, 1968;
Ludwig Vögely, Gedanken über 75 Jahre „Badische Heimat", BH 2, 1984, S. 407;
Ludwig Vögely, Das alte Freiheitsland Baden – großartige Mitgift Baden-Württembergs, BH 3, 1992, 351;
Helmut Engler, Ein festes Band umschließt Baden, BH 3, 1994, S. 317;
Adolf Schmid, Verwurzelt – dialogfähig – weltoffen, BH 3, 1998, S. 319;
Helmut Engler, Badische Identität, BH 4, 1999, S. 714.

2 Hermann Schwarzweber schrieb zu dem Titel in dem Aufsatz „Fünfzig Jahre ‚Badische Heimat'" in der Festschrift zu Eberhard Knittels 60. Geburtstag: „Während die mehr volkstümliche und leicht verständlich gehalten Zeitschrift ‚Mein Heimatland' in den achtundzwanzig Jahren ihres Bestehens trotz alle Entwicklungsstufen sich doch gleich geblieben war, hat ihre wissenschaftliche Schwester ‚Badische Heimat' eine ganz andere, überraschende Entwicklung genommen. Von Anfang an unter der Redaktion des geradezu tatendurstigen und optimistischen Max Wingenroth hat sie nach den ersten tastenden Versuchen mit dem Jahresheft 1921 einen Schritt zur regionalen Monographie unternommen. Die Zeitschrift behandelte nun im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnten fast jede Landschaft unseres Badenerlandes in einer geschlossenen Sonderdarstellung … Unter dem Titel ‚Oberrheinische Landschaft' wurden 1940 das Elsaß und 1941 der Breisgau behandelt" (1959, S. 79).

3 BH 1/2, 1950, S. 2.

4 Aus heutiger Sicht wäre der Name „Badische Regionen am Rhein" wohl angemessener. So lautet der Titel des Buches von Paul-Ludwig Weinacht, herausgegeben zu „50 Jahren Baden in Baden-Württemberg – Eine Bilanz", 202.

5 In den Heften 1950–1959 wurden thematisiert: Karlsruhe, BH 2, 55; 500 Jahre Universität Heidelberg, BH 1, 57, Mannheim 273, 57; „75 Jahre Stadt Lörrach", BH 1, 58; Freiburg, BH 4, 59. Landschaften: Land am Hochrhein, BH 2, 53; Markgräflerland, BH 3, 55; Hegau-Bodensee, BH 3, 58; Unser Rhein, BH 4, 56.

6 Begonnen wurde die Serie mit Heft „Mein Heimatland", Badische Köpfe I Heft 5/6, 1935 bis zu MH, Badische Köpfe IV, Heft 3/4, 1938. Heft 3/1942 setzt denn die Reihe fort als „Oberrheinische Köpfe". Nach Wiederveröffentlichung der Hefte ab 1950 wird die Serie Badische Köpfe fortgesetzt in BH 2/3, 52; BH 1, 53; BH 1, 55; BH 1, 59. In den sechziger Jahren in Heften: BH 3/4, 64; BH 1/2, 67; 1/2, 86 (Lahrer Köpfe); BH 3, 68.

7 Siegfried Baader, Die Badische Heimat und der badische Staat, Festvortrag am 18. Oktober 1959 zum 50 jährigen Jubiläum der Badischen Heimat, BH 4, 59.
In „Gedanken über 75 Jahre Landesverein Badische Heimat" im Jahre 1984 kommt der damalige Vorsitzende L. Vögely auf die Rede Baaders zurück. Den Satz Baaders von „dem schönen und fruchtbaren Dasein in unserer lieben, kleinen Heimat" versieht er jedoch mit einem Fragezeichen.

8 Schwarzwald, BH 3/4, 60; Bodensee und Hochrhein, BH 2/3, 60; Bäder in Baden, BH 3/4, 62; Überlingen und Bodensee, BH 1/2, 66; Frankenland, BH 1/2, 63; Heidelberg, BH 1/2, 65; 275 Jahre Karlsruhe, BH 1/2, 65.

9 Badische Köpfe, BH 3/4, 64 und BH 2, 69.

10 Glattacker berichtet im Heft: „Ich betrachte dieses farbige Hebelbild als das Schönste meiner Bilder zu Hebel" („Mein Weg zu Johann Peter Hebel", BH 1/2, 60, S. 193). Es ist für uns heute auch schwer verständlich, dass am Anfang und am Ende des Heftes Gedichte von Hermann Burte gesetzt wurden. Das Heft schließt mit einem Bild Burtes auf dem Totenbett und einem Gedicht von Hubert Baum, „An Burte". „Nach dem Krieg wurde Burte unter völliger Ausblendung seiner nationalsozialistischen Engagements … in seiner süddeutschen Heimat als Schöpfer alemannischer Mundartdichtung geschätzt" (Autoren und Werke deutscher Sprache, W. Killy (Hg.) Bd. 2, 1989.
Diese Tendenz zeigt sich noch 1966 in Hubert Baums „Alemanne-Wort. Sonettenkranz in Akrostichen", der es im biographischen Abriss mit keinem Wort für nötig hält, auf Burtes nationalsozialistische Aktivitäten hinzuweisen. Stattdessen schließt er den Abriss mit einem Zitat Paul Schaffners: „Wenn Burte nichts als den Band ‚Madlee' sein eigen nennen würde, dieser müßte nach Hebels Gedichten als höchste Offenbarung alemannischer Volksseele bestehen" (S. 44).

11 Eine Würdigung der Tätigkeit Bozenhardts (1903–1988) als Schriftleiter der Badischen Heimat findet sich in BH 3, 1988, S. 499.

12 H. Schwarzweber, Landesversammlung in Baden-Baden, 25.–27. September 1954, BH 4, 54, S. 325

13 Die Selbstbeschränkung auf kulturelle Aktivitäten scheint dem Vorsitzenden notwendig, damit das Wort „badisch" keine wieder aufzuwärmende, „politische Forderung" anzeigt. Vielmehr verweist das Wort „badisch" auf „die unbestrittene ethnisch-historisch-geographisch begründete Legitimation und Verpflichtung zu kultureller Betätigung innerhalb jenes Teilbereichs des heutigen Bundeslandes, der in dem offiziellen Ländernamen Baden-Württemberg als existent ausgewiesen ist" (S. 521).

14 Franz Laubenberger, 70 Jahre Landesverein Badische Heimat. Rückschau und Ausblick. Heft 3/79, S. 521 ff.

15 Städte: Zähringerstädte, BH 1, 1970; Goldstadt Pforzheim, BH 2/3, 1970; Bruchsal, BH 3, 1975; Waldshut, BH 3, 1977; Mannheim, BH 1, 1978; Schwetzingen, BH 3, 1979.

16 Landschaften: Kaiserstuhl, BH 1/2, 1971; Kraichgau, BH 3/1972.

17 Badische Porträts Heft 3/1973; Badische Porträts Heft 1/1977.

18 Gedenktage der „badischen Penaten" wie V. v. Scheffel, E. Gött, J. P. Hebel u. a.

19 Autoren- und Personenverzeichnis bearbeitet von Otto Beuttenmüller, BH 4, 1971;

Gesamtverzeichnis der Reihen:
Badische Heimat, Jahrgang 1–28, 1914–1941;
Mein Heimatland, Jahrgang 1–29, 1914–1942;
Badische Heimat, Jahrgang 30–50, 1950–1970;
Ekkhart Jahrbuch 1920–1943, 1956–1971;
Geographisches Verzeichnis, bearbeitet von Otto Beuttenmüller, BH 1, 1974.

20 Heinrich Hauß, Zu diesem Heft. 930 Quadratmeter Restgeschichte, BH 1, 87, S. 3;
Emil Wachter, Denkmal für Demokratie gehört nach Karlsruhe, BH 1/87, S. 9;
Ludwig Vögely, Aus der Geschichte des Ständehauses, BH 1, 87, S. 9;
Baden seine Residenz und sein Parlament. Ein Streifzug. BH 4, 87;
I. Hans G. Zier, Das Land, S. 528;
II. Ernst Bräunche, Die Stadt, S. 529;
III. Haehling von Lanzenauer, Verfassungsgeschichte im Ständehaus, S. 531;
IV. Heinrich Hauß, Ständehaus – Volksvertretung, S. 533;
V. Gerhard Everke, Das Karlsruher Ständehaus. Erstes deutsches Parlament, S. 537;
Heinrich Hauß, Die Fortschreibung der Ständehausfrage, S. 540;
Gerhard Everke, Wissenschaftler warnt vor „Kulissenbau“, BH 1/88, S. 156;
Wolfgang Leiser, Badens Weg zur Demokratie 1818–1919, BH 1/88;
Heinrich Hauß, C'est une proposition, Mr. Späth, Ministre Président, BH 1/88, S. 161;
Heinrich Hauß, Haus des Parlamentarismus, BH 1/88, S. 166;
Udo Theobald vom Regierungspräsidium Karlsruhe hat in einer Dokumentation „Ständehaus Was nun?“ die Aufsätze und Presseberichte gesammelt.

21 Im Jahre 1922 wurde der „Ekkhart“ als drittes Veröffentlichungsorgan neben „Mein Heimatland“ und „Badische Heimat“ den Veröffentlichungen des Landesvereins hinzugefügt. Der letzte Ekkhart im Kriege erschien 1942.
Das Kalendarium war inzwischen unstimmig geworden, eine Korrektur war kaum denkbar. Auch wurde das Jahrbuch als unzeitgemäß empfunden.

22 Begonnen wurde mit einer Serie „Der Begriff Heimat“ in progressiver Definition in den Heften 1, 83, 2, 83 und 3, 83.

23 Heinrich Hauß, „Höchstversuchter Füllebegriff“, Heimat als Kategorie und Prinzip, BH Heft 4/85, S. 715.

24 Michael Ertz, Zum Verständnis des Wortes und Begriffes Heimat in BH 4, 87, I. Teil S. 603; BH 1, 88, II. Teil S. 172; BH 3, 88, III. Teil, S. 481.

25 „Der neue Heimatbegriff ist nicht mehr kompensatorisch. Mit dem neuen Heimatbegriff wird Heimat als Bereich realer Lebenswelt beansprucht. Gegen die Komplexität, und das heißt oft Undurchschaubarkeit gesellschaftlicher Zustände, wird Heimat als Nahwelt gefordert. Man wendet sich gegen die beschleunigte Veränderung der gewohnten Umwelt, das heißt, gegen den Verlust alltäglicher Lebenswelt“. Rainer Piepmeier, Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs, in: Heimat. Analysen, Themen Perspektiven. Hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung Bd. 294/I. Gesamtkonzeption Willi-Cremer, Ansgar Klein, Bonn 1990. S. 91–108.

26 Kurt Bräutigam. Wie ist das mit der Mundart? BH 2/83, S. 315;
Karl Kurrus, Unsri Allemannesprooch un ihri alte Hüeter, BH, 2/83, S. 325.

27 Ludwig Vögely, Gedanken über 75 Jahre Landesverein „Badische Heimat“, Heft 2/1984, S. 409 und 411. Den fehlenden historischen Bezug der Publikation versucht sich der Autor so zu erklären: „Wie ist das zu erklären? Vermutlich nur damit, dass der Vorstand tief betroffen war, dass er ahnte, was auf Land und Leute zukommen würde. Den Krieg zu verherrlichen, das vermochte er nicht. Lieber schwieg er.“

28 Beispiele finden sich in folgenden Heften:
BH 1/90: Ulrich Braun, Perspektiven der Stadtplanung, S. 19;
BH 2/90: Gerhard Seiler, Von der Residenz zur Technologieregion, S. 181;
BH 1/93: Andreas Falk, Schloß und Schloßgarten Schwetzingen im Spannungsfeld zwischen Denkmal- und Naturschutz, S. 42;
BH 3/86: Joachim R. Schultis, Siedlungsentwicklung und Wohnungsbau, S. 381.

29 Erstmals in Heft 2, 1990 (275 Jahre Karlsruhe), dann Heft 4, 94 und Heft 1, 95.

30 Das ist leichter gesagt als getan. Da die Städte heute in einem harten Konkurrenzkampf stehen, „vereinnahmen“ sie zwar gerne die Region für ihre Zwecke – als Erholungs und Erlebniswert – sind aber nicht geneigt, mit städtischen Mitteln auch für die Region zu werben.

31 Unter anderem Aufsätze zu den Themen:
Naturschutzpolitik in Baden-Württemberg, BH 1/95; Naturschutz im Regierungsbezirk Karlsruhe im Naturschutzjahr, BH 1/95; Das Wollmatinger Ried bei Konstanz BH 1/95; Naturschutz – wie begründen, wie argumentieren? BH 1/95.

32 Unter anderem Aufsätze zu den Themen:
Naturschutz am Bodensee, BH 2/91, S. 211; Die Walderholung in Baden-Württemberg, BH 2/93, S. 163; Die „Lappen“ bei Walldürn – wertvolles Biotop für den Vogelzug, BH 1/94, S. 153.

33 „Hierzuland“, das Organ des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden/Regierungspräsidium Karlsruhe, hat seit dem ersten Heft 1986 einen Teil der Zeitschrift „Aktuellen Informationen“ gewidmet. Sie befassen sich mit „Veranstaltungen, Aktionen und Entwicklungen im Bereich der Vereine, die sich kulturpolitischen Aufgaben widmen“ (Impressum). Die Sparte umfasst Themen wie landauf-landab; Mundart, Museen, Ausstellungen. Bücher, Aus der Nachbarschaft, Heimattelegramm, Arbeitskreis. Bei 80 bis 96 Seiten pro Heft werden im Durchschnitt 6 bis 9 Themen historischer Art abgehandelt.

34 Schmid versteht unter „Kulturlobby“ die „Interessenvertretung aller künstlerischen Kräfte in Literatur, Theater, Musik, aller Formen der Bildenden Kunst“ u. s. w. Archive, Museen und Denkmalpflege sind in die Kulturlobby miteingeschlossen. Schmid sieht in der „Kulturlobby“ die „besondere und vornehme Aufgabe“ des Landesvereins (BH 4, 2004).

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Franz Hilger

Durch die Kaiserin Maria Theresia verbannt

Auf Anordnung der österreichischen Kaiserin Maria Theresia wurden im Jahre 1755 viele Bauern aus dem Hotzenwald samt ihren Familienangehörigen ins Banat verbannt.

Zwischen dem Kloster St. Blasien und den Bauern des Hotzenwaldes kam es viele Jahrhunderte zu Spannungen. Die Männer und Frauen der abgelegenen Schwarzwaldregion kämpften unerbittlich für ihre Rechte, für die Selbständigkeit und die Abschaffung der Leibeigenschaft. Schon im Jahre 1525 wurde das Kloster von aufständischen Bauern zerstört. Abt Caspar I. berichtet in seinem Liber originum, wie die Bauern die Stephanskirche plünderten, die Fenster im alten und neuen Münster, den Fronaltar und das Sakramentshäuschen, die Orgel und die Orgel im Chor und die Glocken zerschlugen. „Die köstlich und hupsch Libery so uff dem Creutzgang stund war mit Büchern und aller Zierd zu grund gericht“. Sechs Tag tobten die Bauern in St. Blasien. Nach ihrem Rückzug konnte man bis zu den Knien in Papierfetzen waten, so berichtete der bläsische Schulmeister Andreas Letsch. Der Bestand des Archivs wurde noch rechtzeitig in die Schweiz in Sicherheit gebracht. Der Ritter Christian Fuchs zu Fuchsberg erhielt von der Regierung den Auftrag in den Schwarzwald zu reiten um dort mit seinen Soldaten für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Der Anführer der Bauern, Kuntz Jehle aus Niedermühle, der sich stets um eine friedliche Lösung bemühte und die Bauern bat die Würde des Gotteshauses zu achten, wurde von den Truppen festgenommen und ließen ihn ohne gerichtlichen Beschluss oberhalb von Waldshut aufhängen. Die rebellierenden Bauern wurden von den Truppen zur Huldigung gezwungen und als Schadenersatz mussten sie eine bestimmte Summe Geld bezahlen. Der Abt des Klosters hoffte, dass damit der Frieden im Land wieder hergestellt ist. An Weihnachten zelebrierte der Abt in der Waldshuter Stadtkirche einen Dankgottesdienst.

Die Maßnahme der österreichischen Regierung sollten die Bauern vom Wald einschüchtern und ihnen klar machen, dass die Truppen ohne Rücksicht gegen sie durchgreifen. Aber die schwarzwälder Bauern ließen sich nicht abschrecken.

Bald darauf war eine Hand des getöteten Bauernführers an der Klosterpforte angenagelt und darunter war zu lesen „diese Hand wird sich rächen“. Am 11. April 1526 wurde das Kloster von den Bauern gestürmt und durch eine Feuersbrunst zerstört. Es „verbrennt alles das was die Steina das Wasser abscheidt auch das Lavathaus so veruß stand, auch die Kuchin und St. Benedictcapell“, also alles was östlich der Steina stand, dazu gehörte die Hofküche, das Wachhaus und Bendiktskapelle. Die Mönche errichteten für sich notdürftige Unterkünfte. Es verging einige Jahre bis Kirche und Kloster wieder aufgebaut waren „1527 fieng man zu rumen an und zu buwen und buwett das huß zu hoff … das man desselbigen jars einzoch und darinne das winterläger hatt“ 1532 stirbt Abt Johannes, sein Nachfolger Abt Gallus konnte 1537 mit seinen Mönchen in das wiedererstellte Kloster einziehen. Die Bauern wurden bestraft, aber schon bald erhielten sie von König Ferdinand I. eine Reihe vom Rechten wieder zurück „damit sie desto lieber beim Hause Österreich verbleiben“.

Einige Jahre war es dann ruhiger im Hotzenwald. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde das Hochrheintal Durchzugsgebiet, viele Truppen marschierten durch das Land, dabei kam es auch zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Inzwischen sind die freien Bauern des Hotzenwaldes immer mehr in die

Hotzenbauer
Stich von Gränichen 1783 aus „Hochrhein und Hotzenwald“ 1932

Abhängigkeit von ihren Grundherren geraten. Die Leute aus dem Wald haben sich wieder zusammengetan um gemeinsam für Recht und Freiheit zu kämpfen.

Bei einem Dingericht des Klosters St. Blasien am 4. Mai 1718 erhob Johann Fridolin Albiez schwere Vorwürfe gegen die Mönche des Konvents, er wandte sich gegen die Anerkennung der Leibeigenschaft und der damit verbundenen Abgaben. Der Hotzenwälder Bauer Fridiolin Albiez war noch Salpetersieder und Salpeterhändler, darum wurde er der Salpetererhans genannt. Er verstand es, die Mehrheit der Hotzenwälder Bauern für sich und seine Vorstellungen von Recht und Freiheit zu gewinnen. Bald nannte sich die ganze Bewegung Salpeterer und sie alle waren bereit, ihre Freiheit mit „Gut und Blut“ zu verteidigen.

Der Salpetererhans reiste gar unter schwierigsten Umständen nach Wien, um am kaiserlichen Hof die Klagen der Hotzenwälder Bauern vorzubringen. Er wurde angehört, aber dann an die Regierung in Freiburg verwiesen. In der Breisgaustadt aber wurde der Führer der Bauernschaft durch Verhaftung zum Schweigen gebracht und ins Gefängnis gesteckt. Es gelang ihm aber, Briefe an seine Freunde aus dem Gefängnis zu schmuggeln, er bat sie, nicht aufzugeben. Am 29. September 1727 stirbt der Salpetererhans im Gefängnis. Dies war ein weiterer Grund, für seine Freunde gegen das Kloster und die Regierung vorzugehen. Im Jahre 1727 bekam das Kloster einen neuen Abt, es war Franz II. Schächtelin aus Freiburg. Er war entschlossen, entschiedener wie sein Vorgänger Blasius III. gegen die Salpeterer vorzugehen. Ein Vetter von ihm, der auch der Klostergemeinschaft angehörte, der 33-jährige Pater Marquart Herrgott, reiste auf seine Bitte hin als Gesandter nach Wien, um dort am kaiserlichen Hof die Belange des Klosters zu vertreten. Pater Marquart Herrgott fand dort bei Hof nicht nur Freunde, es gab auch welche, die Verständnis für die Belange der schwarzwälder Bauern zeigten. Er schreibt in seinem Tagebuch „Bei der Ankunft in Wien sah ich nichts als wunderliche Gesichter und schlechte Hilfserbiethung … wenn ich daran denke, gehet mir ein Stich in das Herz, grauset und schauert mir in meinem Gemüt“. Die ersten Wochen hatte es der Vertreter aus dem im Schwarzwald gelegenen Kloster recht schwer.

Trotz Sympathien in Wien führte die vorderösterreichische Regierung weiter einen Kampf gegen die Salpeterer. Am 15. April 1730 wurden die Haupträdelsführer verurteilt. Einige wurden in die Verbannung geschickt, andere erhielten Festungshaft oder mussten Zwangsarbeit leisten. Acht Jahre danach erkennen die Regierung und die Vertreter des Klosters, dass sie nachgeben und den Bauern eine für beide Seiten akzeptable Vereinbarung vorlegen müssen. Auch der sanktblasianische Vertreter in Wien hat sich dafür ausgesprochen. St. Blasien verzichtet auf die Leibeigenschaft, und die Bauern zahlen eine Entschädigung. Einige überwältigende Mehrheit der Bauern waren in einer Abstimmung für dieses Abkommen. Doch die radikale Minderheit zeigte sich nicht einverstanden und kämpfte fortan nicht nur gegen die Regierung sondern auch gegen die sogenannten Ruhigen,

den Bauern, die dem Abkommen ihre Stimme gaben. Der Hotzenwald kommt nicht zur Ruhe. Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen und immer wieder wurden Mitglieder der aufständischen Gruppe verhaftet. Im Sommer 1753 erreichte die Bauern die Nachricht, dass der Eggbauer Johannes Thoma, einer der Unruhigen, im fernen Osten als Gefangener gestorben ist. Dies war ein erneuter Grund, einen Vergeltungsschlag zu planen. Als es immer noch keine Ruhe gab und die Regierung Mitteilungen von Anschlägen erhielt, hat Kaiserin Maria Theresia die Verbannung der aufständischen Bauern angeordnet. Im 9. Oktober 1755 bekamen die Soldaten den Befehl, in die Hotzenwälder Ortschaften zu ziehen und die Rädelsführer zu verhaften. Es waren 27 Männer, die da abgeführt wurden. Einige Tage haben die Soldaten zwanzig Ehefrauen, 34 Söhne und 31 Töchter mit dem nötigen Gepäck nach Waldshut gebracht. Zwei der Ehefrauen haben von der Erstürmung erfahren und sind abgehauen, eine war zu dem Zeitpunkt krank und eine war kurz vor der Geburt eines Kindes, sie entgingen der Verhaftung. Am 14. Oktober wurden den Männern und den Frauen im Hof des Waldvogteigebäudes in Waldshut das kaiserliche Urteil verlesen. Hier heißt es: „Ihro kaiserliche und königliche Majestät haben … dero Allerhöchsten Ausspruch dahin gefasset, dass die übrigen in den ehvorigen Landesurnruhen noch verschuldeten Hauensteinischen Untertanen … (nun folgen die Namen der Salpeterer und es wurde noch angeführt aus welcher Gemeinde sie kamen) … weil sie auf ihrem grundlosen Salpetererhandel und in diesen bestehenden vermeintlichen Landesrechten und Freiheiten, welche in sich ein pures Nichts sind und nur beständig Unruhen im Land Anlass geben, noch hartnäckigerweise beharren … zur vollverdienten Straf und damit in dem Land der Gott dem Allmächtigen gefällige Fried und Einigkeit, auch der Ihre kaiserliche Majestät als allerhöchsten Erblandsfürsten schuldige Gehorsam wieder hergestellt und fortgepflanzt werde, mit ihren Weibern und Kindern zur Emigration aus dem Land angehalten …“

Es wurde den Verhafteten mitgeteilt, dass sie das Land verlassen müssen und nie mehr in

Hotz mit Gupfenhut Bild aus der Historia Silvae nigrae 1788

das Haueinsteinische zurückkehren dürfen. Ihre Häuser, Güter und Fahrnisse, die sie nicht mitnehmen können, werden verkauft und der Erlös nach Abzug der Kosten ihnen in der neuen Heimat ausbezahlt. Umgehend wurden die Vorbereitungen zur Abfahrt eingeleitet. Der Vogt vom Dogern, Johannes Baptist Tröndle, hatte sich um Bereitstellung vom Wagen bemüht. Es standen sieben Wagen mit einfachen Bretterbänken zur Verfügung. Die Rädelsführer wurden in Ketten gelegt. Der Transportkommissär Johann Kasper Albrecht, der als Soldat schon bei mehreren Auseinandersetzungen mit den Salpeterern mit dabei war und mit dem Umgang mit diesen Leuten seine Erfahrungen hatte, erhielt 5000 Gulden, um damit die anfallenden Kosten während der langen Reise ins Banat zu begleichen. Die Verbannten wurden streng von Soldaten bewacht. Verschiedene an der Fahrtroute liegenden Gemeinden erhielten den Auftrag bei der Ankunft der Salpeterer diese zu verköstigen. Wie lange die Fahrt dauerte, ist nicht aufgezeichnet. Sechs Kinder und ein Mann sind auf der Reise gestorben. Bei der

Ankunft im Banat lag ein genauer Plan vor, in welche verschiedenen Gemeinden die Leute verteilt wurden, „damit von solchen, beysammenbleibend, dortlandes keine Unruhe erwecket werde.“ Die Banater Landesadminstration erhielt den Auftrag, „ihnen Häuser zu erbauen, die Feldfrüchte anbauen zu lassen, überhaupt dieselben mit Güte, allenfalls mit Schärfe zur Arbeit anzuhalten“.

Die Hotzenwälder haben alles versucht wieder in die Heimat zurückzukehren, doch die Regierung hat dieses nicht erlaubt. Die Administration berichtete, „dass viele sotaner Emingranten ein sehnliches Verlangen nach ihrem Vaterland bezeigen, es stehe zu besorgen, dass selbe sich durch die Flucht helfen dürften.“ Es wurden daher Aufzeichnungen mit Angaben über deren Statur, Gesichtsbildung, Kleidung und Alter der Männer gemacht, „dass die bei Fluchtversuchen Ertappten handhaft gemacht und in Eisen geschlossen werden sollten.“

Anschrift des Autors:
Franz Hilger
Krozinger Straße 27
79292 Pfaffenweiler

Franz Hilger

20 Jahre Partnerschaft Pfaffenweiler – Jasper

Die Winzergemeinde Pfaffenweiler, zehn Kilometer südlich von Freiburg gelegen, pflegt seit zwanzig Jahren eine sehr lebendige Partnerschaft mit der Industriestadt Jasper im amerikanischen Staat Indiana. Im August 2005 wird das Jubiläum mit einem großen Fest bei den Freunden in USA gefeiert. Oft wird gefragt, wie es zu den Kontakten gekommen sei und warum diese Partnerschaft nunmehr schon so lange Bestand habe, schließlich ist doch die Distanz zwischen den beiden Gemeinden recht groß, und die Gemeinden sind auch recht unterschiedlich strukturiert. Da ist die traditionsreiche Weinbaugemeinde im südlichen Breisgau mit gerade mal 2600 Einwohnern und auf der anderen Seite die fast fünfmal so große Stadt Jasper im Süden von Indiana mit seinen vielen Holz verarbeitenden Betrieben.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte in unserem Land eine große Not, viele Menschen hatten keine Arbeit und somit auch kein Einkommen. Im Winzerdorf Pfaffenweiler kam noch hinzu, dass durch einige aufeinander folgende Missernten die Winzer keinen Verdienst hatten. Es waren noch andere Umstände, die zur Verarmung der Menschen führten. Da gab es zu jener Zeit die so genannte Realteilung. Beim Tod eines Hofbesitzers wurden die vorhandenen Liegenschaften unter den Nachkommen gleichmäßig verteilt. Dadurch wurden die Grundstücke immer kleiner, das führte dazu, dass diese für einen landwirtschaftlichen Betrieb zu klein waren. Auch wurde im 19. Jahrhundert ein starker Geburtenanstieg registriert. Um die Not der Bürger zu lindern, musste die Gemeinde einige Maßnahmen treffen. In einer von der Gemeinde eingerichteten Küche konnten die Dorfarmen einmal am Tage Suppe essen. Die Menschen, die noch Geld verdienten, wurden auf Anordnung des Bezirksamts Staufen verpflichtet, Kinder von armen Mitbewohnern zu verköstigen. Kam es zu einem Krankheitsfall bei den Armen, musste die Gemeinde die Kosten für den Arzt und die Medikamente übernehmen. Dies war aber nicht nur eine vorübergehende Angelegenheit, es zog sich über Jahre hin. Von Amerika kam die Botschaft, dass dort für Deutsche Siedlungsgebiete

ausgewiesen seien. In Pfaffenweiler wurde alles getan, um die verarmten Menschen nach dem fernen Land abzuschieben, die Menschen selbst sahen die Auswanderung als die einzige Chance für ihr weiteres Leben. Die Gemeinde übernahm für einige die Reisekosten über das große Meer, dies war letztendlich billiger, als solche Leute über Jahre ernähren zu müssen. Viele der Auswanderungswilligen verkauften ihre Häuser und ihre Reben, um damit die Reise zu finanzieren und auch ein wenig Geld zu haben, um in dem Siedlungsgebiet sich eine Wohnung zu bauen und einzurichten. So kam es, dass im 19. Jahrhundert viele Bürger der Winzergemeinde Pfaffenweiler nach Amerika auswanderten. Der damalige Pfarrer der

Gemeinde, Joseph von Kleiser, hat die Vorgänge in der damaligen Zeit aufgezeichnet und genaue Listen geführt mit Namen, Geburtstag, Beruf, Familienstand der Auswanderer. Er hat damit ein für die Gemeinde wichtiges Dokument geschaffen. Im Verlauf von drei Jahrzehnten haben etwa 300 Menschen das Dorf verlassen, um in Amerika und auch in Algier sich eine Existenz aufzubauen und eine neue Heimat zu schaffen. Das war etwa ein Viertel der Einwohner. In den Jahren 1846 bis 1853 verließen die meisten Menschen das Dorf, 1946 sind 55 Personen nach Amerika ausgewandert, und das Jahr darauf waren es sogar 85. In einer Ortschronik der Gemeinde heißt es: „Der Reiseweg ging in der Regel von Straßburg über Le Havre nach New York. In dieser Stadt machten sich einige Pfaffenweiler sesshaft. Die Mehrzahl strebte weiter ins Innere des Landes," und dann wird aufgeführt, wohin die Menschen alle zogen. In dieser Beschreibung heißt es: „Andreas Gutgsell und zahlreiche andere gingen nach Jasper im Staate Indiana". Eine Gruppe von Auswanderern blieb also zusammen, diese Menschen ließen sich in der Siedlung Jasper in Indiana nieder und waren maßgebend am Aufbau der erst wenige Jahre zuvor gegründeten Gemeinde beteiligt. Nach mündlicher Überlieferung waren die Auswanderer 52 Tage von Pfaffenweiler bis Jasper unterwegs. Die Reise hat viel Kraft und Energie gekostet. Die Transportmittel, besonders die Schiffe, waren primitiv eingerichtet, das Essen war karg und die hygienischen Einrichtungen katastrophal. Viele der Menschen erkrankten, einige, meist Kinder, starben während der Fahrt.

Das Land in Indiana wurde 1830 vermessen, und diese Jahreszahl gilt somit als das Gründerjahr. 1836 kamen die ersten Siedler aus dem Badischen in das Gebiet. Organisator der Besiedlung war der aus Kroatien gebürtige katholische Priester Joseph Kundek, auf seine Initiative hin, wurde schon bald in der größtenteils von Deutschen bewohnten Siedlung ein Kirche gebaut und diese dem heiligen Joseph geweiht. Kundek hat mit dem Schweizer Benediktinerkloster Einsiedeln Kontakt aufgenommen, er bat die Mönche, hier ein Kloster zu gründen und ihn in seinem seelsorgerischen Wirken zu unterstützen. 1853 entstand in der Nähe von Jasper ein Benediktinerkloster, es wurde nach dem Schutzpatron von Einsiedeln, St. Meinrad, benannt.

Es gab noch einige Zeit Kontakte zwischen den Auswanderern und den Angehörigen in der Gemeinde Pfaffenweiler, aber im Verlauf der Jahre, neue Generationen sind herangewachsen, kam es zum Abbruch der Verbindungen. Im Jahre 1850 hatte die neue Siedlung in Amerika bereits 532 Einwohner, von denen der größte Teil aus Pfaffenweiler gebürtig waren. 1866 wurde die Siedlung als Gemeinde anerkannt und 1915 erhielt sie die Stadtrechte. George P. Wagner wurde zum ersten Bürgermeister der jungen Gemeinde gewählt. Die erste Siedlung wurde nach den Landbesitzern „Enlows Hill" und auch „Elandor" und „Eleanor" benannt. Die Menschen dort suchten aber nach einem passenden Namen, es wurde die Bibel zur Hand genommen und die Stelle aus der Offenbarung des Johannes gewählt, darin heißt es: „Die Grundsteine der Stadtmauer sind mit edlen Steinen aller Art geschmückt, der erste Grundstein ist ein Jaspis". So entstand der Ortsname Jasper.

Ganz in der Nähe waren große Wälder, es wird erzählt, dass die Menschen dort bei einem Gang durch das Land stets einen Baum berühren konnten. So entwickelte sich neben einigen landwirtschaftlichen Betrieben auch solche, die sich mit der Holzverarbeitung beschäftigten. Im Jahre 1869 kam es zur Gründung einer Büromöbelfabrik. Die Bürger der jungen Gemeinde haben sich nur deutsch unterhalten. Nach Ausbruch des ersten Weltkriegs wurden aber die deutsche Schulen verboten, und es musste nur englisch gesprochen werden. Englisch wurde zur Landessprache. Viele Menschen dort haben sich bemüht, schnell die englische Sprache zu erlernen, und es wurde streng darauf geachtet, dass die Kinder nur die Sprache des Landes, eben englisch, sprechen. Schließlich sollten sie auch die Möglichkeit haben, in andere Gemeinden zu gehen und dann war es gut, wenn sie die gleiche Sprache beherrschten. Es gab aber auch noch viele Familien, die unter sich deutsch sprachen, und so entwickelte sich eine Sprache aus verschiedenen deutschen Dialekten, das „Deitsch".

Art. 5.

Für die Effekten wird gegen 2 Procent Entschädigung Garantie geleistet.

Art. 6.

Die Lebensmittel auf die See müssen frisch und unverdorben sein.

Art. 7.

Jede erwachsene Person erhält auf die See nach Neu-York

40 ℔ Zwieback.
14 „ geräuchertes Fleisch.
5 „ Mehl.
5 „ Reis.
4 „ Butter.
2 „ Salz.
2 Littres Essig.
1 Scheffel Kartoffeln.

nach Neu-Orleans müssen für eine erwachsene Person noch 8 ℔ Zwieback, 4 ℔ geräuchertes Fleisch, 3 ℔ Mehl, 3 ℔ Reis, 10 ℔ Bohnen oder Erbsen, 4 ℔ Stockfisch und 1 Scheffel Kartoffeln beigegeben werden.

Kinder erhalten nach dem Grade ihres Alters und der Schiffsordnung.

Art. 8.

Gegen diese Leistungen haben die erwachsenen Personen zu bezahlen fl.
von 12 bis zu 6 Jahren . . . . . fl.
von 6 bis 1 Jahr . . . . . fl.
unter einem Jahr . . . . . fl.

Art. 9.

Die Auswanderer haben die Anschaffung der nöthigen Geschirre, Gefäße und Säcke zur Einpackung für die Lebensmittel auf die See selbst zu stellen.

Art. 10.

Rufli sorgt für hinlänglich süßes Wasser zum Trinken und zum Kochen, so wie für das nöthige Holz.

Art. 11.

Rufli gibt die Schlafstellen auf die See unentgeldlich, jedoch haben die Auswanderer die Betten auf das Schiff selbst mitzubringen.

Art 12.

Per Eilwagen geschieht die Abfahrt von Basel, per Eisenbahn und Dampfschiff hingegen von Freiburg aus, allwo sich die Reisenden bis zur Abfahrt selbst zu verköstigen haben.

Art. 13.

Die Zahlungen geschehen zur einen Hälfte bei der Abreise, zur andern Hälfte in Havre, der Kronenthaler zu 2 fl. 40 kr., der Fünffrankenthaler zu 2 fl. 20 kr. Die zweite in Havre zahlbare Hälfte darf nur in französischen Geldsorten ausbezahlt werden.

Art. 14.

Beim Abschluß des Vertrags hat der Auswanderer sogleich 5 fl. für jede Person Aufgeld zu bezahlen, welchen Betrag ihm gut geschrieben und bei Zahlung der ersten Hälfte der Vertragssumme in Abzug gebracht wird.

Art. 15.

Die Auswanderer haben sich jedesmal mit Taufscheinen über das Alter der Kinder auszuweisen.

Art. 16.

Wer den Vertrag nicht haltet, muß ein Drittheil der Accordsumme bezahlen.

Art. 17.

Die Abreise von Freiburg ist auf d. 15. Mai Dunning festgesetzt.
auf dem amerikanischen Post- oder Dreimasterschiffe Espindola unter Capitän

Art. 18

Zur Festhaltung vorstehenden Vertrags wurde derselbe doppelt ausgefertigt und von den Contraktanten eigenhändig unterschrieben.

Freiburg d. 11. Mai 1846.

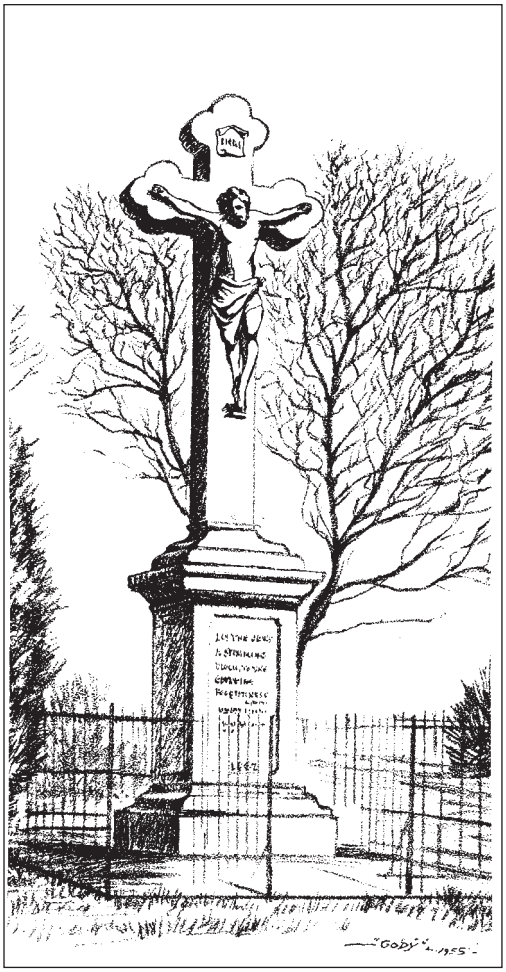
C. J. Hasenzi.

Die Hälfte der Accordsumme mit Inbegriff sechs Gulden zu leisten zu haben bestätiget Hasenzi

ferner die zweite Hälfte der Accordsumme mit Inbegriff sechs Gulden wiederum zu haben bestätiget C. J. Hasenzi

Schiffsmeister d. 31. Mai 1846.

Reisevertrag



Das „Pfaffenweiler Kreuz“ in der Stadt Jasper im Staate Indiana/USA. Es wurde von einem Bürger aus Pfaffenweiler/Baden im Jahr 1847/48 als Dank für die geglückte Überfahrt während der Auswanderung errichtet.

Von 1980 bis 1982 beschäftigte sich die amerikanische Wissenschaftlerin Sabine Jordan mit der Siedlungsgeschichte der Raumschaft Jasper, sie stellte fest, dass die Vorfahren der heutigen Bewohner aus dem Südbadischen stammen. Sie nahm Kontakt mit verschiedenen Gemeinden dieser Raumschaft auf. Sie schrieb an einige Bürgermeister im südbadischen Raum. Sabine Jordan berichtete dazu: „Zwar schickte ich Anfragen an viele Dörfer in Baden, aber ich war mir der Tatsache bewusst, dass meine Briefe schwer in den offiziellen Gemeindealltag einzuordnen waren und daher unbeantwortet bleiben werden. Die überraschende Ausnahme war die sofortige Antwort von Bürgermeister Emil Eckert aus Pfaffenweiler. Unsere Korrespondenz unterrichtete mich über die Geschichte seines Dorfes und ich versuchte ihm, soviel es mir möglich war, über Jasper und Land und Leute hier zu erzählen.“ 1983 flog Frau Jordan nach Deutschland und hielt in der Alten Universität in Freiburg einen Vortrag mit dem Titel „Südbaden im Schmelztiegel USA“. Viele Bürger aus Pfaffenweiler haben an dieser Veranstaltung teilgenommen und mit großem Interesse die Ergebnisse der Forschungen verfolgt. Ein Jahr danach hat eine Gruppe aus Jasper einen Europatripp unternommen und dabei einen zweitägigen Abstecher nach Pfaffenweiler eingeplant. Bei diesem kurzen Besuch kam es gleich zu guten Kontakten, und es wurde vereinbart, dass bald eine Gruppe aus Deutschland nach Jasper reisen sollte. Ein Partnerschaftsvertrag sollte unterzeichnet werden. Im Mai 1985 trat Bürgermeister Fritz Gutgsell aus Pfaffenweiler mit vierzig weiteren Bürgern der Gemeinde eine Reise über das große Meer an. Bei einem feierlichen Akt hat er zusammen mit dem Bürgermeister von Jasper, Jerome Alles, den Vertrag unterzeichnet. In der Urkunde wird auch auf die Auswanderung im 19. Jahrhundert verwiesen. Hier heißt es: „Zwischen Jasper und Pfaffenweiler bestehen wichtige historische Beziehungen. Viele Bürger der Gemeinde Pfaffenweiler, die der wirtschaftlichen Not durch die Auswanderung nach Amerika zu entkommen suchten, haben in Jasper eine neue Heimat und hoffnungsvolle Zukunft gefunden.“

Die Besucher aus dem Badischen waren erstaunt, ja geradezu gerührt, wie viele Menschen es in Jasper gibt, die noch deutsch sprechen können. Beim Durchblättern des Telefonbuches fanden sie sehr viele Pfaffenweiler Familiennamen, wie Baumann, Beck, Bösch, Brucker, Burget, Däschle, Dierenbach, Eckerle, Eckert, Gutgsell, Kiefer, Litschgi, Scherle und Stenftenagel. Die Namen wurden im Verlauf der Jahre nicht „amerikanisiert“, sie werden noch genauso geschrieben und auch ausgesprochen wie im Deutschen. Auf dem alten Friedhof der Stadt Jasper sind die Gräber vieler der Auswanderer erhalten, auf einigen

heißt es auf der Inschrift „aus dem Großherzogtum Baden“. Es gibt in Jasper ein Verein „Der Deutscherverein“, dessen Hauptaufgabe ist es, auf die Leistungen der Vorfahren hinzuweisen und die Traditionen aus dem Badischen wachzuhalten. Seit fast drei Jahrzehnten wird am ersten Wochenende im August ein großes Straßenfest in Jasper gefeiert. Das Fest dauert vier Tage, Höhepunkt ist eine große Parade durch die Stadt. Tausende von Menschen kommen zu diesem Anlass nach Jasper, um den großen Umzug zu sehen. 1987 war die Blasmusikkapelle aus Pfaffenweiler, die Batzenberger Winzerkapelle, bei dem Umzug mit dabei, und sie hat dort mit ihrer zünftigen Marschmusik großen Eindruck hinterlassen. Ein besonderer Treffpunkt für die Bürger von Jasper ist das Gasthaus „Schnitzelbank“, auf der Speisekarte des Hauses finden sich viele traditionelle deutsche Gerichte. Seit einigen Jahren gibt es in Jasper ein Museum, es ist fast genau so konzipiert wie das Dorfmuseum in Pfaffenweiler. Mit viel Begeisterung haben hier einige Bürger der Stadt beachtenswerte Exponate zusammengetragen, die Ausstellung vermittelt einen Überblick über die fast 200-jährigen Geschichte der Stadt in Südindiana.

Die Partnerschaft zwischen dem badischen Weindorf und der Stadt Jasper ist sehr lebendig. Schon ein Jahr nach der Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrag kam es zum Schüleraustausch. Im April gingen drei Schüler vom Faust-Gymnasium Staufen für einen Monat an die Jasper High School, im Juni kamen fünf Schüler aus Jasper nach Deutschland. Für die darauf folgenden Jahren wurde ein jährlicher Wechsel vereinbart. Im Jubeljahr 2005 werden Schüler aus Jasper kommen. Einige junge Leute aus Pfaffenweiler absolvierten Berufspraktiken in der amerikanischen Partnerstadt. Einer von ihnen hat dort sogar die Frau seines Lebens gefunden und lebt jetzt dort. In den vergangenen zwanzig Jahren gab es kaum ein Fest in Pfaffenweiler, an dem nicht Freunde aus Jasper mit dabei waren. Eine große Gruppe aus der badischen Gemeinde wird sich im August aufmachen, um am Straßenfest in Jasper und den Jubiläumsfeierlichkeiten teilzunehmen.

Anschrift des Autors:
Franz Hilger
Krozinger Straße 27
79292 Pfaffenweiler

Aktuelle Informationen

I. Personalia

Privatdozent Dr. phil. habil. Klaus-Peter Hoepke

8. Juli 1932 – 19. Oktober 2004

Am 19. Oktober 2004 ist der Archivar der Universität Karlsruhe, Privatdozent Dr. phil. habil. Klaus-Peter Hoepke, verstorben. Universitätsarchivar – das war Hoepke aus Leidenschaft, obschon oder gerade weil er kein „gelernter" Archivar, sondern nur „gelehrter" Historiker gewesen ist. Aber gerade als Historiker wusste er um den Wert dienender Unterstützung derer, die im Archiv durch Sicherung und Bereitstellung historischer Überlieferung kritische Historiographie vielfach überhaupt erst möglich machen. Seine Arbeit war dabei stets der Überzeugung verpflichtet, dass das Archiv einer Universität als wissenschaftliche Einrichtung zu gelten habe und sein Zustand immer auch einen „Gradmesser für die eigene korporative Selbstachtung" darstelle.

Klaus-Peter Hoepke wurde am 8. Juli 1932 in Oranienburg geboren. Nach erster Schulzeit in Mecklenburg legte er 1951 in Berlin die Reifeprüfung ab. Schon früh politisch interessiert, zog es ihn zum Studium, zunächst an die traditionsreiche „Deutschen Hochschule für Politik" in Berlin. Nach dem dort 1957 erworbenen Diplom als „Politikwissenschaftler", nahm er 1958 das Studium der Geschichte und Soziologie an der FU Berlin auf. Es folgten fruchtbare Studienjahre von bleibendem Einfluss. Neben Ernst Fraenkel und Hans Herzfeld war es Walter Bußmann vor allem, der die weiteren Stationen des wissenschaftlichen Lebenswegs von Klaus-Peter Hoepke prägen sollte. Seit 1960 Assistent an dessen Lehrstuhl, wurde Hoepke 1966 im Hauptfach Geschichte „summa cum laude" zum Dr. phil. promoviert.

Mit seiner Dissertation, die 1968 unter dem Titel „Die deutsche Rechte und der italienische Faschismus" erschien, griff Hoepke in die seinerzeit durch E. Nolte initiierte Faschismus-Debatte ein. Seine Arbeit fand ein lebhaftes Echo und wurde 1971 auch ins Italienische übersetzt.

Als W. Bußmann die Rufe nach München (1966) und Karlsruhe (1970) annahm, folgte ihm auch sein Schüler. Hoepke hatte inzwischen eine Reihe von Arbeiten vorgelegt, unter denen die gemeinsam mit W. Bußmann betreute Edition der politischen Korrespondenz des Staatssekretärs Herbert v. Bismarck (1964) ebenso herausragt wie die von ihm fortgeführte Weltgeschichte von V. Valentin (1968). Über Jahre schon hatte sich Hoepke mit der Biographie des deutschnationalen Wirtschaftsführers Alfred Hugenberg – 1933 Minister im Kabinett Hitler – beschäftigt. 1978 wurde der erste Teil der Biographie abgeschlossen und als Habil-Schrift an der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät vorgelegt. Im Juli 1979 wurde Hoepke die Venia für „Neuere und Neueste Geschichte" erteilt.

Hoepkes Kennerschaft der deutschen Verbands- und Parteiengeschichte und des Faschismus verschaffte ihm Ansehen und Angebote, so auf Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten Braunschweig (1980–1982) und Siegen (1984) und – herausragend – eine Einladung als German visiting fellow an das St. Antony's College in Oxford (1982): Anerkennung zwar, aber in Zeiten knapper Mittel keine Stelle, die Dauer versprochen hätte.

Diese war schließlich der eigenen Alma mater zu danken. Erinnert an den desolaten Zustand des eigenen Universitätsarchivs, das es im Grunde noch gar nicht gab (die durch Kriegsverluste reduzierten Bestände waren dem Generallandesarchiv Karlsruhe übergeben worden), schuf das Rektorat Abhilfe. Mit der vom Herbst 1985 an zur Verfügung stehenden Stelle wurde das Archiv recht eigentlich erst begründet, das Aufgabengebiet Hoepkes als Weiterführung der Arbeiten beschrieben, „die den Aufbau eines Archivs zur Geschichte der Technik und Naturwissenschaften an der Universität Karlsruhe zum Zwecke haben" .

Klaus-Peter Hoepke hat sich mit dem Aufbau des Archivs nicht allein um die Universität verdient gemacht, sondern er hat sich durch seinen persönlichen Einsatz bei vielen auf dem Campus ein bleibendes Andenken erworben. Am 1. Oktober 1985 praktisch am Nullpunkt mit leeren Regalen in einem leeren Raum beginnend, konnte er beim Erreichen der Altersgrenze im Juli 1997 seinem Nachfolger einen respektablen Aktenbestand von über 200 laufenden Metern übergeben. Sein Spürsinn beim Auffinden bedeutsamer Bestände in scheinbar wertlosen, in Kellern oder Nebenräumen lagernden Altakten, war eindrucksvoll, ebenso wie seine Beharrlichkeit beim Einwerben von privaten Nachlässen ehemaliger Professoren. Von den zahlreichen Akquisen seien hier nur die des Mathematikers Karl Strubecker, des Chemikers Carl Engler oder des Bauingenieurs Theodor Rehbock, des Informatikers Karl Steinbuch oder des E-Technikers Joachim Teichmüller, des Geologen Wilhelm Paulcke oder des Philosophen Simon Moser und des Historikers Bußmann genannt. Besondere Erwähnung verdient darüber hinaus Hoepkes erfolgreiches Bemühen um die Vervollständigung der Aktenüberlieferung der Verwaltung, der Senatsprotokolle aus der NS-Zeit zumal, sowie die auf über 1000 Bilder angewachsene Fotosammlung.

Als Hoepke, der seit 1991 auch die Betreuung und Redaktion der Universitätszeitschrift „Fridericiana" übernommen hatte, 1997 aus dem Amt schied, war aus zunächst provisorischen Anfängen ein tragfähiges Fundament gelegt, auf dem das Universitätsarchiv weiter aufgebaut werden konnte. Die Drucklegung der im Manuskript abgeschlossenen „Geschichte der Universität Karlsruhe" steht jetzt bevor – ein würdiger Abschluss der von Klaus-Peter Hoepke für die „Fridericiana" zu Karlsruhe geleisteten Arbeit. *Prof. Dr. Günther Grünthal*

Prof. Dr. Hans-Heinrich Jescheck

Zum 90. Geburtstag richtete der Landesvorsitzende folgendes Schreiben an den Jubilar:

Sie werden an Ihrem 90. Geburtstag gefeiert als „weltweit führender Strafrechtler“, seit 1954 waren Sie Professor an der Universität Freiburg, 1962/63 waren Sie Dekan, 1965/66 Rektor. Ihre Interessen und Verdienste sind vielfach gerühmt und anerkannt worden.

Unser Glückwunsch gilt insbesondere auch dem Mitglied der BADISCHEN HEIMAT (seit 1967), der mit Interesse auf die Probleme und Entwicklungen seiner badischen Heimatregion verfolgt. Wir wünschen weiterhin Gesundheit und Lebensfreude.

Prof. Jescheck (3. v. l.) bei der 90-Jahr-Feier im Kaufhaussaal Freiburg

II. Gedenktage

50. Todestag Leo Wohlebs: 12. März 2005

Eine Publikation des Stadtarchivs Freiburg: Versuch eines Gesamtbildes

Aus Anlass des 50. Todestages von Leo Wohleb weisen wir auf die vom Stadtarchiv Freiburg herausgegebene Schrift „Ein badisches Leben – Leo Wohleb 1888–1955“ hin. Die Autoren Hans Schadek, Volker Ilgen und Ute Scherb schrieben einen biografischen Abriss seines Lebens, da eine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes immer noch aussteht (Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg im Breisgau, Heft 19, 2002).

Mit dem vorgelegten Text entsprach das Stadtarchiv „einem Wunsche der Stadt Freiburg – resp. von Oberbürgermeister Dr. Rolf Böhme –, der Öffentlichkeit zum Landesjubiläum ein Lebensbild Leo Wohlebs vorzulegen, um damit auch seine Person im Rahmen der übrigen Feierlichkeiten würdigen zu können.“ Die Schrift behandelt in zwei Hauptkapiteln „Leo Wohleb der Pädagoge“ von Hans Schadek und „Leo Wohleb der Politiker“ von Volker Ilgen und Ute Scherb die Stationen seines Lebens. Den Kapiteln sind 23 Begleit-

Ein badisches Leben – Leo Wohleb 1888–1955

texte Wohlebs aus seinem Leben oder Reden und Texte von Franz Heidelberger, Paul-Ludwig Weinacht, Friedrich Oelkehrs, Theodor Heuß u. a. beigegeben. Wer sich also für den Pädagogen und Gelehrten, für den Kultusbeamten und Staatsmann Leo Wohleb interessiert, kann sich hier durchaus kundig machen. Literatur- und Quellenangaben könnten die Historiker veranlassen, „das nun reicher als zuvor ausgebreitete Material in Augenschein zu nehmen, zu ergänzen und gegebenenfalls die daraus gezogenen Folgerungen zu modifizieren“. Trotzdem beansprucht die Publikation für sich, „ein Desiderta der Wohleb-Literatur beseitigt zu haben, denn erstmals werden hier alle wichtigen Lebensstationen Leo Wohlebs anhand der Quellen eingehend untersucht sowie als Gesamtbild – und nicht nur in einzelnen Aspekten – umfassend dargestellt“. In diesem Zusammenhange darf gefragt werden, woran es denn liege, dass eine Biographie im universitären Fachbereich bislang noch nicht erarbeitet worden ist.

Heinrich Hauß

III. Ausstellungen

Max Beckmann – Druckgraphik 1914–1924

Ausstellung vom
19. Februar bis 22. Mai 2005

Noch 1918 schrieb der Künstler, die Vorkriegszeit sei „ungesund und ekelhaft“ gewesen, geprägt von „geschäftlicher Hetze“, von der „Sucht nach Erfolg und Einfluss“. Im Unterschied zu vielen anderen empfand er allerdings kaum Erleichterung, schon gar nicht Begeisterung, als der Krieg im August 1914 Realität wurde. Die Radierung „Kriegserklärung“ macht dies deutlich: Dicht drängen sich die Menschen. Vorne wird die verhängnisvolle Nachricht gelesen, vielleicht auch vorgelesen. Ernst und Entsetzen sprechen aus den Mienen. Beckmann selbst stellt sich hier mit Hut und geschlossenen Augen dar – als Visionär, der die unheimliche Szene imaginiert und das große Unheil kommen sieht. In der Realität erlebte er dieses Grauen, den Schrecken des Grabenkrieges, sowohl an der Ost- als auch an der Westfront, nachdem er sich freiwillig zum Sanitätsdienst gemeldet hatte. Die Radierung „Sturmangriff“ ist eine Erinnerung an das Gesehene.

Für Beckmann bedeutete diese Krise den Durchbruch zu einer modernen, gleichzeitig ganz und gar individuellen Ausdrucksweise: Als Reaktion auf eine zu Bruch gegangene Welt fällt der traditionelle Bildraum in sich zusammen, die Perspektive zersplittert, die Proportionen verschieben sich auf groteske Weise. Nichts bindet den Künstler mehr an die alten Regeln. Beckmann denkt, wie schon die französischen Kubisten vor dem Krieg, über „die Architektur des Bildes“ nach, über das Changieren von Fläche und Raum, das Verhältnis der geraden zu den gekrümmten Linien, über das Spiel mit formalen Kontrasten.

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
www.kunsthalle-karlsruhe.de
info@kunsthalle-karlsruhe.de

15 Jahre – Vom Ei zum Küken

Die Osterausstellung im Adelhausermuseum
– Abteilung Naturkunde –
19. Februar bis 3. April 2005

Das Ei gehört zu den bemerkenswertesten Schöpfungen der Natur. In seinem Schutz befindet sich alles, was zur Entstehung eines neuen Lebewesens notwendig ist. Seit Jahrmillionen wird so Leben von Generation zu Generation weitergegeben. In der Geschichte der Menschheit kennt man das Ei als Symbol

der Schöpfung und der Wiedergeburt.

Zum 15. Male jährt sich die beliebte Sonderschau „Vom Ei zum Küken“. Mit einem Eröffnungsfest beginnt am 19. Februar 2005, 11 Uhr, der vielfältige Reigen von Führungen, Vorführungen, Veranstaltungen und dem täglichen Erleben der Geburt jungen Lebens. 6 Wochen lang, bis zum 3. April 2005, erleben unsere kleinen und großen Besucher, wie unsere Mitgeschöpfe ihr eigenes, individuelles Leben beginnen. Knapp 2 Wochen lang erfahren die Küken die ungeteilte Sympathie unseres Publikums, bis sie, zu aufgeweckten Jungvögeln herangewachsen, wieder zurück in die Realität ihrer Bestimmung, aber auch in ihre arteigene Umgebung der Geflügelherde gelangen.

Nur wenigen Tieren widerfährt dieses positiv begonnene Schicksal unserer Hühnerküken. Dies führt denn auch zu unserem Hauptanliegen, die Menschen sensibel zu machen für Achtung gegenüber dem Mitgeschöpf Tier.

Seit Jahren bieten wir detaillierte Informationen, wie wir als Verbraucher durch unser Einkaufsverhalten das Leben dieser Geschöpfe mitbestimmen. Beim Eier- oder Geflügelfleischkauf sollte nicht die Grundhaltung „möglichst viel und möglichst billig“ unsere Grundhaltung sein, sondern „möglichst gesund und nahrhaft, neben ‚preis‘wert und tiergerecht“. Es gibt Produzenten, die das Nahrungsmittel und den Kunden in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellen, andere sind nur interessiert am großen Umsatz bei geringst möglichem Einsatz. Jeder Einkauf von Lebensmitteln sollte daher eher mit der Frage beginnen: „Womit habe ich die größten Vorteile (Gesundheit, Nährwert, Bewusstsein) bei geringst möglichem Schaden (für mich und für die Nutztiere)?“

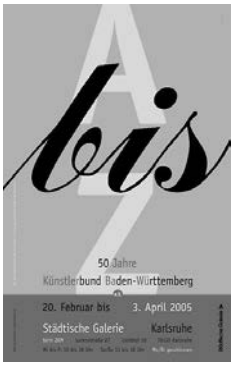
Neben der Darstellung der verschiedenen Haltungsformen bieten wir an, wie die Kunden eine art-, natur- und umweltschutzgerechte Haltung an den gesetzlichen Deklarationen erkennen können, warum man das Erbgut der alten Haushuhnrassen erhalten muss und welches Verhältnis der Mensch zu seinen Mitgeschöpfen im Verlaufe der Kulturgeschichte hatte.

Auch im Mittelpunkt steht die Frage, wie Tiernutzung als Erwerbsquelle beschaffen sein sollte, um immer wieder voller Sympathie vor den schlüpfenden jungen Lebewesen stehen zu dürfen.

Und – eines ist sicher – wer immer in seiner Kindheit die jährliche Kükenschau des Adelhausermuseums erlebt hat, dem bleibt bei jeder späteren Entscheidung, wie er sich als Verbraucher verhalten sollte, das schlüpfende Osterküken mit seinen erwartungsfrohen Augen im Gedächtnis.

Adelhausermuseum – Natur- und Völkerkunde – Freiburg
Gerberau 32 – D-79098 Freiburg im Breisgau
Telefon: (07 61) 2 01-25 66 (Museumspädagogik -25 04)
Fax: (07 61) 2 01-25 63
E-Mail: naturkunde@stadt.freiburg.de
Öffnungszeiten: Di bis So 10–17 Uhr,
Mo geschlossen
Eintritt: Erwachsene 2 €, Kinder und Ermäßigung 1 €,
Sonderkonditionen bei Veranstaltungen.

A bis Z | 50 Jahre Künstlerbund Baden-Württemberg



Der Künstlerbund Baden-Württemberg und die Städtische Galerie Karlsruhe präsentieren im Frühjahr 2005 die Ausstellung „A bis Z“. Ausstellung und Katalog sind ein Kompendium der Kunst im Land. Der Anlass ist ein besonderer. Denn vor 50 Jahren, im Februar 1955, wurde der Künstlerbund Baden-Württemberg in Karlsruhe gegründet. Das Jubiläum der arriviertesten Künstlervereinigung im Südwesten wird in diesem Jahr in mehreren Veranstaltungen gewürdigt. Der Auftakt in der Städtischen Galerie Karlsruhe richtet den Blick auf das Heute, auf die Vielfalt und den Spannungsreichtum des aktuellen Kunstschaffens. Malerei, Bildhauerei, Grafik und Objektkunst treten gemeinsam an, um nicht das Gegeneinander, sondern das gleichzeitige Miteinander unterschiedlicher künstlerischer Auffassungen und Richtungen zu demonstrieren.

Die Ausstellung ist ein Statement, welches die zeitgleiche Praxis der Künstler im Land dokumentiert und die große Vielfalt der Arbeiten nebeneinander präsentiert. Die Menge individueller und eigenständiger Positionen ist ein gewachsenes Potenzial, das die gleichzeitige Kunstpraxis parallel zur Fokussierung von Kunstkommunikation und -markt versteht. In der Mitgliedschaft des Künstlerbundes zeigen sich wechselnde Strömungen, zeitbedingte Prägungen und Ansichten, unterschiedliche Stile, Geisteshaltungen und Auffassungen. In ihrem bewussten Mit- und Nebeneinander, das auf stilistische oder historische Gruppierungen verzichtet, zeigt sich die Batterie oder verschiedene Möglichkeiten, Kunst auszuüben. Für den Künstlerbund selbst ist die Jubiläumsausstellung Anlass, innezuhalten und einen Blick in den Spiegel zu werfen. Diesen Blick dokumentiert die Ausstellung.

Die Künstlerinnen und Künstler sind jeweils mit einer aktuellen Arbeit vertreten. Die Werkgenese tritt hinter dem exemplarischen Einzelwerk zurück. In der Gesamtschau sind längst arrivierte Positionen ebenso zu finden wie die von jungen Künstlerinnen und Künstlern, deren Schaffen eine eigenständige Richtung erkennen läßt. Manches, was vielleicht aus dem Blick geraten ist, zeigt sich neu und legt eine Spur im bildnerischen Gedächtnis. Dass es in der Vielfalt etliche Werke zu entdecken gilt, die der eigenen Aufmerksamkeit bisher entgangen sind, versteht sich von selbst.

Städtische Galerie Karlsruhe
mail: staedtische-galerie@karlsruhe.de
Städtische Galerie Karlsruhe im Kunstportal Baden-Württemberg
20. Februar – 3. April 2005

Überlingen
— FERIENSTADT UND KNEIPPHEILBAD AM BODENSEE —

Küchenkunst und Wortgenuss

Literarisch-kulinarisches Festival „WortMenue“ am Bodensee mit Gerhard Polt, Robert Gernhardt und Wladimir Kaminer

„Kochen heißt Geschichten erzählen“, sagt ein schwedisches Sprichwort. Beim literarisch-kulinarischen Festival „WortMenue“ in Überlingen lässt sich diese Verbindung von Küchenkunst und Wortgenuss zwei Wochen lang nicht nur im übertragenen Sinne, sondern ganz direkt erleben. Vom 21. April bis zum 4. Mai werden – inzwischen bereits zum vierten Mal – wieder zwei Dutzend Autorinnen und Autoren aus Deutschland und der Schweiz ihre Romane, Erzählungen und kulturgeschichtlichen Beiträge rund um das Thema „Essen und Trinken“ in ausgewählten Restaurants, Landgasthöfen und Kneipen der Bodenseestadt vorstellen. Mal kulinarisch präzise und kenntnisreich, oft abgründig und ironisch augenzwinkernd – auf jeden Fall stets begleitet von passenden Speisen und Getränken.

Veranstalter dieses bundesweit einzigartigen Festivals ist die Stadt Überlingen, unterstützt von regionalen Sponsoren und der örtlichen Gastronomie. Präsentiert wird „WortMenue“ vom Südwestrundfunk (SWR) und dem SÜDKURIER, die Schirmherrschaft hat die GAD – Gastronomische Akademie Deutschlands e. V. inne. Für Idee und Umsetzung zeichnet wieder der Reutlinger Peter Reifsteck verantwortlich.

Ein wahrer Leckerbissen wird die Begegnung des Sternekochs Lothar Eiermann mit dem Satiriker Gerhard Polt, die beide seit Jahren mit ganz unterschiedlichen Mitteln gegen die kulinarische Verdummung und modische Trends kämpfen – so auch in ihrem gemeinsamen Buch „Starke Stücke“. Profunde kulinarische Kenntnisse darf das Publikum auch von Autoren wie Werner Köhler („Cookys“) und dem Schweizer Kunsthistoriker und Koch Andreas Morel erwarten. Literarisch „aufgetischt“ wird von Schriftstellerinnen und Schriftstellern wie Robert Gernhardt, Lena Gorelik, Wladimir Kaminer, Alice Virmond, Jan Weiler, Axel Marquardt und dem hochgelobten Mandelstam-Übersetzer Ralph Dutli. Dass gerade in Krimis gern und reichlich gegessen wird, beweisen das Autorenduo Volker Klüpfel und Michael Kobr mit ihrem Überraschungserfolg aus dem Allgäu „Milchgeld“, der Basler Hansjörg Schneider („Kommissar Hunkeler“) sowie der eigens aus Athen anreisende Autor Petros Markaris.

Einen eigenen Schwerpunkt bilden auch wieder kulturgeschichtliche Veranstaltungen: So ist die renommierte Historikerin Martha Schad „Zu Gast bei Kaiserin Elisabeth und König Ludwig II.“, und die

beiden Schweizer Rundfunkredakteure Hans-Peter von Peschke und Werner Feldmann unternehmen eine kulinarische Zeitreise von Kleopatra zu Robin Hood. Christoph Drösser schließlich, Wissenschaftsredakteur bei der „Zeit“, wird – wie in seiner „Stimmt's“-Kolumne – lustvoll populäre Alltagsweisheiten und moderne Legenden rund um das Thema „Essen und Trinken“ auf den Prüfstand stellen.

Das ausführliche Programm und touristische Informationen sind ab März erhältlich bei der

Kur- und Touristik Überlingen GmbH,
Landungsplatz 14,
88662 Überlingen,
Telefon (0 75 51) 99 11 22, Fax 99 11 35,
eMail: touristik@ueberlingen.de,
www.wortmenue.ueberlingen.de.

Emil Wachter

Ausstellung im Schloss Bonndorf

Im schönen Barocksaal des Schlosses Bonndorf fand 2004 eine neue Ausstellung von Werken des bekannten Künstlers, Professor Emil Wachter statt.

Sie stand unter dem tiefgründig heiteren Thema „Welt und Mensch“. Wachters jüngste Malzyklen „Die Schönen“ und „Dunst und Feuer“ wurden im grünen und blauen Saal präsentiert, der große Festsaal war den mehrdeutig karikierten Vögelfiguren vorbehalten. Die Ausstellung im Bonndorfer Schloss, das früher den Äbten des Benediktinerklosters St. Blasien zur Repräsentation diente, fand die Aufmerksamkeit einer großen fachkundigen Besucherzahl.

Professor Emil Wachter (*1921), lange Jahre künstlerischer Lehrer für Malerei an der Kunstakademie in Karlsruhe und Professor in Tel Aviv (1983), ist durch zahlreiche Auftragsarbeiten in Betonreliefs – man denke an die Autobahnkirche in Baden-Baden – und Glasmosaike (Abteikirche Lichtenthal, Rickenbach, Konstanz, Ettlingen u. v. a. m.) in ganz Baden-Württemberg und darüber hinaus bekannt geworden. Seine Ausmalungen von Kirchen oder die Gestaltung der Fenster mit biblischen und profanen Themen sind kaum nachzuzählen. Das private Oeuvre umfasst eine riesige Sammlung von Gouachen, Aquarellen, Zeichnungen, Tuschen, Radierungen und Lithographien.

In der Bonndorfer Ausstellung hat Emil Wachter Blütenzweige und Veilchen (Öl auf Leinwand) und Vogelgezwitscher (Öl auf Leinwand), Kirschen und immer wieder das das Ei als Fruchtbarkeitssymbol darstellt. Er erreicht auf diesen Bildern überraschende Wirkungen mit wenigen Andeutungen und großen Aussparungen. Besonders aber karikiert er mit wenigen Pinselstrichen und Aussparungen Vögel in zart rosa und orangenen Farben, Vögel, die menschliche Charaktereigenschaften typisieren. Da präsentierten sich der Aufgeblasene und der Hilflose, in Pose gesetzt werden die Klatschtante und der Sonnenanbeter. Vögel sind bei Wachter allerdings nach Stefan Tolksdorf, der in die Ausstellung einführte, vor allem die Wesen, die die Verbindung schaffen zwischen Himmel und Erde, die sich schwerelos aber auch schutzlos dem Dasein preisgeben.

Der andere Malzyklus „Dunst und Feuer“ stellt dunkel und düster den anderen realistischen Typ des Menschen in seiner Welt in den Mittelpunkt: Offizier, Großfürstin, Kammerfrau, Rittmeisterin und Zarin, Waffenhändler und Wahrsagerin. Sehr stark wirkt das Triptychon „Kehraus“, – der Mensch lasterhaft und ausgezehrt, mit Maske und Fratze und dennoch in Erwartung oder mit Hoffnung.

Der Kulturjournalist Stefan Tolksdorf hob in seiner Einführung anlässlich der Eröffnung hervor, wie sehr Wachter seine festen theologischen Wurzeln mit dem Geschehen dieser Welt verbinde, wobei häufig ein stiller Humor in den Gestalten aufblitze. Norbert Nothelfer (Staatsbrauerei Rothaus) wies darauf hin, so, wie das Kloster St. Blasien einst von Bonndorf aus Wirtschaft, Landschaft und Kultur in diesen Raum getragen habe, so trage auch heute die Wirtschaft in Form von Sponsoring dieser und anderer Ausstellungen zum kulturellen Leben im Schloss Bonndorf bei.

Hermann Althaus

„Kehraus“. Öl auf Leinwand, 2001 („Les jeux sont faits“)

Pompeji. Die Stunden des Untergangs. 24. August 79 n. Chr.

Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim
28. November 2004 bis 17. April

Pompeji und Herculaneum gehören seit dem 18. Jahrhundert zu den bedeutendsten Ausgrabungsstätten im Mittelmeerraum. Wird doch hier dem Besucher dank einer inzwischen zweieinhalb Jahrhunderte währender Grabungs- und Forschungstätigkeit ein ganz außergewöhnlicher Blick auf das Leben in zwei blühenden römischen Provinzstädten der frühen Kaiserzeit vermittelt, das durch den furchtbaren Vesuvausbruch am 24. August des Jahres 79 n. Chr. schlagartig angehalten wurde. Lapilliregen und Schlammströme begruben alles Leben unter sich und versiegelten Städte, prächtige Sommerresidenzen und einfache Landgüter, die dann über 1700 Jahre der Vergessenheit anheim fielen und eher durch Zufall wieder ans Tageslicht gebracht wurden. Heute sind sie die wichtigste und ergiebigste Quelle für die Erforschung antiken Lebens.

In Pompeji bereiteten eine meterdicke Lapillischicht und giftige Glutwolken allem Leben ein qualvolles Ende. Über das benachbarte Herculaneum wälzte sich außerdem eine mächtige, bis zu 20 Meter hohe Schlammschicht, die die Stadt geradezu einbetonierte. Im Laufe des 24. und 25. August, also in etwa 24 Stunden, wurde so das Schicksal einer der schönsten und blühendsten Kulturlandschaften des antiken Italien besiegelt.

Das dramatische Geschehen, bei dem der berühmte Naturforscher Plinius der Ältere den Tod fand, wird uns durch seinen Neffen, Plinius den Jüngeren, der unmittelbarer Zeuge der Katastrophe wurde, in kaum zu überbietender Detailtreue geschildert: „Man hörte nun das Wehklagen der Frauen, das Wimmern der Kinder und das Schreien der Männer. Die Kinder riefen nach ihren Eltern, diese nach ihren Kindern, wieder andere nach ihrem Ehepartner und suchten sie an ihrer Stimme zu erkennen. Die einen jammerten über ihr eigenes Unglück, die anderen über das ihrer Angehörigen. Manche flehten den Tod aus

Truhe. Eisen, Bronze, Silber und Kupfer
Oplontis, Villa B, Peristyl

Apollo, Statue. Weißer Marmor. 1. Jh. n. Chr. Pompeji, Haus des Menander, Peristyl
Foto (c) SAP

Goldkette. Gold, Perlchen und Smaragde. Pompeji
Foto (c) SAP

Angst vor dem Tod herbei. Viele hoben die Hände zu den Göttern empor, aber noch mehr legten es so aus: Götter gebe es nicht mehr, jetzt sei die letzte, ewige Nacht für die Welt gekommen."

Wie vielen Bewohnern des betroffenen Gebietes die Flucht gelang, ist kaum zu schätzen. Gefunden wurden in dem zu etwa 60% ausgegrabenen Pompeji die Überreste von 1047, in Herculaneum bisher die von 328 Opfern.

Das Leben in den Städten um den Vesuv darzustellen, die mit dem Vesuvausbruch verknüpften Ereignisse mit Hilfe archäologischer Funde und Befunde zu rekonstruieren und dabei das schreckliche Schicksal der Opfer in den Mittelpunkt zu stellen, war das Anliegen der Ausstellung „Storie da un'Eruzione, Pompei, Ercolano, Oplontis", die unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Antonio d'Ambrosio, Direktor der Ausgrabungen in Pompeji, Prof. Dr. Pier Giovanni Guzzo, Soprintendent von Pompeji, und der Ausgräberin von Moregine, Dr. Marisa Mastroroberto, erarbeitet wurde. Mit großem Erfolg wurde die Ausstellung 2003 im Museo Archeologico Nazionale in Neapel gezeigt, das Konzept der Darstellung des Verhaltens der Menschen angesichts der Katastrophe vermochte dort eine Viertelmillion Besucher zu fesseln.

Nun ist die Ausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim als einziger deutscher Station zu sehen. Auf einer Fläche von über 1000 qm sind ca. 500 kostbare Leihgaben aus den Grabungen in Herculaneum, Pompeji, Oplontis sowie den neuesten Grabungen in Moregine und Terzigno ausgestellt, wobei es sich in vielen Fällen um Objekte handelt, die noch nie zu sehen waren. Kostbare Funde älteren, neueren und neuesten Datums, zusätzlich illustriert durch Grabungsfotos, Pläne, Rekonstruktionen und die schauerlichen Gipsausgüsse der Opfer (calchi) vermitteln eine lebendige Vorstellung der jeweiligen Fundsituation.

Die verfeinerte Eleganz römisch-aristokratischen Lebens, auch in der Provinz, während der frühen Kaiserzeit illustrieren so herausragende Werke wie zum Beispiel die Fresken aus Moregine. Gezeigt werden neben den kostbaren Wandmalereien monumentale und kleine Skulpturen aus Marmor und Bronze, Edelmetallgefäße, reicher Goldschmuck und Münzen sowie prunkvolle, reliefverzierte Gladiatorenwaffen. Hinzu kommen noch erlesene Fresken

und Silbergefäße aus herrschaftlichen Villen aus der Peripherie Pompejis. Besonderes Interesse dürften die Funde aus den jüngsten Grabungen in Moregine und Terzigno wecken, die Bauten und Gegenstände ans Licht brachten, die nicht nur dem großen Publikum, sondern auch der Fachwelt bisher kaum bekannt sein dürften. Das gleiche gilt für die Skulpturenfunde aus der Villa dei Papiri, die bereits Diskussionen in Fachkreisen ausgelöst haben.

Die menschlichen Tragödien, die sich in den letzten Stunden abspielten und die in Plinius' Bericht ihren Niederschlag gefunden haben, erläutern Befunde, die Schauder erregen: Skelette und Ausgüsse (calchi) der Hohlräume, die die Körper der Menschen in der Verschüttungsschicht hinterlassen haben. In ihrer Haltung spiegeln sich noch die Qualen des Erstickungs- oder Hitzetodes.

In den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim ist die Ausstellung um zwei wichtige Themenbereiche erweitert: Verwiesen wird auf die neuesten Ergebnisse vulkanologischer und paläobotanischer Forschungen, die bisher wenig bekannte Erkenntnisse über den Hergang der Vesuveruption vermitteln, und die uns auch wichtige Einsichten über die Flora und Fauna der Vesuvgegend geliefert haben.

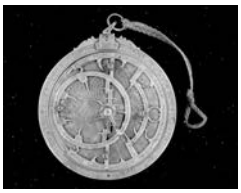
Virtuelle Rekonstruktionen einzelner Häuser, große Bilder und Berichte von den Fundorten und Filme führen das Leben in den Vesuvstädten und seine Vernichtung anschaulich vor Augen.

Wie fasziniert die Besucher von Konzept und Präsentation der Ausstellung sind, verraten die Zahlen: Bereits Mitte Januar konnte der 50 000ste Besucher begrüßt werden.

Friedrich-Wilhelm von Hase
Kurator der Ausstellung

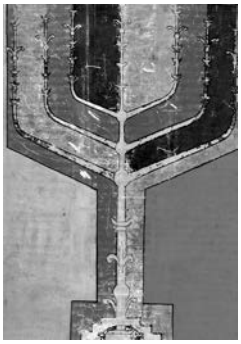
Calco, Körper einer jungen Frau. Gipsausguss. Pompeji Foto (c) SAP

Synagoge. Ostwand der Männersynagoge aus dem frühen 12. Jahrhundert.
Foto: Bühler



Astrolabium. 1029, Bronze, Durchmesser 13,5 cm. Toledo.
Staatsbibliothek zu Berlin, Preuß. Kulturbesitz, Orientabteilung. Foto: Schacht

Raschi, Bibelkommentar (1233)
Bayer. Staatsbibliothek, München Cod. hebr. 5/I fol. 65r



Hamilton Siddur, fol. 33v 13. Jahrhundert, Spanien
Staatsbibliothek zu Berlin, Preuß. Kulturbesitz, Orientabteilung, Foto: Schacht

Europas Juden im Mittelalter im Historischen Museum der Pfalz in Speyer

Die Ausstellung wird anlässlich des 900. Jahrestages der Weihe der mittelalterliche Synagoge von Speyer präsentiert. Die Ruine der mittelalterlichen Synagoge gehört zu den wichtigsten und ältesten jüdischen Baudenkmälern in Europa.

Auf einer Fläche von rund 1000 Quadratmetern gewährt die Ausstellung neue Einblicke in Religiosität, Geschichte und Kultur der europäischen Juden im Mittelalter.

Vorgestellt werden die beiden mittelalterlichen Zentren des Judentums – Sepharad auf der Iberischen Halbinsel und Aschkenas in Mitteleuropa – in der Zeit vom 11. bis zum 16. Jahrhundert. Ziel der Ausstellung ist es, zu einer besseren Kenntnis des Judentums in Deutschland und Europa beizutragen und gegen althergebrachte Klischees vorzugehen. Sie beleuchtet die jüdische Geschichte des Mittelalters nicht nur unter nationalen, regionalen oder stadtgeschichtlichen Aspekten, sondern legt erstmals den geographischen Schwerpunkt gleichwertig sowohl auf das sephardische wie auf das aschkenasische Judentum. Der Beitrag dieser beiden jüdischen Traditionskreise zur geistigen, religiösen und wirtschaftlichen Entwicklung der mittelalterlichen europäischen Staaten wird so verdeutlicht.

Hochkarätige und zum Teil noch nie ausgestellte Exponate aus dem Besitz von mehr als 80 namhafter Leihgebern werden auf eindrucksvolle Weise in Szene gesetzt und beleuchten die reiche Kultur der Juden im Mittelalter. Zu sehen sind rund 300 wertvolle Objekte wie hebräische Handschriften, Architekturfragmente von Synagogen und Mikwen, Kultgegenstände oder einzigartige Schatzfunde. Neueste Forschungsergebnisse bilden die Grundlage einer Computer gestützten dreidimensionalen Rekonstruktion der mittelalterlichen Synagoge in Speyer. Diese zählt neben den Synagogen von Worms und Köln zu den ältesten im deutschen Raum und wird auf 1104 datiert. Von ihr sind Teile der Nord- und Südfassade sowie die fast vollständige West- und Ostfassade erhalten. Die 3-D-Rekonstruktion zeigt die Entwicklung des Speyerer Synagogenkomplexes von der Fertigstellung im Jahr 1104 bis zum Ende der jüdischen Nutzung zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Mikwe. Eingangsbereich der Speyrer Mikwe mit zwei seitlichen Sitzbänken und dem Schacht der Anlage im Hintergrund.
Foto: Bühler

Die Ausstellung dauert noch bis zum 20. März. Öffnungszeiten: Di–So 10 bis 18 Uhr, Eintritt: 7,50 €, ermäßigt 6,50. Zur Ausstellung erscheint im Hatje Cantz Verlag ein Katalog für 19,90 € und zusätzlich ein Kinderkatalog für 5,90 €.

IV. Positionen

Mit Recht. Karlsruhe!

Kulturhauptstadt Europas 2010

Was verbindet Bernhard Prinz von Baden, Jutta Limbach – Präsidentin des Goethe-Instituts Inter Nationes, Wolfram Siebeck – Autor und Gastronomiekritiker, Tomi Ungerer – elsässischer Europa-Botschafter u. v. a.? – Sie sind Botschafter der Bewerbung Karlsruhes als Kulturhauptstadt Europas im Jahr 2010.

Mit Recht. Es begann 1715, als der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach sich entschloss, seine enge, vom Krieg zerstörte Residenz aufzugeben und eine neue, offene Stadt zu gründen, Karlsruhe – mit vielen Privilegien für alle, die hier siedeln wollten, Privilegien, die zu erkämpfen und zu verteidigen waren: PERSÖNLICHE FREIHEIT, GLEICHHEIT VOR DEM RECHT, POLITISCHE MITSPRACHE. Die neuen Karlsruher kamen aus allen deutschen Regionen, aus der Schweiz, aus Italien und Frankreich; der erste Bürgermeister der jungen Stadt, Johan Sembach, stammte aus dem französischen Strasbourg. Karlsruhe entwickelte sich rasch. Zeugen dafür sind großartige Persönlichkeiten: Freiherr Drais von Sauerbronn, Erfinder des Laufrads als Vorläufer des Fahrrads; Carl Benz, der das erste Automobil der Welt fuhr; Heinrich Hertz, der mit der Entdeckung der elektromagnetischen Wellen das moderne Medienzeitalter einläutete u. a. – Karlsruhe, die badische Hauptstadt, wurde zur herausragenden Kulturstadt. Aber das verpflichtende Erbe des „Gründerbriefs“ von 1715 führte Karlsruhe auf den Weg zur konkurrenzlosen Kompetenz in der deutschen Kulturlandschaft: Karlsruhe wurde Sitz des Bundesverfassungsgerichts, des Bundesgerichtshofs, des Generalbundesanwalts, die Karlsruher Botschaft als Kulturhauptstadt Europas lautet schlicht: „Recht und Gerechtigkeit sind die Grundlagen einer Gemeinschaft und die Basis ihrer Kultur“. Also: MIT RECHT. KARLSRUHE: Aus guter Tradition.

Karlsruhe–Baden: Hier entstand 1818 die damals modernste Verfassung Deutschlands, 1822 wurde in Karlsruhe das erste Parlamentsgebäude auf deutschem Boden errichtet, den ersten deutschen Verwaltungsgerichtshof gab es in Karlsruhe (1863/64); die bürgerliche Gleichstellung der Juden erfolgte in Baden – früher als anderswo – 1862; Frauenemanzipation: 1893 wurde in Karlsruhe das erste deutsche Mädchengymnasium eröffnet. – Freiheit und Bürgerrechte: Nirgendwo haben die Jahre 1848/49 solche Spuren hinterlassen wie in Baden.

Der zentrale Ort der möglichen Kulturhauptstadt 2010 – Karlsruhe – ist „das europäische Haus der Gerechtigkeit“. Mit Recht. Karlsruhe.

Und heute? Heute kann die Region am Oberrhein durchaus als Modell für Europa gelten; die offene Nachbarschaft über den Rhein hinweg wird immer tragfähiger.

Karlsruhe zu rühmen als besonders gelungenes Zeugnis der Stadtbaukunst ist nicht originell: Weinbrenner, Schinkel, Hübsch, Walter Gropius, Egon Eiermann geben einen klaren Charakter. Karlsruhe ist auch eine „Stadt im Grünen“, eine „Stadt der Gärten“ wie kaum eine andere Stadt. Also viel Natur! Aber eben in guter Abstimmung mit Wissenschaft, neuen Medien, Kunst. Wo gibt es z. B. ein vergleichbares „Zentrum für Kunst und Medientechnologie“ (ZKM)?

Es wäre noch viel zu berichten, gute Bilanzen, Glücksfälle, echte Trümpfe, Errungenschaften, Volltreffer. Hier ist auf alle Fälle auch ein sehr guter Anfang gemacht, ein in der Tat längst überfälliger Schritt, „den künstlerischen und gesellschaftlichen Diskurs über Recht und Gerechtigkeit in den Mittelpunkt einer ‚Kulturhauptstadt Europas‘ zu stellen“. Das „Projektteam Kulturhauptstadt“ unter Bürgermeister Ullrich Eidenmüller als Projektleiter und Elisabeth Schraut als Sprecherin hat mit der Bewerbungs-Broschüre der Stadt Karlsruhe eine hervorragende Offerte abgeliefert und einen fundierten Anspruch angemeldet.

Adolf Schmid

Schwerpunkt: HEIMAT

Das Novemberheft 2004 der „Universitas. Orientierung in der Wissenswelt" (Stuttgart) hat sich einen Schwerpunkt ausgesucht: HEIMAT. Sicher sehr zeitgemäß und diskussionswürdig – nachdem bei vielen Politikern nur noch von GLOBALISIERUNG die Rede ist. Heimat und Geborgenheit – ohne Stellenwert? Hermann Bausinger stellt fest: „Das Schlagwort heißt Globalisierung – was und wer sich in engen Grenzen bewegt, gerät leicht in den Geruch des hoffnungslos Überalterten und Angestaubten". Er zitiert Henryk M. Broder, der von der „Droge Heimat" spricht, Heimatgefühl als „pathologische Reaktion auf eine Entwicklung, die Begrenzungen aufhebt und räumliche Bindungen relativiert". Bausinger hält dagegen: „Weil die Verbindungen weiträumiger, die früher festen Horizonte sehr viel durchlässiger geworden sind und weil die Welt insgesamt unübersichtlicher geworden ist, entstand ein starkes Bedürfnis nach einem strukturierten und transparenten Binnenraum, in dem man sich mit einiger Sicherheit bewegen kann. Die Besinnung auf die REGION ging, auch zeitlich, Hand in Hand mit der zunehmenden Internationalisierung …". Und Bausinger zitiert Wolfgang Lipp, der in einem Aufsatz 1986 feststellte: „Das Dasein kehrt auf den ‚Boden der Tatsachen' zurück; es besinnt sich auf Lokalität, Regionalität in neuer Weise".

Die Diskussion über „Heimat" wurde sehr belebt durch die Heimat-Film-Trilogie von Edgar Reitz; für ihn war „Heimat" schon „immer etwas, das wir verloren haben". Denn „die neue Faszination heißt Mobilität, weltweite Kommunikation, individuelle Freiheit. Der moderne Mensch reißt seine Wurzeln aus und wendet den Blick nicht zurück, Heimat ist kein Schicksal mehr …". Das Gemeinschaftsgefühl ergibt sich freilich „aus realen Arten, aus Menschen, Wahrnehmungen und frühen Selbstverständlichkeiten. Es ist ein modernes Niemandsland, ein Land ohne Dialekt und ohne Namen, das trotz aller Jugendmoden und globaler Faszinationen voller kindlicher Gefühle und Erinnerungen ist. Vielleicht könnte dieses Niemandsland, das für jeden, wenn er daran denkt, woanders liegt, wieder Heimat heißen".

Karlheinz A. Geißler ist sich sicher: „Wir finden Heimat und Dauer nur in uns selbst und bei jenen, die wir lieben und von denen wir geliebt werden". Oder: „Nur wer selbst verankert ist, kann andere und anderes festhalten". Freilich: „Die Chancen, die Orte und Freundschaften zu finden, an denen man nicht erklären muss, wer man ist, sie sind seltener geworden" – denn „das betriebsame Unterwegs ins Nirgendwo eröffnet zwar viele Chancen und vermehrt die Möglichkeiten, um zu vielen neuen Erlebnissen und noch mehr Entscheidungen zu gelangen, aber es ist nicht ohne Verlust zu haben …". Menschen auf der Suche nach Heimat: das Schicksal der über 2,4 Millionen so genannten Russlanddeutschen Spätaussiedler z. B. wird von Susanne Kutz und Wothan Dittmer beleuchtet, in vielen Einzelbiographien. Der iranische Lyriker Said erzählt eindrucksvoll von seiner Annäherung an die schwer zu gewinnende neue Heimat Deutschland.

Sprache als Heimat? – Rüdiger Görner modifiziert das Heidegger-Diktum, nach dem Herkunft Zukunft sei: „Wir haben nur dann Zukunft, wenn wir unsere Herkunft verwandeln, befruchtet durch das Fremde, Andere – eingedenk dieser schlichten Einsicht: Das Wort aus der Heimat kann Fremdwort werden und verlangt danach, dass wir es wieder und wieder neu buchstabieren".

Für Richard Chaim Schneider, geboren in München als Sohn ungarischer Holocaust-Überlebender, der heute in seiner Geburtsstadt und in Jerusalem lebt, kann Heimat in vielen Formen lebendig werden – in Menschen, in Sprache und Literatur, in Kaffeehäusern aller Kontinente, in den Gerüchen von Tel Aviv u. a. Er kann seine „Heimat" sicher „nicht als geographisches Gebilde definieren". Deutschland – „das ich zwar sicher nicht liebe, aber das mir viel gegeben hat, was ich liebe und was längst Teil meiner inneren Heimat geworden ist, aus der man mich, anders als meine Vorfahren, nie vertreiben kann".

Dieter Forte: „Ich habe keine Heimat. In mir entwickeln sich keine heimatlichen Gefühle, wenn ich durch die Straßen des Quartiers gehe, in dem ich geboren wurde. Hier leben jetzt die als Gastarbeiter bezeichneten Menschen aus ganz Europa und gewissen Teilen Afrikas und Asiens, die wohl auch keine Heimat mehr haben … Wo sind wir daheim? Je enger und begrenzter unsere Antwort ist, desto unglaubwürdiger ist Sie, je großzügiger und weiter – desto glaubhafter". Zum Trost zitiert Forte abschließend Jacob Burckhardt. „Im Grunde sind wir ja überall in der Fremde, und die wahre Heimat ist aus wirklich Irdischem und aus Geistigem und Fernem wundersam gemischt".

Viele großen Geister haben zu diesem Thema ihre Gedanken formuliert, u. a. Theodor Fontane: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen".

Adolf Schmid

Die „Badner Hymne“: „Nehmen wir sie gelassen, so wie sie historisch gewachsen ist“

Zuschriften zu: Adolf Schmid, Neue Überlegungen zum Badnerlied, Heft 3/2004, S. 454

Der überwiegende Teil der teilweise sehr ausführlichen Zuschriften hat sich für die Beibehaltung der zur Disposition gestellten 4. Strophe ausgesprochen. „Der orginale Text dieses Liedes hat Tradition und stellt ein Badener Geschichts- und Kulturgut dar. Er kann daher nicht einfach modernisiert oder aktualisiert werden. Solch unpassende Bereitschaft könnte dann ebenso dazu führen, im Streben nach Perfektionierung der Gleichberechtigung in das Lied auch aufzunehmen, dass es im Schwarzwald auch schöne Buben gibt usw. Die gleiche Zuschrift gibt zu bedenken, dass es bestimmt Lyriker geben wird, die künftig die Rothausbrauerei, VIVIL in Offenburg, UHU in Bühl … in Versform in die alte badische Hymne einbringen könnten“ (W. Lindner). Die „Rastatter Zeile“ der 4. Strophe wird von M. Obert differenziert interpretiert: „Natürlich ist sie nicht unproblematisch. Man kann sie auf die Unterwerfung der Badischen Revolution beziehen, ich glaube aber eher, dass damit die Festung in Richtung Frankreich gemeint ist, was natürlich heute erst Recht anachronistisch ist, wo wir nicht nur schon seit Jahrzenten in Freundschaft mit unseren französischen Nachbarn leben, sondern gerade hier in Baden den Rhein als verbindenden Strom einer gemeinsamen Region begreifen. Aber so ist das nun mal mit tradierten Texten. Man kann die Rastatter Zeile aber auch so interpretieren, dass es zu ‚Badens Glück‘ zu rechnen sei, dass von dieser Festung aus der entscheidende Funke der Freiheit später genau an dieser Stelle ausgetreten wurde“ (23. Juli 1849 Kapitulation der Festung). Der Autor endet seinen Brief mit dem Rat: „Schreiben wir den Menschen nicht vor, wie sie ihre ‚Baden-Hymne‘ singen sollen, geheimnissen wir nicht allzu viel hinein, nehmen wir sie gelassen“. Ein „Dichter“ hat mehrere Fassungen zur Auswahl erarbeitet:

„In Karlsruh’ residiert das Recht
In Mannheim die Kurpfalz;
In Rastatt ist der Schwarzwald nah’
Wir bitten: Gott erhalt’s“.

Oder

„In Rastatt baut man Autos nun
Und die sind gar nicht schlecht;
In Mannheim Technik weiterboomt
In Karlsruh’ ist das das Recht.“

Oder:

„Fabrik, die ist in Mannheim groß,
in Karlsruh’ ist’s das Recht;
in Rastatt hat man Lebensart
und das ist gar nicht schlecht“.

Ein anderer Autor dichtet:

„In Karlsruh’ ist die Residenz
in Mannheim die Fabrik
viel Sonne über’m ganzen Land
und das ist Badens Glück.“

Ich glaube, dass die angeführten Beispiele zeigen, dass bei einer Veränderung einer Strophe, auch weitere Strophen mit gleichem Recht geändert werden könnten. Auch besteht die Gefahr, dass „Neudichtungen“ leicht ins Banale abrutschen. Deshalb: „Man sollte nicht daran herumbasteln“ (Helmuth Warth).

Heinrich Hauß

„Weinbrenner hätte sich das ECE verbeten“

Zu einer Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild mit Professor Arno Lederer, Universität Karlsruhe

Die Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild lud am 20. Januar 2005 anläßlich ihres 30jährigen Bestehens zu einer Veranstaltung im Ständehaus in Karlsruhe. Als Redner war Professor Arno Lederer von der Universität Karlsruhe geladen, der zu dem Thema „Städtebauliche Planung – nach welchen Kriterien? Bestimmen Investoren die Stadtgestalt?“ sprechen sollte, aber dann zunächst von dem Thema „Die Vertreibung des Verborgenen – Was das Stadtbild ausmacht“ ausging. Nach Lederer muss die Architektur die Trennung zwischen innen und außen deutlich ziehen. Heute aber leitet das Private das Öffentliche. Der ECE-Bau als ein „trojanisches Pferd“ plappert der Erlebniswelt nach dem Munde, gibt sich gläsern transparent und privatisiert den öffentlichen Raum.

Die städtebauliche Planung sah Lederer weniger von Seiten der Investoren gefährdet, als vielmehr von den der Stadt fehlenden „Baumeistern“ oder fachlich kompetenten Politikern. Das ist der Grund, warum in Karlsruhe die Investoren keinen Sparringspartner mehr finden. So brauchen auch andere, nicht kommerzielle Bauherren nur mit ihrem Wegzug drohen, und schon dürfen sie im Botanischen Garten bauen. Lederers Positionen provozierten eine rege kritische Diskussion, die durch Statements der Fachleute auf dem Podium auf den Punkt gebracht wurde. Der Diskussion stellten sich Prof. Dr. Markus Neppl (Uni Karlsruhe), Dr. Harald Ringler (Stadtplanungsamt) und Dr. Johannes Wilhelm (Landesdenkmalamt). Es konnte nicht ausbleiben, dass sich die Diskussion auf das fast fertiggestellte ECE-Gebäude zwischen Erbprinzen-, Karl-Friedrich- und Lammstraße konzentrierte. Das Gebäude nimmt an einer städtebaulich im Fächer sensiblen Stelle (Verfassungssäule, Ettlinger Tor, Via triumphalis) eine derartig dominierende Stelle ein, wie sie mit der „Kleinteiligkeit“ des Fächers nicht vereinbar ist. Professor Mohl nannte deshalb den Bau das „Hauptverbrechen in der Stadt“. Ebenso sah Dr. Wilhelm den ECE-Bau als den „größten Eingriff in die Planstadt“. Prof. Neppl kritisierte den „schleppenden Diskurs“ in Sachen ECE-Projekt. Anschließend an Lederers Ausführung über das Innen und Aussen der Stadtachitektur, wies Dr. Harald Ringler auf das Problem des gesellschaftlichen Konsenses hin. Wie ist die Res publica zu realisieren, wenn das private Innen ins öffentliche Aussen gestülpt wird? Die Res Publica hätte für das Gleichgewicht in einer Stadt zu sorgen. Aber wer kann heute sagen, was für eine Stadt gut ist?

Professor Mohl stellte im Verlauf der Veranstaltung die Frage: „Was nehmen wir heute mit nach Hause?“ Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft machte – für die Zukunft wenigstens – den Vorschlag, in städtebaulichen Belangen wachsam zu sein.

Für Leser, die mit dem Karlsruher Projekt nicht vertraut sind, sei angemerkt, dass es sich um das größte Shopping-Center in Süddeutschland mit rund 130 Fachgeschäften, Filialisten und örtlichen Einzelhändlern handelt. Die Verkaufsfläche umfasst insgesamt 33 000 Quadratmeter. Dienstleistungen, Cafes und Restaurants finden auf weiteren 4000 Quadratmetern Platz. Zusätzliche 4000 Quadratmeter sind für Büro- und Praxisflächen vorgesehen (Karlsruher Wirtschaftsspiegel 2004/2005). Der Umfang des Areals macht deutlich, dass mit solchen Centers „die Stadt als belebtes Aussen verschwindet“ und sich ins Gebäudeinnere verlagert (Bernd Guggenberger).

Heinrich Hauß

Blicke auf den leergeräumten Fächersektor von der Kriegsstraße aus

Alle Fotos: Heinrich Hauß

Blick auf das ehemalige Kammertheater am Rondellplatz. Zur Zeit Weinbrenners stand an dieser Stelle ein klassizistisches Bürgerhaus mit einem Mittelhaus und niedrigeren Seitenteilen. Zwischen 1875 und 1880 wurde an seiner Stelle ein Haus mit einer Neo-Renaissance-Fassade erbaut.

V. Veranstaltungen/Symposien

„Salon du livre“ in Colmar

Seit 15 Jahren bietet der Salon du livre in Colmar/Elsass ein großartiges Kaleidoskop der Verlage und die sympathische Chance der Begegnungen mit Menschen ähnlicher Interessen. Natürlich sind die audio-visuellen Medien von großem Interesse, aber das Buch bleibt offensichtlich doch das wichtigste Element der kulturellen Auseinandersetzung und der persönlichen Bildung. Das Buch bleibt unbestritten ein Refugium der Freiheit des Denkens und der Sprache, betonte Gilbert Meyer, Député-Maire von Colmar, zur Eröffnung des vorjährigen „Salons“ im November. Und dass die Menschen, jung und alt, noch immer den Wert guter, unterhaltender, anspruchsvoller Lektüre zu schätzen wissen, zeigte wieder einmal der große Besucherandrang; es sind sicher wieder mehr als 25 000 gewesen.

Die „Badische Heimat“ war bereits zum dritten Mal eingeladen zur Teilnahme – um unsere Zeitschrift zu präsentieren, vor allem aber auf die verschiedenen Fragen interessierter Besucher kompetent zu reagieren. Wir bedanken uns bei der Stadt und Oberbürgermeister Gilbert Meyer, bei Brigitte Klinkert, der adjointe au maire und Vizepräsidentin des conseil général des „Oberrheins“ (und Enkelin des legendären Colmarer Bürgermeisters Joseph Rey!), bei Gabriel Braeuner, dem Verwaltungschef, beim verantwortlichen Organisationsleiter Francis Gueth, vor allem aber bei Isabelle Bräutigam / bibliothèque de la ville de Colmar, die sich um die Badener sehr liebevoll kümmerte.

Adolf Schmid

In Colmar: Anton Burkard/Freiburg (links); Jean-Pierre Daiber (Mitte); Isabelle Bräutigam/Colmar – Kulturamt (rechts)

Villingen-Schwenningen auf dem Weg ins 21. Jahrhundert

Spiegelt Villingen-Schwenningen das Land Baden-Württemberg im Kleinen?

Zu einer Publikation des Stadtarchivs

I. Eine Vernunftehe

Das Stadtarchiv Villingen-Schwenningen hat als Band 29 im Jahre 2004 die Ergebnisse eines wissenschaftlichen Symposiums, das im Jahre 2002 aus Anlass des 30. Geburtstages der gemeinsamen Stadt stattfand, herausgebracht. Das Symposium wurde unter dem Titel: „Projekt Gemeinsamkeit: 50 Jahre Baden-Württemberg, 30 Jahre Villingen-Schwenningen“ gestartet. Die Veranstaltung sollte auf einem breiten Fächerspektrum besonders zu einer Standortbestimmung der Stadt beitragen. Da sich Villingen-Schwenningen auf der Grenze der beiden Landesteile befindet, ging man mit einigen Recht davon aus, dass es im Kleinen das Land Baden-Württemberg widerspiegele. Wie Baden und Württemberg haben beide Städte eine „Vernunftehe“ geschlossen. Villingen und Schwenningen hatten sich lange Zeit als „Grenzstädte“ gegenübergestanden, „getrennt nur durch einen schmalen Streifen siedlungsleeren Landes. Gegner aus Tradition“ (Paul Reuber). Das Bild von der „Vernunftehe“ passt wohl letztendlich immer noch. Wie Baden und Württemberg „heirateten“ auch Villingen und Schwenningen nicht aus Liebe, sondern „aus rein geschäftsmäßigen Gründen“ (S. 23).

Die Veranstaltung gliederte sich inhaltlich in drei Teile: 1. Sektion: Villingen-Schwenningen, Anspruch und Wirklichkeit; 2. Sektion: Villingen-Schwenningen, Baden und Württemberg, Einheit der Gegensätze?; 3. Sektion: Die Stadt von morgen, Stadtplanung und Stadtsoziologie (Villingen-Schwenningen auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. Herausgegeben von Heinrich Maulhardt im Auftrag der Stadt Villingen-Schwenningen, Veröffentlichung des Stadtarchivs und der Städtischen Museen, Bd. 29, 2004, 15,00 Euro).

Die Vorträge von Hans-Georg Wehling, Hartmut Häußermann und Wolfgang Schwinge behandeln Themen, die in ihren Einsichten über das Lokale hinausgehen und von allgemeinem Interesse sind. Darum werden wir auch diesen Vorträgen besondere Aufmerksamkeit schenken.

II. Schnelle und konfliktarme Abwicklung der Fusion

Zum Verständnis der Veranstaltung ist die Erinnerung an einige Daten der „Schnellfusion“ nützlich. Kaum mehr als zwei Jahre vergingen von dem ersten offiziellen Fusionsvorschlag im Januar 1969 bis zur Verabschiedung des Gesetzes zur Zusammenlegung der beiden Gemeinden am 1. 1. 1972. Der Anstoß kam schon 1967 von den Landesplanern, die die Gemeinden Villingen und Schwenningen zum Oberzentrum ausbauen wollten. „Das ‚Bindestrich-Land‘ hatte eines seiner exponiertesten Neugliederungsprobleme durch die Bildung

Broschüre: Villingen-Schwenningen auf dem Weg ins 21. Jahrhundert

einer Bindestrich-Stadt gelöst“ (Reuber). Die schnelle und konfliktarme Abwicklung der Fusion verdankte sich der Aussicht, ein Oberzentrum zu werden. „Es ging bei den Städten zunächst nicht um lokale Zugewinne, sondern um ein Mehr an regionaler Macht und Einfluss“ (Reuber). Einen „Makel“ hatte aber auch diese Zusammenlegung, die Bürgeranhörung am 28. März 1971 litt darunter, dass die Informationen der breiten Öffentlichkeit zu spät und zu spärlich stattgefunden hatte. Außerdem gingen verhältnismäßig wenig Bürger zur Wahl. Allerdings konnte auch die Anhörung den Fortgang des Zusammenschlusses nicht entscheidend beeinflussen, da die Entscheidungsbefugnis den Gemeinderatskollegien beider Städte zustand.

2002 mußte man eingestehen, dass „die Wirklichkeit in Villingen-Schwenningen hinter den damaligen Wachstumszenarien deutlich zurückblieb“ (S. 23). Der Villinger Bahnhof heißt immer noch „Villingen im Schwarzwald“. Kirchlich wird VS immer noch von zwei Bischöfen geleitet und von zwei Vorsitzenden der Evangelischen Kirche.

III. Politisch-juristische und emotionale Vereinigung

Was die „emotionale Vereinigung“ der beiden Städte neben der vorausgehenden politisch-juristischen angeht, so kommt der Referent Paul Reuber (Villingen-Schwenningen – Eine Vernunftehe? Gedanken zur Kommunalen Gebietsreform) zu folgenden Schlüssen, die wir im Zusammenhang zitieren, weil sie wohl auch Gültigkeit für Baden-Württemberg beanspruchen dürfen:

„Gefühlsmäßig Barrieren, die in jahrhundertealter Gegnerschaft gewachsen sind, lassen nicht in wenigen Jahrzehnten beseitigen. Die wirkliche Vereinigung kann letztlich weder in der räumlichen Zusammenlagerung Städtischer Behörden noch durch bauliche verbindende Projekte im Stadtbild stattfinden, sondern am Ende einzig und allein in den Köpfen der Bevölkerung. Doch solche Veränderungen laufen nicht in Jahrzehnten ab. Sie benötigen einen Zeitraum von mehreren, ja von vielen Generationen, denn sie rühren an den innersten emotionalen Sicherheiten eines jedes einzelnen Bewohners: an seine Verwurzelung und Identifikation mit dem Raum, in dem er lebt: mit seinem Dorf, einer Stadt, seiner Region, kurzum mit dem, was die meisten von uns als ihre ‚Heimat‘ bezeichnen“ (S. 24).“

IV. Verbundenes und Unverbundenes in Baden-Württemberg

Hans-Georg Wehling von der Landeszentrale für politische Bildung gab einen „eindringlichen“ (Bausinger) historischen Rückblick auf die beiden Länder Baden-Württemberg („Ein Bindestrichland? Verbundenes und Unverbundenes in Baden-Württemberg“, S. 34–39). Er behandelt die „alten“ Länder Baden und Württemberg, stellt sie einander gegenüber und arbeitet die politisch-kulturellen Besonderheiten der beiden Länder heraus.

Die Fusion von Villingen und Schwenningen grenzt für Wehling „fast an ein Wunder“. Denn zwischen beiden Städten verlief nicht nur eine politisch-kulturelle Scheidenlinie, sondern auch eine konfessionelle. „Nach wie vor unterscheiden sich aber die beiden Ausgangsstädte Villingen und Schwenningen voneinander, deutlich sichtbar. Auf der einen Seite eine planmäßig angelegte Stadt … auf der anderen Seite ein zur Stadt aufgestiegenes, ehemaliges Industrie- und Arbeiterdorf“ (S. 34).

Wehling beschäftigt sich im Hinblick auf die Integrationsaufgabe mit Fragestellungen wie: „Was wurde dort (in VS) politisch-verwaltungsmäßig zusammen geschlossen? Was heißt demgegenüber politisch-kulturell Baden und was Württemberg? Welche historisch gewachsenen Schichten liegen Idenitätsstiftend darunter?“ (S. 34)

Die „alten“ Länder Baden und Württemberg waren zum Zeitpunkt der Südwest-Staatsgründung gerade einmal 150 Jahre alt und waren das Produkt einer Zwangsvereinigung. Kernproblem des badischen Staates war die Integration. Wehling meint nun, dass „das Ende Badens, das mit der Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951 und der Gründung des Südweststaates herbeigeführt worden ist“, als Scheitern dieser Integrationspolitik interpretiert werden kann. „Es waren vorwiegend die kurpfälzisch-protestantischen Gebiete des Nordens, die mit ihrem Abstimmungsverhalten für den Südweststaat die Wiederherstellung des alten Landes Baden verhindert haben“ (S. 35).

Der Unterschied zwischen Baden und Württemberg besteht in politischer Hinsicht vor allem darin, dass Baden „faktisch ein neu entstandenes Staatsgebilde“ war, und es sich bei Württemberg um eine Annexion handelte. Württemberg hat als Ausgangsland sein System einfach auf die Neuerwerbungen übertragen.

V. Diskurs über eine neues Verständnis von Stadt

Wolfgang Schwinge (Forschungstätigkeit im Verbundprojekt „Stadt 2030“) fordert in seinem Vortrag „Villingen-Schwenningen im 21. Jahrhundert – Aspekte der Stadtplanung“ (S. 75–80) entgegen der „Nichtprognostizierbarkeit“ der Entwicklung einen grundsätzlichen Diskurs über ein neues Verständnis von der Stadt und ihrer Leitbilder. Dieser Diskurs wird von folgenden Entwicklungslinien auszugehen haben:

1. Durch die gesteigerte Mobilität haben sich die Kommuniktionsnetze weit über die Grenzen der Stadt, ja der Region hinausgeschoben. Die neue Informations- und Kommunikationsmedien, verbreiten „die die Kunde von den Freizeit- und Erlebniswelten verbreiten“, die dank der Mobilätsmöglichkeiten auch erreicht werden.
2. Für den Erfolg von Konkurrenz und Menschen sind die „weichen“ Standortfaktoren (Freizeitwert, Kulturleben, Klima) Voraussetzung.
3. Suburbanisierung durch den Wegzug der Städter und
4. das Verschwinden des Marktes durch die virtuellen Wellen des homebanking und internet-shopping.

„Weitermachen wie bisher – dies glaube ich, werden sich auch stärkere Städte angesichts der kommenden Veränderungen nicht leisten können“ (Thomas Sieverts). Nach Schwinge bleibt wohl nichts anders übrig, „als sich mit wacher Wahrnehmung der Ungewissheit über die zukünftige Entwicklung auszusetzen“ (S. 80).

VI. Was mit der Stadt tun?
Über „Zukünfte“ nachdenken

Die Ergebnisse der Schlussdiskussion des Symposiums lassen sich in drei Themenkreise zusammenfassen: 1. Zukünftige Investitionen, 2. Was wollen wir sein? und 3. Diskurskultur und „Zukünfte“ der Stadt. Große Modelle sind in Zukunft nach Häußermannn nicht mehr möglich, auch wird die Stadtplanung eine nur noch „moderierende Rolle“ spielen können. Bemerkenswert ist Häußermanns Perspektive der Städte als Städte der „Konkurrenz der Köpfe“. „Was alle Städte tun müssen, worauf sich alle Städte konzentrieren müssen, das ist eigentlich die Konkurrenz um Köpfe, nicht mehr um Beton, nicht mehr um große Investitionen, sondern um Leute, kreative jungen Leute, die ihren Lebensmittelpunkt, die ihre Perspektive mit der Stadt verbinden. Und so vage das klingt, so wenig fassbar das klingt, aber es ist die einzige Option“ (S. 90). Nach Schwinge muss sich eine Stadt Klarheit über die Frage „Was wollen wir? verschaffen. Das heißt die ‚Gemeinschaft der Städter‘, die soziokulturelle Dimension ist wichtiger als die Frage ‚was wollen wir haben?‘“ (S. 91). Was eine Stadt letztlich will, kann nur im Diskurs mit der Stadt erarbeitet werden. „Wenn man in dieser Stadt weiterkommen will, wird es notwendig sein, über verschiedene Zukünfte, bewusst Plural Zukünfte, nachzudenken“ (Ruther-Melis, S. 92).

Heinrich Hauß

Medien und Kommunikation am Oberrhein

Schlussbericht des 9. Dreiländerkongresses

Nicht nur Bauch, sondern auch Kopf und Herz

Am 16. September 2004 behandelte der Dreiländer-Kongress in Basel das Thema „Medien und Kommunikation am Oberrhein“, Im Regioinform 2/2004, dem Informationsbulletin der Regio Basiliensis, wurde jetzt der Schlussbericht veröffentlicht. „Welche Chancen haben wir grenzüberschreitende Kommunikationsprozesse mit den bescheidenen Mitteln einer Grenzregion zu organisieren?“ Prof. Peter Glotz (St. Gallen) meinte, dass grenzüberschreitende Kommunikation nur zustande kommen könne, „wenn wir in die Kultur des jeweils anderen eintauchen“. Nun hat sich aber herausgestellt, dass – gemäß Leserumfragen – das Interesse der Leser „vor allem in den Bereichen Einkaufen, Essen und Trinken“ liegt. Doch muss daran festgehalten werden, dass die Einwohner nicht nur aus Bauch, sondern auch aus Herz und Kopf bestehen! Doch muss zur Kenntnis genommen werden, dass die „Dreiland-Zeitung“, nach 10jährigem Bestehen, aus wirtschaftlichen Gründen eingegangen ist. Die wöchentliche Beilage der Basler Zeitung hat sich nicht etablieren können, da „viele Leser außerhalb der unmittelbaren Grenzregion sich nicht angesprochen fühlten“. Das Interesse der Leser über die gastronomischen und konsumorientierten Themen hinaus anzusprechen, scheint zumindest für die Printmedien, die mit ihrem Verbreitungsgebiet an einen begrenzten Anzeigenmarkt gebunden sind, äußerst problematisch. Als Aufgabe bleibt „das tiefere kulturelle Verständnis für die Nachbarn zu stärken“. Am aussichtsreichsten scheint das noch über Internet und Radiosendungen zu gelingen. So ist der **Internet-Wegweiser,** realisiert von der REGIO BASILIENSIS und dem Forum Printmedien, für Journalisten eingerichtet worden. Die älteste trinationale Medienkooperation ist die Radiosendung **„Drei Länder – ein Thema“** (DRS 1, Radio France Elsass und SWR 4). **„Vis-a-Vis“** ist ein grenzüberschreitendes TV- Magazin von France 3 Alsace und dem Südwestrundfunk Freiburg. Ein grenzüberschreitendes Magazin **„Triregio“** wird vom Privatsender TV Südbaden, Alsatic und Telebasel monatlich ausgestrahlt. Ministerpräsident Kurt Beck schlug vor, eine vierteljährlich erscheinende Oberrhein-Internet-Zeitung zu realisieren.

Heinrich Hauß

VI. Jubiläen/Kulturdenkmäler

Naturschutz hat viele Gesichter – Zeitzeugen im Visier

50 Jahre Naturschutzgeschichte in Baden-Württemberg

Sie war längst überfällig, die Aufarbeitung der Geschichte des Naturschutzes im Südweststaat. Um so mehr als die als primäre Informationsquelle und potenzielle Interviewpartner zur Verfügung stehenden Zeitzeugen des amtlichen wie ehrenamtlichen Naturschutzes inzwischen dünn gesät und meist hoch betagt sind.

Leider sind während der dreijährigen Aufarbeitungszeit bereits acht Zeitzeugen, unter Ihnen einer der Väter des Naturschutzgesetzes für Baden-Württemberg, *Dr. Siegfried Künkele* (s. Badische Heimat 3/2004: 474–475) sowie der langjährige Landwirtschaftsminister *Dr. h. c. Gerhard Weiser* (s. Badische Heimat 4/2003: 696–697), verstorben. Die mit dem **Oral-History-Projekt** betraute Autorin und freie Journalistin *Dr. Bärbel Häcker* war daher gut beraten, Ihre mehrjährige Recherche mit persönlichen Interviews zu beginnen.

Bei aller Subjektivität der in verschiedenen Berufsbildern – vom Verwaltungsjuristen bis zum Pflanzensoziologen – verhafteten, von ganz unterschiedlichem Zeitgeist und Motivation geprägten wie getriebenen Zeitzeugen, erlauben die Interviews in ihrer Vernet-

zung eine erstaunlich objektivierbare **Innensicht der baden-württembergischen Naturschutzverwaltung.** Die aus den Interviews gewonnenen Fakten und Erkenntnisse werden zusätzlich durch schriftliche Quellen ergänzt und abgerundet.

Schnell wird klar, dass Aktivitäten und Neuerungen im Naturschutz nur im historischen Kontext mit der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung in der Geschichte der Bundesrepublik zu betrachten und zu verstehen sind. Unter diesem Aspekt ist die gewählte Unterteilung in verschiedene **Zeitspannen** von der Mitte des 20. bis zur Schwelle ins 21. Jahrhundert nur konsequent:

Nachkriegsjahre – Aufbaujahre – Umbruchjahre – Aufbruchjahre – Fruchtbare und wechselhafte Jahre – Offene Jahre, sie alle stehen jeweils für eine bestimmte (Werte-)Entwicklung und Ausrichtung des Naturschutzes, auch für eine bestimmte Außenwirkung und Akzeptanz. Die einzelnen Kapitel bieten in ihrer Gesamtschau eine fundierte Plattform für die Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart. Darüber hinaus bleibt Stoff genug für „Quo vadis" – Diskussionen über die Zukunft des Naturschutzes in unserem Bundesland.

Prof. Dr. Ernst Waldemar **Bauer**; Prof. Dr. Konrad **Buchwald** (1914–2003); Dr. Guntram **Blaser**; Rainer **Fahrenbruch**; Gerhard **Feucht**; Gerhard **Fuchs**; Dr. Sabine **Görs** (1922–2002); Dr. Karl Hermann **Harms**; Dr. Hans-Günther **Hausmann**; Horst **Hanemann**; Dr. Eberhart G. **Heiderich**; Heinrich **Henn**; Harald **Jacoby**; Prof. Dr. Klaus **König**; Wilhelm **Krüger**; Klaus **Kußmaul**; Dr. Siegfried **Künkele** (1931–2004); Prof. Dr. Ekkehard **Liehl** (1911–2003); Rolf **Mahr**; Dr. Robert **Maus**; Dr. Hans **Mattern**; Dr. Hans-Peter **Mayer** (1932–2003); Günther **Müller**; Prof. Dr. Theo **Müller**; Prof. Dr. Dr. Erich **Oberdorfer** (1905–2002); Dr. Oswald **Rathfelder**; Prof. Dr. Günther **Reichelt**; Dr. Hans **Scheerer** (1912–2001); Josef **Schillinger**; Dr. Günter **Schmid**; Pater Agnellus **Schneider**; Prof. Dr. Helmut **Schönnamsgruber**; Siegfried **Schuster**; Prof. Dr. Gerhard **Thielcke**; Robert Walz; Dr. h. c. Gerhard **Weiser** (1931–2003); Prof. Dr. Otti **Wilmanns**; Reinhard **Wolf**.

50 Jahre Naturschutzgeschichte sind aber *nicht nur* von Zeitströmungen und umweltpolitischen Richtungen beeinflusst worden. Entscheidend waren und sind immer auch **Persönlichkeiten**, die durch herausragende Initiativen und Leistungen – sei es programmatischer Natur oder durch beispielgebenden Einsatz vor Ort – den Naturschutz im Lande nachhaltig geprägt haben. Achtunddreißig von ihnen werden uns in beeindruckenden **Zeitzeugenporträts** näher gebracht:

Fazit Einmal mehr bewies die Stiftung Naturschutzfonds Baden-Württemberg unter ihrem damaligen Geschäftsführer *Dr. Eberhart Heiderich,* die die vorliegenden **Spurensuche** gemäß ihres Bildungsauftrages nicht nur anregte, sondern auch finanzierte, Spürsinn und Weitsicht. Denn, – „Tradition ist nicht Bewahren der Asche, sondern Weitertragen der Flamme" *(Günter Eich),* auch und gerade im Naturschutz. Um diese Flamme rasch in allen Landesteilen zum Leuchten zu bringen, sollte die vorliegende Dokumentation – wie ursprünglich beabsichtigt – möglichst zeitnah in eine attraktive **Wanderausstellung** umgesetzt werden. Häcker, Bärbel (Hrsg. Heiderich, Eberhart): 50 Jahre Naturschutzgeschichte in Baden-Württemberg. Zeitzeugen berichten. 305 S. mit 142 Farb- und s/w-Fotos; Stuttgart 2004 (Eugen Ulmer). ISBN 3-8001-4472-7, 34,90 €

Roland Heinzmann. M. A.

„Die Dorfkirche" ist Kulturdenkmal des Jahres 2005

Peterskirche Lienzingen, Stadt Mühlacker, Baden-Württemberg

Der Bund Heimat und Umwelt in Deutschland, Bundesverband der Bürger- und Heimatvereine, hat als Kulturdenkmal des Jahres „Die Dorfkirche" ausgewählt. Er möchte mit dieser Jahresaktion auf erhaltenswerte Kulturlandschaftselemente hinweisen.

Die Dorfkirche ist oft schon von weitem sichtbar und prägt sowohl den Dorfcharakter als auch die sie umgebende Landschaft. Dorfkirchen wurden meist an exponierter oder zentraler Stelle gebaut. Die Dorfstrukturen gruppieren sich um das Gebäude. Auch die Wegeführung ist auf die Kirche ausgerichtet, und sie dient als Orientierungspunkt. Hohe Türme überragen andere Bauwerke. Im Zuge von Verstädterungen wurde inzwischen oft das ehemals kirchturmdominierte Siedlungsbild durch maßstabssprengende Hochhauskulissen abgelöst.

Dorfkirchen verkörpern die Tradition und das Erbe einer Region. Sie bilden charakteristische Ensembles aus Architektur, Baustilen und Kunsthandwerk, die geprägt sind von religiösen Werten. Die verwendeten Materialien sind regionaltypisch. So finden wir typische Kirchen aus schwarzem Lavagestein in den

Vulkangebieten der Eifel, Buntsandstein im Elbsandsteingebirge und in Franken, Fachwerk- oder Backsteinkirchen in steinarmen Gegenden oder verputzte Ziegelbauten in Südbayern.

Kirchen aus unterschiedlichen Epochen, von der Romanik bis hin zu den – in ihrer Architektonik manchmal umstrittenen – Neubauten der Moderne, verdienen Beachtung. Jede Epoche hat ihre eigenen Baustile hervorgebracht. Dorfkirchen sind bedeutende Kulturgüter als Ensembles aus Bauwerk und Ausstattung. Zudem fühlen sich viele – auch religionsferne – Dorfbewohner „ihrer Dorfkirche“ emotional verbunden, denn sie gibt dem Ort einen wiedererkennbaren Charakter, ein Stück Heimat, eine Sehenswürdigkeit und einen touristischen Anziehungspunkt.

In Zeiten knapper werdender Kassen und sinkender Anzahl der Gläubigen denken die Kirchenverwaltungen über Schließungen und Abriss nach. Hohe Erhaltungs- und Restaurierungskosten müssen aufgebracht werden. Viele kleine Kirchen wurden vernachlässigt, da es an den notwendigen Mitteln fehlte. Gerade in kleinen Gemeinden ist daher bürgerschaftliches Engagement gefragt, um so manche Kirche zu erhalten. Eine multifunktionale Umnutzung der „Immobilie Kirche“ zum Zweck der Bauwerkserhaltung ist ein Weg, Baudenkmäler zu erhalten, er ist jedoch sehr umstritten.

Dorfkirchen sind Kulturdenkmäler. Der Bund Heimat und Umwelt setzt sich gemeinsam mit seinen Landesverbänden für den Erhalt von Dorfkirchen ein, denn die Kirche soll man im Dorf lassen

Informationen beim:
Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU), Adenauerallee 68, 53113 Bonn,
Telefon (02 28) 22 40 91/92, Fax: (02 28) 21 55 03, E-Mail: bhu@bhu.de, www.bhu.de.

VII. Jahrbücher

AQUAE 04

Dr. Haehling von Lanzenauer stellt im Zusammenhang mit der Eröffnung des Baden-Badener Bahnhofs im Jahre 1844 die Geschichte des Oberpostmeisters Gustav Fischer, der mit der Leitung des ersten Baden-Badener Stadtbahnhofs betraut war, vor. Fischers Tochter Wilhelmine heirate 1864 den Ministerialrat Leopold Gerwig. Leopolds Bruder war Robert Gerwig, der die Schwarzwaldbahn von Offenburg bis Donaueschingen baute.

Ebenfalls von Lanzenauer stammt der Aufsatz „Leo Wohleb und Reinhold Schneider“. Lanzenauer gibt zunächst einen kurzen Abriss der Biographien beider Männer und veröffentlicht danach erstmals den Briefwechsel zwischen Wohleb und Schneider.

Der Aufsatz von Jutta Bergengruen und Rolf Rössler ist dem „Neuen Stadtmuseum im Alleehaus“ gewidmet. Das Stadtmuseum ist Schlusspunkt der Museumsmeile, die mit dem Festspielhaus beginnt. Das neue Stadtmuseum wurde am 18. September 2004 eröffnet.

Den Anschluss des Heftes bildet eine Abhandlung zu Planung und Errichtung des Museumsgebäudes der Sammlung von Frieder Burda an der Lichtentaler Allee.

Unter Personalia wird die Geschichtsforscherin der Stadt Baden-Baden und langjähriges Vorstandsmitglied der Badischen Heimat, Emilie Ruf gewürdigt.

Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden
Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden
Redaktion: Hannes Leis/Joachim O. Englert
Heft 37/2004, 83 S., Preis: 10,80 Euro.

Heinrich Hauß

Mosbacher Jahresheft 2004

Die vorliegende Ausgabe widmet sich in erster Linie den Stadtteilen der Großen Kreisstadt. Es finden sich im Heft Berichte über das Streudorf Sattelbach, Diedesheim, Lohrbach, Neckarelz und Reichenbuch. Berücksichtigt wurden auch Haßmersheim und Weisbach. Weitere Aufsätze sind dem „Stadtwald Mosbach im Jahr 1837“, der „Mosbacher Polizeyordnung von 1599“ und dem 80. Geburtstag von Prof. Dr. Gehard Kittel gewidmet. 1968 gründete er in Erlangen die Lehranstalt für Logopädie. Das Jahresheft schließt ab mit einem umfangreichen Jahresbericht 2004 „Aus dem Stadtmuseum“.

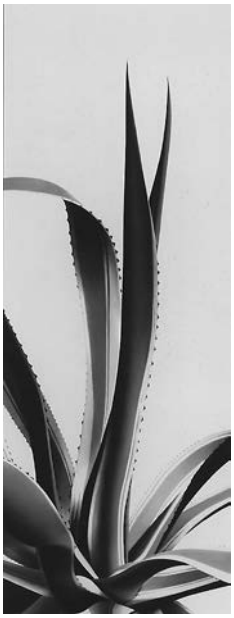
Jahrgang 14. Herausgegeben vom Geschichts- und Museumsverein Mosbach e. V. und der Großen Kreisstadt Mosbach. 238 Seiten. Schriftleitung: Markus M. Wieland (Ebertsgarten 50, 74847 Obrigheim-Mörtelstein).

Heinrich Hauß

Ausstellungen in Baden

Thomas Kitzinger – Malerei

23. Januar – 27. März 2005

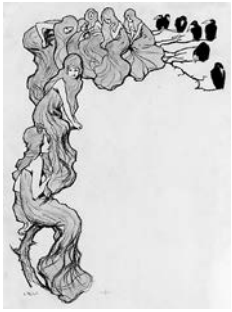


Städtisches Kunstmuseum Singen
Ekkehardstraße 10
78224 Singen (Hohentwiel)
Tel. 0 77 31/85-2 71
Eintritt 3 / 1,50 €
Di 10–12, 14–18 Uhr
Mi–Fr 14–18 Uhr
Sa, So 11–17 Uhr

Kitzingers Malerei ist ein faszinierender Balanceakt. Sie verblüfft den Betrachter durch ihre altmeisterlich-akribische Maltechnik, das Leuchtlicht seiner Werke und die farbliche Präsenz seiner Motive: Schalen, Becher, Agaven. Die Ausstellung zeigt ca. 50 Arbeiten aus den Jahren 1998 bis 2005. Der Schwerpunkt liegt auf den neuen, z. T. großformatigen (bis zu 150 × 250 cm) „Agaven-Bildern". Der Künstler, geb. 1955, lebt und arbeitet in Freiburg. Er erhielt bereits zahlreiche Stipendien und Preise.

Meisterwerke der Zeichenkunst aus der Sammlung Wilhelm Brandes

Teil IV: Fin de Siècle und Jugendstil
22. Januar – 27. März 2005



Städtische Wessenberg Galerie
im Kulturzentrum am Münster
Wessenbergstraße 43
78462 Konstanz
Tel. 0 75 31/90 09 21 und 90 03 76
Eintritt 2 / 1 €
Di–Fr 10–18 Uhr
Sa, So 10–17 Uhr

1907 vermachte der Bankier Wilhelm Brandes (1839–1907) der Stadt Konstanz seine wertvolle Sammlung von Handzeichnungen. Nachdem die Brandes-Sammlung lange nicht zu sehen war, werden die rund 450 Graphiken in vier Ausstellungen (2000/2001, 2002, 2003 und 2005) in chronologischer Folge wieder öffentlich gezeigt. Im Mittelpunkt dieser letzten Ausstellung stehen die Jahre um 1900. Stilistisch dominierten Symbolismus, Realismus und Jugendstil.

Entlarvt! Von Masken und Maskeraden

Sammlung traditioneller Fasnachtsmasken aus Baden-Württemberg und Künstlermasken von Erwin Spuler
18. Dezember 2004 – 28. März 2005

Museum beim Markt
Karl-Friedrich-Straße 6
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26-65 20
Eintritt 2 / 1 €
Di–Do 11–17 Uhr, Fr–So 10–18 Uhr

Die Verwendung von Masken zu Repräsentationszwecken, zu Spott und zum Schutz sind das Thema dieser Ausstellung. Die Basis bilden eine Sammlung traditioneller Fasnachtsmasken aus Baden-Württemberg und Künstlermasken von Erwin Spuler, die das Badische Landesmuseum angekauft hat.

Kleider machen Römer

6. November 2004 – 28. März 2005

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg
Außenstelle Konstanz
Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
Tel. 0 75 31/98 04-0
Eintritt 4 / 3 €
Di–So 10–18 Uhr

Welche Kleidung trug Cäsar und welche die römischen Bürger? Wie wurde sie hergestellt, welche Farben und Materialien wurden verwendet? Wie wechselten die Moden und welche Kleidungsvorschriften gab es? Antworten auf diese Fragen liefert die Ausstellung.

Helen Daphne Walch

Ateliereinblicke 2005
28. Januar – 1. April 2005

EnBW
Energie Baden-Württemberg AG
Durlacher Allee 93
76131 Karlsruhe
Tel. 07 21/63-1 25 37
Eintritt frei
Mo–Fr 10–18 Uhr

Mit der Ausstellungsreihe „Ateliereinblicke“ förderte die EnBW junge Künstler. Dieses Jahr wurde Helen Daphne Walch (*1977) ausgewählt. Sie begann 1998 ihr Studium an der Staatlichen Akademie der Künste Karlsruhe und schloss es 2004 als Meisterschülerin von Prof. E. Caramelle ab. In der Ausstellung sind großformatige Architektur- und Landschaftsansichten zu sehen.

A bis Z

50 Jahre Künstlerbund Baden-Württemberg
20. Februar – 3. April 2005

Städtische Galerie Karlsruhe
Lorenzstraße 27
76135 Karlsruhe
Tel. 07 21/1 33-44 01
Eintritt 4 / 3 €
Mi–Fr 10–18 Uhr, Sa, So 11–18 Uhr

Das Jubiläum der arriviertesten Künstlervereinigung im Südwesten wird in diesem Jahr in mehreren Veranstaltungen gewürdigt. Der Auftakt in der Städtischen Galerie Karlsruhe richtet den Blick auf das Heute, auf die Vielfalt und den Spannungsreichtum des aktuellen Kunstschaffens. Malerei, Bildhauerei, Grafik und Objektkunst treten gemeinsam an, um nicht das Gegeneinander, sondern das gleichzeitige Miteinander unterschiedlicher künstlerischer Auffassungen und Richtungen zu demonstrieren.

„All' Strassen, Gassen sind voll Narren"

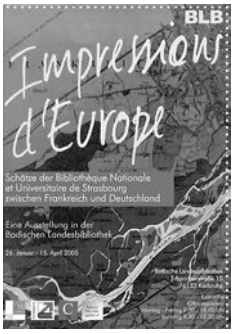
Vom Münsternarren zur Breisgauer Narrenzunft
6. Januar – 3. April 2005

Wentzingerhaus – Museum für Stadtgeschichte
Münsterplatz 30
79098 Freiburg i. Br.
Tel. 07 61/2 01-25 15
Eintritt 2 / 1 €
Di–So 10–17 Uhr

Die kulturgeschichtlich ausgerichtete Ausstellung beleuchtet die Gestalt und Bedeutung des Münsternarren ebenso wie die Geschichte der Freiburger Fastnacht bis zur Gründung der „Breisgauer Narrenzunft" im Jahr 1934, mit der die Freiburger Fastnacht den Weg vom Karneval zur alemannischen Fasnet fand. Schwerpunkte liegen in der Zeit um 1500 und zwischen dem 18. und dem frühen 20. Jahrhundert. Unter den Exponaten finden sich zahlreiche wertvolle Leihgaben, darunter mehrere über 500 Jahre alte Ausgaben des berühmten Narrenschiffs von Sebastian Brant (dem auch der Ausstellungstitel entnommen ist).

Impressions d'Europe

Schätze der Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg
26. Januar – 15. April 2005



Badische Landesbibliothek Karlsruhe
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/1 75-0
Eintritt frei
Mo–Fr 8–18 Uhr, Sa 9.30–12.30 Uhr

Anlässlich des 40. Jahrestages der Unterzeichnung des Elysée-Vertrages vom 22. Januar 1963 präsentierte die Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg (BNUS) im vergangenen Jahr ausgewählte „Schätze" ihres Bestandes. Diese werden nun auch in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe gezeigt.

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht „das deutsche Buch“, das in mehreren Themenkreisen vorgestellt wird. Aus der Gründungszeit der Bibliothek stammt die Schenkung aus Königsberg: 40 000 Bände als Ausgleich für die enormen Kriegsverluste der alten Straßburger Stadtbibliothek während des Deutsch-Französischen Krieges.

Pompeji

Die Stunden des Untergangs, 24. August 79 n. Chr.
28. November 2004 – 17. April 2005

Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim
Zeughaus D5
68159 Mannheim
Tel. 06 21/2 93-31 51
Eintritt 7 / 5 €
Di–So 11–18 Uhr

Als am 24. August 79 der glühende Ascheregen des Vesuvs über die Stadt Pompeji fiel, wurden die Menschen buchstäblich „in ihren alltäglichen Verrichtungen“ überrascht. Die Katastrophe, die über die Stadt hereingebrochen war hat sich für die Wissenschaft als eine reiche Quelle zur Erforschung und Beschreibung der Lebenswelt des antiken Menschen erwiesen. Im internationalen Tauziehen um das Projekt ist es den Reiss-Engelhorn-Museen gelungen, die Ausstellung, die anschaulich mit originalen Fundstücken Schaubildern und Rekonstruktionen das Geschehen im August 79 schildert, nach Mannheim zu holen.

Pfeil und Bogen

17. Dezember 2004 – 17. April 2005

Museum für Ur- und Frühgeschichte
Colombischlössle
79098 Freiburg
Tel. 07 61/2 01-25 71
Eintritt 2 / 1 €
Di–So 10–17 Uhr

Neben der Beherrschung des Feuers gilt die Erfindung von Pfeil und Bogen als wichtigste Errungenschaft des steinzeitlichen Menschen. Wann und wo genau dieses erste High-Tech-Gerät der Menschheit entwickelt wurde ist unsicher, denn Holz verrottet bekanntlich schnell. Aber Pfeilspitzen aus Stein und Höhlenzeichnungen weisen darauf hin, dass bereits vor 10 000 Jahren Menschen mit Pfeil und Bogen zur Jagd gingen oder in den Krieg zogen. Die Ausstellung ist keine bloße Vitrinenschau: Nachbildungen prähistorischer Werkzeuge zur Herstellung von Pfeilen, Bögen und anderen Jagdgeräten können in die Hand genommen werden.

Rudolf Dischinger zum 100. Geburtstag

Zeichnungen und Gemälde der Neuen Sachlichkeit
29. Januar 2004 – 17. April 2005

Museum für Neue Kunst
Marienstraße 10a
79098 Freiburg
Tel. 07 61/2 01-25 81
Eintritt 3 / 2 €
Di–So 10–17 Uhr

Mit der Ausstellung erinnert das Museum für Neue Kunst an den 100. Geburtstag des Malers und Zeichners Rudolf Dischinger. Nach der Retrospektive von 1990 werden diesmal ausschließlich Werke der 20er und 30er Jahre gezeigt, mit denen Dischinger sich als Vertreter der Neuen Sachlichkeit einen Namen gemacht hat.

Der Künstler wurde 1904 in Freiburg geboren und studierte von 1924–27 an der Badischen Landeskunstschule in Karlsruhe bei Georg Scholz und Karl Hubbuch. Seine bevorzugten Themen waren Stadtlandschaften, Menschendarstellungen, vor allem aber auch Stilleben, in denen er die Beschäftigung mit den ihn umgebenden leblosen Dingen suchte.

… und wir hörten auf, Menschen zu sein …

Der Weg nach Auschwitz im Spiegel der Sammlung Wolfgang Haney
Eine Ausstellung des Bundesarchivs
28. Januar – 17. April 2005
Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte
Bundesarchiv Aussenstelle Rastatt
Herrenstrasse 18/Schloss
76437 Rastatt
Tel. 0 72 22/7 71 39-0
Eintritt frei
Di–So 9.30–17 Uhr

„Pflanzen auf Zeitreise“

„Restaurierung und Katalogisierung des Herbariums Leiner“
10. Dezember 2004 – 1. Mai 2005

Bodensee-Naturmuseum
Hafenstraße 9, Im Sea Life Centre
78462 Konstanz
Tel.: 0 75 31/12 87 39 00
Eintritt 2 / 1 €
täglich 10–17 Uhr

Max Beckmann – Druckgraphik 1914–1924

19. Februar – 22. Mai 2005

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Hans-Thoma-Straße 2–6
76062 Karlsruhe
Tel. 07 61/9 26-33 59
Eintritt: 5 / 3 €
Di–Fr 10–17 Uhr, Sa, So 10–18 Uhr

Max Beckmann (1884–1950) zählt nicht nur zu den herausragenden Malern, sondern auch zu den großen Druckgraphikern des zwanzigsten Jahrhunderts. Zu sehen sind rund 130 Blätter aus der für Beckmanns Entwicklung entscheidenden Phase zwischen dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs – der für den Künstler eine tiefe Krise darstellte, aber auch eine grundlegende Neu-

orientierung auslöste – und der vorübergehenden Konsolidierung Mitte der zwanziger Jahre. Das bis zu diesem Zeitpunkt entstandene druckgraphische Werk ist eindrucksvoll, sowohl in qualitativer wie auch in quantitativer Hinsicht: Zwischen 1914 und 1924 schuf Beckmann 156 Radierungen, 72 Lithographien und 16 Holzschnitte.

Otto Lais

Das Graphische Werk eines symbolischen Realisten
6. Februar – 22. Mai 2005

Freundes- und Förderkreis Pforzheim Galerie e. V.
Gebäude Kollmar & Jourdan
Bleichstraße 81
75173 Pforzheim
Mi–Sa 14–17 Uhr, So 11–17 Uhr

In der gegen Ende des 20. Jahrhunderts wieder aktuell gewordenen realistischen Kunst der Zwanziger Jahre nimmt – neben Berlin und Dresden – die Karlsruher Schule mit ihren bedeutendsten Vertretern Georg Scholz, Karl Hubbuch und Wilhelm Schnarrenberger einen besonderen Rang ein. Vor drei Jahrzehnten kamen bis dahin völlig in Vergessenheit geratene Blätter des Künstlers Otto Lais ans Licht.

Lais wurde 1897 in Wilferdingen geboren, besuchte das Gymnasium in Durlach und nahm 1914–1918 am Ersten Weltkrieg teil. Danach studierte er zunächst Komposition, Klavier und Violine. Ab 1921 studierte er an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe bei den Professoren Fehr und Konz. Es war damals die Welt der Karlsruher Südstadt und vor allem der legendären „Korallengrotte“, wo er mit den Protagonisten der Karlsruher Szene, mit Schnarrenberger und den anderen, die Nächte durchmachte und Milieustudien trieb. Er starb 1988. Ab 1921 schuf er etwa 100 Radierungen, von denen nun eine größere Anzahl in Pforzheim vorgestellt wird.

Mali

Erinnerungen an die Temperatur des Lichts
Elektronische Gemälde von Carsten Jørgensen
10. Dezember 2004 – 29. Mai 2005

Adelhausermuseum
Natur- und Völkerkunde
Gerberau 32
79098 Freiburg
Tel. 07 61/2 01-25 66
Eintritt 2 / 1 €
Di–So 10–17 Uhr

Digitale Fotografien von Menschen, Landschaften, Architektur, aufgenommen im Frühjahr 2001 auf einer Studienreise in Mali, sind für den Designer Carsten Jørgensen mehr als bloße Mittel der Dokumentation oder der persönlichen Erinnerung. Jørgensen experimentiert, manipuliert die Bilder elektronisch, setzt Formen und Farben, Schärfe und Unschärfe neu zusammen. Die Aufnahmen erreichen eine neue Qualität, werden zu faszinierenden Fotografiegemälden. Die Ausstellung zeigt 24 z. T. sehr großformatige Bilder, ergänzt durch Objekte der Bamana und Dogon aus dem Bestand des Museums.

30 Jahre Umweltplakate im Dreyeckland

16. Dezember 2004 – 12. Juni 2005

Adelhausermuseum
Natur- und Völkerkunde
Gerberau 32
79098 Freiburg
Tel. 07 61/2 01-25 66
Eintritt 2 / 1 €
Di–So 10–17 Uhr

„Plakativ“ werden in der Ausstellung die großen und kleineren Umweltthemen und -konflikte in Südbaden, im Elsass und in der Nordschweiz gespiegelt. In der Ausstellung findet sich u. a. eine Auswahl von Plakaten der vergangenen und aktuellen Auseinandersetzungen um die Atomenergie in Wyhl (D), Kaiseraugst (CH), Fessenheim und Gerstheim (F), aber auch regionale Motive zu den Themenbereichen Gentechnik, Verkehr, Waldsterben, Rheinverschmutzung und Naturschutz.

Flug in die Vergangenheit

Luftbilder archäologischer Stätten von Georg Gerster
12. März – 3. Juli 2005

Badisches Landesmuseum Karlsruhe
Schloss
76131 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26-65 14
Eintritt 4 / 3 €
Di–Do 10–17 Uhr, Fr–So 10–18 Uhr

Schatzkammer Tropen – vergänglicher Reichtum

100 Jahre Tropenforschung des Karlsruher Naturkundemuseums
21. Oktober 2004 – 7. August 2005

Naturkundemuseum Karlsruhe
Erbprinzenstraße 13
79133 Karlsruhe
Tel. 07 21/1 75-21 11
Eintritt 2,50 / 1,50 €
Di–Fr 9.30–17 Uhr
Sa, So 10–18 Uhr

100 Jahre Tropenforschung am Naturkundemuseum bilden den Rahmen für einen einzigartigen Einblick in dieses Thema, von den Anfängen bis zu den aktuellen Projekten der heutigen Wissenschaftler. Was macht die Tropen für die Wissenschaftler so interessant? Welche besondere Bedeutung kommt den tropischen Ökosystemen zu? Wie gingen die ersten Forscher vor und wie arbeiten moderne Wissenschaftler? Exponate aus Afrika und Amazonien und eine außergewöhnliche Ausstellungsinszenierung geben einen Eindruck vom Leben und Forschen in den Tropen und von der Vergänglichkeit des tropischen Reichtums.

EXIT–AUSSTIEG AUS DEM BILD

14. Januar – 14. August 2005

ZKM | Museum für Neue Kunst
Lorenzstraße 19
76135 Karlsruhe
Tel. 07 21/81 00-12 00
Eintritt 5 / 3 €
Di 10–16 Uhr, Mi–Fr 9–18 Uhr, Sa, So 11–18 Uhr

Die erste thematische Sammlungsausstellung zeigt Werke aus den Beständen der Sammlungen Boros, FER, Froehlich, Grässlin, Weishaupt und des ZKM. Beleuchtet wird ein vielschichtiger und spannender Aspekt der westlichen Kunst der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Der Ausstieg aus dem Bild.

Die Ausstellungen sind in der Reihenfolge der Schlusstermine aufgeführt.
Führungstermine können telefonisch erfragt werden. Alle Angaben ohne Gewähr.

Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2004

Bezirksgruppe Bruchsal

Das Veranstaltungsprogramm für das Jahr 2004 wurde eröffnet von Jürgen Alberti mit dem Vortrag „Vom Barockgarten zum Hirschacker – Kultur und Natur der Schwetzinger Hardt“. Er dokumentierte einen geschichtlichen Überblick über die von dem Kurfürsten Carl Theodor nach absolutistischem Vorbild mit französischem Parterre, Ziergarten und Aboretum erbaute Schlossanlage, dem später eine Englische Gartenanlage angeschlossen wurde. Vom einstigen Hirschacker und ehemaligen Truppenübungsplatz zeigte er Aufnahmen von Steppenpflanzen, die in diesem Trockenrasengebiet in Baden-Württemberg einmalig sind.

Mit Lebensweisheiten von Wilhelm Busch, Eugen Roth, Heinz Erhard, Erich Kästner, Joachim Ringelnatz, Christian Morgenstern und Ephraim Kishon bot Ernst Pilick mit einem Vortrag „Humor als Medizin“ beste Unterhaltung, indem er seine Zuhörer auch zu Zuschauern machte.

Prof. Robert Mürb, Vorsitzender der Landesvereinigung „Baden in Europa“, stellte in seinem Vortrag „Baden – ein starkes Stück Baden-Württemberg“ Zweck, Ziele und Arbeitsprogramm dieser Vereinigung vor.

Mitglied Robert Megerle, ehemaliger Vorsitzender der „Historischen Kommission Bruchsal“, organisierte eine heimatkundliche Führung über den Bruchsaler Friedhof. Ein Teilgrundstück – Eigentum des Badischen Oberrabinats – ist als Judenfriedhof mit eigener Leichenhalle angegliedert. Besondere Gedenkstätten weisen auf die Gefallenen des 1. und 2. Weltkrieges und auf bei Luftangriffen umgekommene Zivilpersonen hin. Zwei Grabdenkmale erinnern an im 1. Weltkrieg gefallene russische Soldaten. Ferner gibt es Gräber von Opfern der 1848er Revolution und der Nazizeit. Die Palottiner besitzen ein eigenes Grabfeld, wie auch verschiedene in Bruchsal ansässige Schwesternorden. Robert Megerle wies auf Grabanlagen langjähriger Stadtpfarrer und anderer Bruchsaler Persönlichkeiten hin, die auf sozialem, politischem und künstlerischem Gebiet sich verdient gemacht haben. Die Führung schloss ab mit dem Besuch der Gräber Bruchsaler Ehrenbürger.

Ein weiterer Programmpunkt sah den Besuch der Ausstellung von Arbeiten des Kunst- und Kirchenmalers Josef Mariano Kitschker (geboren 1879 in München) in der Peterskirche vor, die von der Historischen Kommission zu dessen 75. Todestag zusammengetragen wurde. Es führten Hubert Münkel und Robert Megerle. Kitschker hatte 1907 mit der Ausmalung der Peterskirche wie auch der Kapelle des Schwesternhauses St. Maria begonnen.

Auf dem Programm standen ferner zwei Museumsbesuche im Schloss Bruchsal. Der erste galt dem Deutsche Musikautomaten-Museum, das sich durch den Ankauf einer Erbschaft erweitert und in der Neugestaltung seines Ausstellungskonzepts aktualisiert präsentierte. Thomas Adam, der Leiter des Städtischen Museums, führte durch den von ihm neu gestalteten und mit zusätzlichen Räumen erweiterten Ausstellungsbereich, den er in seinem pädagogisch-didaktischen Teil mit eigenen Vorführungen lebendig werden ließ. Reges Interesse fanden die Baugeschichte des fürstbischöflichen Schlosses und die Stadtgeschichte in einer photodokumentarischen Darstellung.

Mitglied Eberhard Leininger organisierte eine Wanderung mit Jürgen Alberti durch Hohlwege in Zeutern. Vor Ort erklärte Alberti ihre Entstehung im Übergang vom durch Alter und Nutzung bedingten U- zum V-Profil. Der Name „Franzosenhohle“ birgt legendäre Kriegsgeschichte, die „Rennweghohle“ mit ihren acht Meter hohen Wänden gilt in ihrem einzigartigen Bewuchs und mit ihrer Tierwelt als das „Sahnestück“ Kraichgauer Hohlen. Traditionsgemäß wurde der Ausflug in die Natur mit einem gemütlichen Beisammensein beendet.

Berthold Edin bestach in einem Diavortrag „Der Mainfränkische Barockbaumeister Balthasar Neumann“ durch ausgezeichnetes Bildmaterial und führte nicht nur zu vertrauten und allgemein bekannten Baudenkmälern, sondern veranschaulichte auch ein umfassendes Bild vom Wirken und der Persönlichkeit Balthasar Neumanns.

Vier Tagesexkursionen bereicherten das Jahresprogramm: Die erste führte nach Weinheim, zur Wachenburg und nach Wilhelmsfeld im südlichen Odenwald, die zweite zu den Festungsstädten Landau (geprägt durch die Franzosen) und Germersheim, deren Festungsanlagen vom Bayerischen Kriegsministerium gebaut wurden, nach Fertigstellung jedoch als kriegstechnisch überholt angesehen und deshalb nie benutzt wurden. Eine weitere Tagesfahrt führte in die einst reiche Erzabbau-Stadt Wiesloch, bekannt durch den Minnesänger Conrad von Wissenlo und zur – dank zweier großer Industriekonzerne – heute wohlhabenden Astor-Stadt Walldorf auf die Spuren ihres in großer Not nach Amerika ausgewanderten und dort reich und berühmt gewordenen Sohnes Johann Jakob Astor. Auf der letzten Tagesfahrt besuchten wir in Begleitung einer ausgezeichneten Führung das Silcher-Museum in Schnait und die Fachwerkstadt Backnang, in deren Stiftskirche St. Pankratius sich die ehemalige Badische Grablege befindet. Durch Heirat fiel die Stadt an die Markgrafen von Baden und danach – wiederum durch Heirat – an das Haus Württemberg.

Ziel der alljährlichen Viertagesfahrt war der Hegau mit dem angrenzenden Untersee. Vom Standquartier Singen aus besuchten wir Engen, Tengen, Blumenfeld, Schaffhausen und Stein am Rhein, mittelalterliche, liebevoll restaurierte und heute zum Teil Weltkulturerbe gewordene Stadtanlagen – ehemalige, aus Klosteranlagen hervorgegangene Reichsstädte – mit buntbemalten Patrizierhäusern, Fachwerkbauten und teilweise noch erhaltenen Stadttoren. In Hilzingen besichtigten wir die Peter Thumb zugeschriebene barocke Pfarrkirche, in Kattenborn die Glasfenster von Otto Dix und in der deutschen Exklave Büsingen in der Schweiz die romanische Bergkirche St. Martin. Vom Schloss Arenenberg aus, wo wir das Napoleon-Museum besuchten, bot sich ein herrlicher Blick auf die Landschaft am Untersee. Ein Spaziergang auf der Mettnau führte vorbei am Haus von Victor von Scheffel, der einst als Justizpraktikant in Bruchsal eine ungeliebte Zeit verbrachte. Eine ausgezeichnete Stadtführung erschloss uns Radolfszell, die Gründung des Bischofs Radolt von Verona. Das reiche Brauchtum der Aleman-

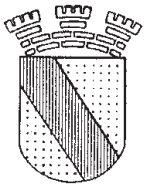
nischen Fastnacht dokumentiert das Fastnachtmuseum im Schloss des Grafen Douglas in Langenstein.

Die letzte Veranstaltung des Jahres diente dem Rückblick mit einer Diaschau durch den Vorsitzenden und Organisator des Jahresprogramms 2004 Jörg Teuschl und Josef Schneider.

Drei Mitglieder, Robert Schuhmacher, Josef Schneider und der ehemalige langjährige Vorsitzende der Bezirksgruppe und Ehrenmitglied der Badischen Heimat, Adolf Eiseler wurden für 50-jährige Zugehörigkeit zur Badischen Heimat der Bezirksgruppe Bruchsal geehrt. Von den vier verstorbenen Mitgliedern Siegfried Häusler, Hanspeter Bläsi, Walter Gängel und Heinrich Kallenbach haben die Ehefrauen bzw. Töchter die 50-jährige Mitgliedschaft aufrechterhalten.

Elisabeth Burkard

Ortsgruppe Baden-Baden



Für das Jahr 2005 sind wieder monatliche Vorträge in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. und dem Stadtmuseum Baden-Baden geplant. Die Vorträge werden im neu eröffneten Stadtmuseum im Alleehaus in der Lichtentaler Allee angeboten. Interessierte Referenten aus den Reihen der Badischen Heimat mögen sich bitte mit dem Vorsitzenden in Verbindung setzen. Es besteht zudem die Möglichkeit, Führungen im neu gestalteten Stadtmuseum zu buchen.

Beim Dreifürstenstein auf der Hornisgrinde hat unser Landesverein um 1980 eine Informationstafel aufstellen lassen. Der Schwarzwaldverein (Bezirk Hornisgrinde) setzt sich für eine Erneuerung dieser Tafel und die Aufnahme in einen geplanten Erlebnispfad ein. Sicherlich entsteht ein Werbeeffekt, wenn die Badische Heimat sich in solchen Projekten engagiert.

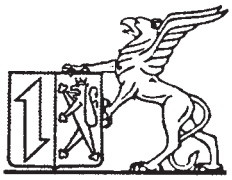
Die weitere Zukunft des Neuen Schlosses ist ein grundlegendes Anliegen der Badischen Heimat. Dr. Haehling von Lanzenauer hat sich in seinem Artikel in diesem Heft (2004, S. 292 f.) für eine Wiederherstellung des sog. Dagobertstürmchens eingesetzt. Die Eigentümer des Neuen Schlosses, „die Familie Al-Hassawi geht grundsätzlich gerne auf den Wunsch der Bevölkerung ein“, heißt es in einem Schreiben an die Baden-Badener Vereine: „Das Dagobertstürmchen soll nach Möglichkeit im Zuge der Restaurierungsarbeiten wieder aufgebaut werden“. Auf einer neu eingerichteten Internetseite (info@neuesschloss-baden-baden.com) sollen aktuelle Informationen veröffentlicht werden.

Seit 1990 fordert unsere Ortsgruppe eine Gesamtanlagensatzung für die Innenstadt von Baden-Baden. Leider waren unsere aufklärerischen Maßnahmen nicht von politischen Erfolg gekrönt: Dem Gesetz zufolge dürfen nur erhebliche Beeinträchtigungen vom historischen Stadtkern abgewendet werden, das leider oft zitierte Bild von der „Käseglocke“ entspricht nicht der Realität. Der gesetzliche Ensembleschutz muß von den Bürgern verstanden und mitgetragen werden. Das öffentliche Bewusstsein wird zur Zeit vor allem vom Verein Stadtbild Baden-Baden e. V. gefördert, die entscheidenden politischen Instanzen stehen aber weiterhin diesem Projekt reserviert gegenüber.

Mit Emilie Ruf verstarb 2004 ein langjähriges Vorstandsmitglied unserer Ortsgruppe. Am 30. September 1967 organisierte Fräulein Ruf ihre erste Elsassfahrt, 1969 wurde sie Beisitzerin im Vorstand. Auf Grund ihres breiten historischen Wissens wurde sie zu einer der wichtigsten Auskunftsstellen für viele Historiker. Mit großer Dankbarkeit erinnern wir uns an viele fundierte Vorträge. Dies trifft auch für den verstorbenen Dr. Wolfgang Bruder zu. Es ist zu wünschen, dass in ihrem Sinne die Baden-Badener Geschichtsforschung mit der gebührenden Sorgfalt weiter geht.

Dieter Baeuerle

Regionalgruppe Mannheim



Das Veranstaltungsjahr 2003 der Regionalgruppe Mannheim klang am 2. Dezember aus mit dem gut besuchten Diavortrag „Verlorene Schätze in Mannheim“. In der Lanz-Kapelle Mannheim-Lindenhof dokumentierte Volker Keller (wie in seinem gleichnamigen Buch) die Bausünden der Vergangenheit. Zahlreiche wertvolle Mannheimer Baudenkmäler überdauerten Kriegszeiten und Bombenhagel, fielen aber der Abrisswut der Nachkriegsjahre zum Opfer. Bis heute dauert die „Kahlschlagpolitik“ an. Der Vortrag beleuchtete auch die aktuell vom Abriss bedrohte historische Bausubstanz, zeigte jedoch am Ende lobenswerte Beispiele der Rettung und Erhaltung architektonischer Schätze auf.

Am 21. Januar 2004 machte der Historiker Dr. Kai Budde vom Landesmuseum für Technik und Arbeit mit dem Thema „Die Mannheimer Sternwarte“ vertraut. Der Dia-Vortrag und die Besichtigung der historischen Instrumente im LTA stellte das 1772–1775 erbaute, älteste erhaltene technische Baudenkmal Mannheims vor. Es ist in einem sehr schlechten baulichen Zustand. Die dringend notwendige Sanierung lässt auf sich warten. Neben der Baugeschichte erläuterte Dr. Budde die Perspektiven für eine Instandsetzung und Neunutzung des Kulturdenkmals.

Am 3. Februar 2004 referierte der Kunsthistoriker Andreas Krock in den Reiss-Engelhorn-Museen über das Thema „Von Mannheim nach München – die Künstlerfamilie Kobell“. Leben und Werk der Kobells, die an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine der bedeutendsten Künstlerfamilien waren, wurden in einem Diavortrag dargestellt. Ferdinand Kobell, den schon Goethe als virtuosen Zeichner bewunderte, wurde am Hofe Carl Theodors als Maler hoch verehrt. Sein Sohn Wilhelm zählte in München zu den gefragtesten Künstlern und galt als Wegbereiter eines neuen Landschaftsstils. Von Ferdinands Bruder Franz sind vor allem seine eindrucksvolle Landschaftszeichnungen bekannt.

Über Erwarten gut besucht war die Führung durch das Palais Bretzenheim am 11. Februar 2004. Das 1782–1788 von Carl Theodor erbaute Palais ging 2003 in den Besitz des Landes über und soll als Amtsgericht genutzt werden. Kurz bevor die Umbauarbeiten im März 2004 begannen, konnten das historische Treppenhaus, der Große Saal und das Mannheimer Zimmer mit der Ansicht des Palais von Carolus Vocke besichtigt werden. Peter Thoma, Baudirektor im Staatlichen Vermögens- und Hochbauamt Mannheim, und der mit den Umbau beauftragte Architekt Roger Strauß aus Karlsruhe stellten das Gebäude vor und erläuterten die Baugeschichte sowie die Planungen zum Umbau und zur künftigen Nutzung.

Volker Keller

Bezirk Schwetzingen

Weihnachtsbrief 2004

Sehr geehrte, liebe Vereinsmitglieder,

es ist seit Bestehen des Vereins Tradition geworden, zu Weihnachten in einem Rückblick das Jahr zu würdigen. Neben dem regulären Programm aus Vorträgen, Ortsbegehungen und Museumsbesuch (darunter auch der Tag des Offenen Denkmals) stehen im Jahr 2004 zwei große Veranstaltungen im Raum: Hebelgedenken und Hebeltrunk im September sowie, über das Jahr verteilt, Jubiläumsveranstaltungen zum 25-jährigen Bestehen der Gruppe Badische Heimat Bezirk Schwetzingen.

Im Einzelnen:

Vorträge

Am 13. Januar 2004 spricht Otto Thielemann über „Anna Maria Luisa Medici, Eine Italienerin am Hofe der Wittelsbacher".

Am 23. März 2004 referiert Ralf Wagner über „Schwetzingen – Die Sommerhauptstadt der Kurpfalz zur Zeit Carl-Theodors".

Am 19. Oktober 2004 stellt Herbert P. Rabel (Welde Presse) die traditionsreiche Schwetzinger Brauerei vor: „Vom Weldebräu zur Kultbrauerei Welde". Der jüngste Wandel einer 250 Jahre alten badischen Brauerei und die historischen Wurzeln dieser Entwicklung.

Ortsbegehung

Am 25. April 2004 findet eine Ortsbegehung Wieslochs unter der Führung von Stadtarchivar Manfred Kurz statt.

Tag des Offenen Denkmals

Der 12. September 2004 steht im Zeichen des Tages des Offenen Denkmals. Diesmal stellt die Schlossverwaltung das Untere Wasserwerk des Schlossgartens mit der Knochmühle der Öffentlichkeit vor.

Am gleichen Tag findet der Tag des Waldes in Oftersheim statt, der gleichermaßen in das Programm aufgenommen wird und den Mitglieder des Vereins besuchen.

Museumsbesuch

Der Besuch eines Museums zum Jahresabschluss ist mittlerweile fest im Programm verankert. Am 28. November 2004 besucht die Badische Heimat das Uhrenmuseum Neulußheim mit Führung durch Herrn Schäfer.

Hebelgedenken und Hebeltrunk

Hebelgedenken und Hebeltrunk finden mittlerweile in einem zweijährigen Turnus statt. Am 25. September 2004 legen die Bürgermeister Stefan Dallinger (Schwetzingen) und Martin Bühler (Hausen i. W.) einen Kranz am Grabe auf dem Gelände des alten Friedhofes beim Hebel-Haus nieder. Umrahmt wird die Veranstaltung von der Hebelmusik Hausen. Die literarische Würdigung nehmen Werner Schellenberg, Dekan a. D., mit einer Betrachtung über die Biblischen Geschichten, sowie Walter Bauer, Ltd. Reg. Schuldirektor a. D., mit einer Rezitation des „Liedleins vom Kirschbaum" vor.

Die Hebel-Medaille wird in diesem Jahr von Bürgermeister Stefan Dallinger überreicht. Sandra Zemella, Lisa Weiss und Michael Schneckenberger sind die diesjährigen Preisträger. Den Festvortrag hält Dr. Kurt Andermann (Karlsruhe) zum Thema „Das Huhn im Recht", der auf unterhaltsame Weise die staatstragende Bedeutung des Federviehs herausstellt.

25-jähriges Jubiläum der Badischen Heimat Bezirk Schwetzingen

Am Anfang des Jubiläumsjahres stehen Regularien. Am 10. Februar 2004 findet die ordentliche Mitgliederversammlung des Ortsvereins im „Frankeneck" in Schwetzingen statt. Der Vorstand stellt zusammenfassend die Aktivitäten der beiden vergangenen Jahre vor. Die geleistete Arbeit findet die Anerkennung der Mitglieder, was sich in einem einstimmigen Votum für die Wiederwahl des Vorstandes und der Mitglieder des Beirates widerspiegelt.

Das Heft 1/2004 der Badischen Heimat findet aus gegebenem Anlass seinen Schwerpunkt in Schwetzingen. Neben dem nahe liegenden Themenbereich Schloss und Schlossgarten erschließt sich dem Leser vor allem die Stadtsanierung als aktuelle gesellschaftliche Herausforderung für Verwaltung und Öffentlichkeit Schwetzingens. Das Heft wird am 24. März in einer öffentlichen Veranstaltung im Palais Hirsch dem interessierten Publikum vorgestellt.

Am 20. Juni 2004 finden die Mitgliederversammlung und die Öffentliche Festversammlung im Jagdsaal des Schlosses statt. Die Festversammlung steht unter dem Aspekt „25 Jahre Bezirksgruppe Schwetzingen der Badischen Heimat". In seinem Festvortrag stellt Oberbürgermeister Bernd Kappenstein „Schwetzingen – Stadtplanung im Spannungsfeld von Bewahrung und Moderne" die widerstreitenden Aspekte im Rahmen der Stadtsanierung vor.

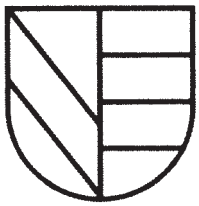
Für die interessierten Teilnehmer der Mitgliederversammlung stehen im Nachmittagsprogramm Schloss- und Gartenführungen zur Verfügung. Die Vorstandsmitglieder des Landes- und Ortsvereins finden sich mit dem Festredner zu einem gemeinsamen Essen im Hotel „Adler Post" ein.

Den Abschluss findet das Jubiläumsjahr mit einer Reise nach Belgien auf den Spuren der Kindheitsjahre des Kurfürsten Carl Theodor. Die Fahrt vom 30. Oktober bis 3. November 2004 führt nach Lüttich, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, und auf der Rückreise über Aachen. Die Reiseleitung schließt diese Fahrt mit einem belgischen Essen im „Frankeck" in Schwetzingen ab.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt. Unseren Mitgliedern wünsche ich ein frohes Fest und einen guten Start in das neue Jahr 2005.

Dr. Volker Kronemayer, 1. Vorsitzender

Regionalgruppe Pforzheim



Das Jahr 2004 begann mit einem abendlichen Treffen im Bürgerhaus Arlinger im Januar. Gerda Pfrommer stellte in einem Vortrag über die Reformation in Pforzheim den anschaulichen Augenzeugenbericht der Nonne Eva Magdalena Neyler über die Vorgänge der Jahre 1555–1565 vor, als sich die Nonnen des Pforzheimer Dominikanerinnenklosters der zwangsweisen Bekeh-

rung zum lutherischen Glauben widersetzten und ihren Umzug in das habsburgische Kloster Kirchberg bei Sulz a. Neckar erwirkten.

Die erste der beliebten Kunstfahrten ging im März ins obere Nagoldtal, wo im 12. und 13. Jahrhundert der Ausbau der Schwarzwaldbesiedelung durch die Grafen von Hohenberg betrieben wurde. Prominentestes Mitglied dieser Adelsfamilie war Gertrud von Hohenberg, die mit König Rudolf von Habsburg verheiratet war. Gerda Pfrommer führte durch die nahegelegene Stadt Wildberg, die noch am 22. Februar 1945 bei einem Bombenangriff zerstört wurde und das am Nagoldufer ausgebreitete Areal des früheren hohenbergischen Hausklosters Reuthin.

Auch in Nagold, wo bereits die Römer siedelten, haben sich Reste der mittelalterlichen Stadt erhalten. In der ehemaligen Pfarrkirche St. Remigius erläuterte die Stadtführerin Judith Bruckner die eindrucksvollen Fresken aus dem 14. Jahrhundert.

Das malerisch am steilen Berghang gelegene Altensteig mit dem bekrönenden Schloss und das Bergstädtchen Berneck mit seiner imposanten Wehrmauer waren weitere Ziele dieser heimatkundlichen Rundfahrt.

Auf die Spuren Tilman Riemenschneiders begab sich die Gruppe im Mai unter der Führung der Kunsthistorikerin Claudia Baumbusch und besuchte Rothenburg, Dettwang und Creglingen.

Aus dem Leben des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, „des Türkenlouis“, und seiner Frau Sybilla Auguste erzählte Gerda Pfrommer im Juli bei einer Fahrt nach Rastatt. Über den Witwensitz Ettlingen und das Jagdschlösschen Scheibenhardt ging es zur ältesten Barockresidenz am Oberrhein und zum Schloss Favorite.

Die traditionelle Dreitagesfahrt im Oktober unter der Führung von Claudia Baumbusch rundete die Erkundung des Bodenseeraumes und Oberschwabens durch einen Besuch in Vorarlberg und in der Schweiz ab. Auf der Hinfahrt war Zeit für eine Erkundung der Kirchen Gutenzell und Rot an der Rot sowie des Schlosses Hofen bei Lochau. Vom Standquartier Dornbirn aus ging es zur Hauptstadt des Kantons Graubünden. Am Nachmittag blieb Zeit für einen Abstecher zum karolingischen Kirchlein Mistail bei Tiefencastel und durch die Via-Mala-Schlucht nach Zillis zur St. Martinskirche mit ihrer berühmten bemalten Holzdecke aus dem 12. Jahrhundert. Die Heimfahrt ging über das Kloster Meheran bei Bregenz, St. Gallen und das Schloss Arenenberg am Untersee, dem ehemaligen Wohnsitz der französischen Kaiserin Eugenie.

Gerda Pfrommer

Regionalgruppe Freiburg

Freiburger Bilderbogen – ein Rückblick auf das Jahr 2004

Die erste geplante Exkursion im neuen Jahr – ein Besuch in Lörrach und im Kandertal, zur **Expo Trirhena** und zur **Storchenstation** in Holzen – fiel dem überaus starken Schneefall Ende Januar zum Opfer und musste auf einen günstigeren Termin verschoben werden. Aber nur wenige Tage (3. 2.) später traf man sich im Heiliggeist-Stüble am Münsterplatz, als Dr. Bernhard Oeschger **seltene und unbekannte Jahresbräuche** in Südbaden im Lichtbild vorstellte. Da war von „Klausenbigger“ und „Heiligwog“ die Rede, vom Sebastiansingen und von Rätschenbuben, von „Hieschgier“ und „Käppelewi“ – kurz, von den wirklich alten Bräuchen im südbadischen Ländle.

Zu(g)kunft auf Schienen nannte der Verbandsdirektor des Regionalverbandes Hochrhein-Bodensee, Franz Schwendemann, seinen Vortrag (10. 3.), der sich mit der strategischen Gesamtplanung von Deutscher Bundesbahn (DB), Schweizer Bundesbahn (SBB) und französischer Eisenbahn (SNCF) beschäftigte und die Probleme einer gemeinsamen Planung längs der Rheinschiene und weiter durch Lötschberg- und Gotthardtunnel aufzeigte, Details, mit denen der Normalreisende sonst nie konfrontiert wird. Auf drei instruktiven Folien wurde die Verkehrsdichte von Güter- und Personenzügen und ihre Weiterleitung im Raum Basel erst richtig deutlich, vor allem auch die Probleme für die Menschen, die an dieser Strecke wohnen. Während die Bahn AG dem viergleisigen Ausbau der Strecke zwischen Rastatt–Offenburg und Buggingen–Basel höchste Priorität zumisst und Gelder für deren Ausbau zur Verfügung stellt, sind andere, ebenso wichtige Abschnitte vorerst zurückgestellt. Von Geschwindigkeiten mit 200 Stundenkilometern und mehr war die Rede, von Güterzügen mit einer künftigen Länge von 1500 m, die bei Weil a. Rh. zusammengestellt werden und von Geldern und Gebühren, die durch die Nutzung der Schienen in die Staatskasse fließen würden. Die Forderung, alle Lastwagen auf die Schiene zu verbannen, sei bei der Dichtigkeit des bereits vorhandenen Verkehrs auf der Nord-Südschiene eine Unmöglichkeit und Utopie.

Im Hexenkeller hieß das Aprilthema (27. 4.), zu dem die Gründerin und Leiterin des Freiburger Sagenarchivs, Frau Gertraud Meinel in das Untergeschoss des Johannes-Künzig-Instituts eingeladen hatte. In mehrjähriger Arbeit hat die ehemalige Mitarbeiterin von Professor Röhrich (Sprichwörterlexikon) Hunderte von Sagen, vor allem Hexensagen, zusammengetragen, katalogisiert und nach Stichworten geordnet, die dem interessierten Volkskundler vergleichendes Arbeiten ermöglichen bzw. ihm neue Hinweise zum Thema geben können. Da war von Erklärungssagen, historischen und Dämonensagen die Rede, und schnell verstand man auch das Hexensprüchlein „Überall aus und nirgends an“, oder lernte die Mixturen kennen, aus denen der Hexentrunk gebraut oder der Besen eingesalbt wurde. – Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass Frau Meinel bald eine ebenfalls ehrenamtlich arbeitende Nachfolgerin findet.

An Christi Himmelfahrt (20. 5.) fand eine kleine **Exkursion ins Markgräflerland** (Auggen) statt, um den volkstümlichen Kinderumzug der „Uffertbrut“, einem „Heischebrauch“, bei dem die Kinder von Haus zu Haus gehen, mit zu erleben. Anschließend fuhren die (wenigen) Teilnehmer weiter nach Mauchen in die Töpferei von Stefan Bang, dem einzigen Salzglasurtöpfer in Südbaden.

Zur **„Nachbarschaftsvisite“** in der Markgrafenstadt Emmendingen (22. 6.) hatten sich sehr viele Mitglieder eingefunden, verbindet man doch den Namen Emmendingen auch mit dem großherzoglichen Oberamtmann Johann Georg Schlosser und seiner Frau Cornelia, Goethes Schwester, die in Emmendingen verheiratet war. Emmendingens Kulturamtsleiter Hansjörg Jenne und Museumsgestalter Heinrich Lindenmaier machten die Schloss- und Stadtführung zu einem sehr schönen Erlebnis.

Zur Besichtigung der alten Schwarzwälder Hausbrennerei **„Schladerer“** traf sich der Freiburger Zirkel in Staufen (6. 6.). Die junge, redegewandte und äußerst sachkundige Frau Jäger-Ruh führte die Kleingruppe durch das quadratische Hofgut des Familienunternehmens, hinter dessen Mauern eine riesige Fülle von Fässern mit dem international geschätzten Edelbrand lagern. Gerade wurden die dunklen Kirschen aus dem Schwarzwald in Lastwagen angeliefert, zu anderer Zeit kommen Mirabellen aus Lothringen, die geschätzte Williams Birne aus Südtirol oder wildwachsende Waldhimbeeren aus den Karpaten, besonders süße und aromatische Früchte, die ohne Zusatz destilliert und im Winter gebrannt werden. Mehr als 2 Millionen Flaschen mit der typischen rechteckigen Form verlassen nach langer Reife die Hausbrennerei, deren Gründer, Sixtus Schladerer, das „Chriesiwässerli“ in der Fausttstadt heimisch machte und dessen Söhne und Enkel in der 5. Generation den Betrieb zu weiterem Erfolg führten. Da die Schladerers selbst Mitglieder der Badischen Heimat sind, erhielt jeder der Teilnehmer zum Abschluss der Führung ein hübsches Präsent.

Nachtrag: Der Senior-Chef Nicolaus Schladerer-Ulmann ist Anfang Dezember 2004 verstorben. Wir werden unserem langjährigen Mitglied ein ehrendes Gedächtnis bewahren.

Nach der Sommerpause stand ein **Besuch im alten Elektrizitätswerk Freiburg** an (12. 10.), eine Besichtigung, für die die Kunsthistorikerin Dr. Brigitte v. Savigny das Thema **„Unter Strom“** gewählt hatte. Das früher als Zentrum für Alternative Kultur bekannte Gebäude firmiert nach der Fusion mit dem Verein junger Bildhauer jetzt unter dem Stichwort „Hallen für Kunst“. Deswegen war man auch nicht überrascht, im alten Elektrizitätswerk (von 1901) keine Stromerzeugung mehr vorzufinden, war das Gebäude doch immer schon dem wachsenden Strombedarf Freiburgs und seines Umlandes nicht mehr gewachsen, so dass man schlussendlich mit allen kleineren in Freiburgs Umgebung (zwischen Lahr, Oberndorf, Waldshut und Lörrach) produzierenden Stromlieferanten zur „Badenova“ fusionierte. Diesem Unternehmen gehören jetzt die großen leer stehenden Hallen des ehemaligen Freiburger Werkes. „Unter Strom“ standen, wie man sehen und hören konnte, die rund 25 jungen Künstler, die man mit „Energie“ arbeiten sah, als Frau v. Savigny sie vorstellte und um ihre künstlerische Arbeitsmotivation zu sprechen bat. Sie haben z. T. bereits seit 1989 hier eine Bleibe und Arbeitsstätte gefunden. Stein- und Holzbildhauer, Künstler, die mit Metall und Plastikmaterialien in jeweils abgeteilten Quadraten arbeiten, zeigten einen Teil ihrer Werkstücke und erklärten sie. Im Ober- und Untergeschoß haben Theatergruppen und Tänzer, Designer und Schmuckhersteller Werkstätten und Probemöglichkeiten gefunden, ein großer Theaterraum bietet mit fast 300 Sitzplätzen Gelegenheit zur Aufführung moderner und alternativer Kunst. Ständig finden Ausstellungen mit Freiburger und ihnen artverwandten Künstlern aus den Partnerstädten statt. Im Augenblick konnte man „Heimarbeiten“ von Stephan Hasslinger (Keramik) und Thomas Raschke (Eisendrahtskulpturen) besichtigen, unter den vielen Veranstaltungen und Angeboten fiel das Plakat mit dem bekannten Literaturkabarettisten Matthias Deutschmann auf, der mit einem neuen Text im E-Werk gastiert. – Ein neuer Einblick in Freiburgs Kulturleben!

Zur vorletzten Exkursion im Rahmen der Reihe „weniger Bekanntes in unserer Stadt“ trafen sich zahlreiche Mitglieder, aber auch andere Interessierte, die durch eine Mitteilung in SWR 4 aufmerksam geworden waren, weil die „Badische Heimat“ am 16. November 2004 zu einem **Blick hinter die Kulissen des Freiburger Theaters** eingeladen hatte. Ein langjähriger Mitarbeiter der Städtischen Bühnen, Wilfried Seeger, führte fast 2½ Stunden durch das riesige Areal des heutigen Theaters, das, schon 1910 gebaut, mehrfach umgebaut und erweitert worden war. In der Freiburger Bombennacht am 27. November 1945 war es zwar beschädigt worden, aber der Spielbetrieb konnte damals sehr bald wieder aufgenommen werden.

Allein die technischen Angaben waren verblüffend: die Ausmaße der (Dreh)-Bühne (23 x 18 m) mit einer Höhe von 26 m (darüber das noch aus dem Erstbau vorhandene Wasserreservoir gegen Feuersgefahr), dann die im Neubau befindlichen geräumigen Werkstätten mit eigener Schlosserei, Schreinerei und Montagehallen, mit Räumen für Bühnenmaler und Plastiker, mit mehr als 380 Scheinwerfern für die richtige Beleuchtungseffekte und die auf dem Schnürboden mit 35 Zügen hängenden verschiedenen Kulissenprospekte. Im Lager sah man die aus den laufenden Opern oder Schauspielen bekannten Requisiten aller Art, angefangen von Reiterstandbildern bis zur Madonna oder zum Buddha, alles in eigener Werkstatt aus Styropor vorgefertigten Modellen. Einschließlich der Schauspieler haben 380 Personen dort einen (un-)gesicherten Arbeitsplatz, so dass man auch zur finanziellen Problematik einen Bezug erhielt. Wilfried Seeger führte durch all diese Räume, verdeutlichte „im Vorbeigehen“ die Arbeitsverteilung zwischen Inspizienten, Regisseur und Bühnenbildner, würzte seinen Rundgang mit vielerlei Anekdoten aus seiner langen Zusammenarbeit mit Schauspielern und Sängern, ließ seine Zuhörer staunend zuschauen, wie man Perücken aus preiswertem langem, schwarzen, chinesischem Haar arbeitete, wo man geschminkt wurde, und streifte voller Erinnerungen die vielen seidenen und samtenen Kleidungsstücke aus der Kostümabteilung, in der er später der Chef war, nachdem er vor 50 Jahre als Schneidermeister dort zu arbeiten begonnen hatte. Fazit: Ein wirklich lebendiger und informativer Blick hinter die Kulissen des Freiburger Theaters, bei dem auch die finanziellen Probleme eines Theaters in heutiger Zeit bewusst werden konnten. Die Verantwortlichen mit Frau Julia Dold hatten einen guten Griff getan!

Festliche Musik in der Residenz (14. 12.) versprach das Thema des Konzerts im Regierungspräsidium Freiburg, zu dem unser Mitglied, Reg. Präsident Dr. Sven von Ungern-Sternberg die Räume des ehemaligen „Basler Hofes“ alljährlich der Badischen Heimat zur Verfügung stellt. Die weit über Freiburg hinaus bekannte Freiburger Musikgruppe „Spielleyt“ stellte Schöpfungen badischer Minnesänger des späten Hochmittelalters und Kompositionen der Freiburger Münsterorganisten Hans Kotter und Hans Weck sowie Arbeiten des Minnesängers und Kaplans am Freiburger Münster Heinrich von Louffenburg (1390–1460) vor. Ein Mitglied des Ensembles begleitete den Abend mit musikhistorischen Erläuterungen, die zum Verständnis der Besonderheiten dieser Art Minnesang wesentlich beitrugen. Ein junger „Magister“ trug als „Fachmann“ in mittelhochdeutscher Sprache die Miniaturen aus der Manessischen Liederhandschrift beeindruckend vor und wurde dabei von seinen Mitspielern auf immer wieder anderen Nachbauten mittelalterlicher Instrumente begleitet. Der äußere Rahmen des

Basler Hofes, – einst ein vom Kanzler Kaiser Maximilians aus 7 Häusern zusammengekaufter Wohnbezirk und später zeitweiliger Unterschlupf der Basler Domherren – trug nicht unwesentlich zur Stimmung des sehr gelungenen Abends bei, zumal die Gemeinde Auggen zu Ehren „ihres“ Minnesängers Brunwart v. Auggen einen guten Wein für die Gäste bereit gestellt hatte. In der Pause des Konzerts ließen sich die Zuhörer (und auch der Regierungspräsident) die alten Instrumente erklären und tauschten mit den Musikanten ihre Eindrücke aus, kamen miteinander ins Gespräch. Der Abend hielt, was das Thema versprochen hatte: Festliche Musik in der Residenz.

Hermann Althaus

Regionalgruppe Karlsruhe

Das vom Vorstand und den Beiräten im Spätjahr 2003 beschlossene Programm für das erste Halbjahr 2004 konnte aus „innerbetrieblichen“ Gründen nicht durchgeführt werden. Deshalb wurde am 29. Juli 2004 eine Sitzung einberufen, um ein Programm für das zweite Halbjahr 2004 auf den Weg zu bringen. Um den Vorsitzenden, der zwei berufliche Engagements zu bewältigen hat, zu entlasten, wurden die einzelnen Veranstaltungen in die Verantwortung verschiedener Personen übertragen. Außerdem wurde vorgeschlagen, Kuvertierung und Versand der Programme dem Braun Buchverlag zu übertragen.

Am 22. 9. 2004 fand die Mitgliederversammlung statt. Für den zurückgetretenen Prof. Dr. Siegfried Rietschel wurde Frau Elisabeth Schraut M. A. als stellvertretende Vorsitzende gewählt. Im zweiten Halbjahr 2004 wurde dann folgendes Programm durchgeführt. Im Anschluss an die Mitgliederversammlung sprach Bürgermeister Eidenmüller über die Kriterien der Bewerbung Karlsruhes zur Kulturhauptstadt 2010.

Im Oktober wurde die Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe „100 Jahre Behördenbauten im Karlsruher Westend“ besucht. Ebenfalls im Oktober wurde ein lang gehegter Wunsch der Karlsruher Regionalgruppe erfüllt, nämlich der Besuch des Hauses der Badischen Heimat in Freiburg. Außerdem wurde die Gelegenheit wahrgenommen, das restaurierte Tympanon des Freiburger Münsters vom Gerüst aus zu besichtigen. Besichtigt wurde auch die ökumenische Kirche im Rieselfeld.

Neu aufgenommen ins Programm wurde ein Besuch der Vogelwarte in Waghäusel. Im Dezember besuchte die Regionalgruppe die „Hannibal Ausstellung“ im Landesmuseum Karlsruhe.

Für Januar 2005 wurde ein Besuch des „Regionalverbandes Oberrhein“ vorgesehen. Das Programm für das erste Halbjahr 2005 wurde am 27. 12. 2004 beschlossen.

Heinrich Hauß

Wir danken für Ihre Spenden

Der Landesverein Badische Heimat muss vielen Verpflichtungen gerecht werden, nicht zuletzt natürlich bei der Herausgabe unserer Vierteljahreszeitschrift. Dank einer sehr sparsamen bzw. ehrenamtlichen Arbeitsorganisation wollen wir aber weiterhin bei unseren bisherigen Mitgliedsbeiträgen bleiben. Viele Mitglieder ermöglichen uns diese großzügige Praxis durch Spenden, für die wir ganz herzlich danken wollen – hier einmal ganz pauschal auch für kleinere Beträge, die unseren Etat unterstützen. Für Spenden ab 50 EURO bekommt der Spender selbstverständlich eine Spendenbestätigung für das Finanzamt.

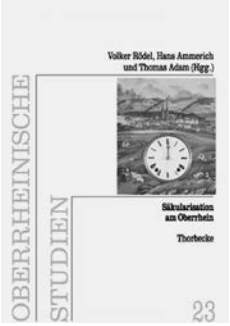
Wir hoffen so, dass die Zukunft der Badischen Heimat zumindest aus finanziellen Gründen nicht gefährdet ist. Wenn dazu das Interesse unserer Mitglieder (vor allem auch die Werbung neuer Mitglieder) gesichert bleibt, dürfte das 100jährige Jubiläum 2009 ein schönes badisches Fest werden.

Ihr
Adolf Schmid

Buchbesprechungen

GESCHICHTE

Rödel, Volker, Ammerich, Hans und Adam, Thomas (Hg.): Säkularisation am Oberrhein. Oberrheinische Studien Band 23. Thorbecke Verlag, Stuttgart 2004, 295 S. mit 15 Abb., ISBN 3-7995-7823-4, 34,–€.



Im Oktober 2002 veranstaltete die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde e. V. gemeinsam mit dem Kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg und dem Verein für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden eine Tagung in Bruchsal mit dem Thema „Säkularisation am Oberrhein“. Die meisten Vorträge wurden in Band 23 der Oberrheinischen Studien veröffentlicht.

Standen bei zahlreichen Veranstaltungen im Jahre 2003 zum Gedenken an die 200 Jahre zuvor erfolgte große Säkularisation von 1802/03 die Aufhebung der Klöster in Baden und Oberschwaben im Vordergrund – die große Landesausstellung in Bad Schussenried trug bezeichnenderweise den Titel „Alte Klöster – neue Herren“ – so kam bei den nunmehr in Buchform erschienenen Vorträgen der Bruchsaler Tagung die ganze Breite des historischen Vorgangs der Säkularisation als größter Umwälzung in der südwestdeutschen Geschichte vor 1945 zur Sprache. Schwerpunktmäßig beschreiben 14 Autoren die geistesgeschichtlichen, militärischen und politischen Ursachen wie auch deren Folgen für Kirche, Staat, Gesellschaft und die betroffenen Menschen.

Heribert Smolinskys Beitrag „Die Säkularisation am Oberrhein. Ein Wendepunkt in der südwestdeutschen Geschichte“ zeigt, wie der Weg in die Säkularisation von geistigen und politischen Umbrüchen vorbereitet worden war. Klosteraufhebungen, wie diejenigen unter Kaiser Joseph II. oder das Verbot des Jesuitenordens 1773, hatten, wenn auch unter anderer Zielsetzung, Enteignungen real erfahrbar gemacht und die Betroffenen aufgeschreckt. Die Verstaatlichung der französischen Kirche in der Revolution wirkte wie ein Dammbruch auch über den Rhein.

Den Anfang machte Preußen mit dem Austritt aus der Koalition 1795 und der Abtretung von linksrheinischem Besitz gegen Entschädigung auf der rechten Rheinseite im Frieden von Basel. Baden folgte mit Geheimverhandlungen in Paris 1796, in welchen für den Verzicht auf linksrheinischen Besitz die Übereignung von Kirchenterritorien auf rechtsrheinischem Boden in Aussicht gestellt wurde. Österreich stimmte im Frieden von Campo Formio 1797 der Abtretung des linken Rheinufers zu. Frankreichs Ziel, der Rhein als Grenze von Basel bis zur Batavischen Republik, war erreicht. Im Frieden von Lunéville 1801 bestätigte Österreich dieses Ergebnis und übertrug die Regelung einer Reichsdeputation. Da Frankreich und Russland sich vorher über die Einzelheiten einigten, konnte der Reichstag mit seinem Hauptschluss 1803 nur mit geringfügigen Änderungen zustimmen. Noch ehe dessen Vollzug beginnen konnte, ermunterte Napoleon die begünstigten Staaten, darunter auch den Markgrafen von Baden, sofort mit der Inbesitznahme der zugesprochenen Entschädigungen zu beginnen. Diese machten ein Vielfaches des Verlustes aus. Baden erhielt das Siebeneinhalbfache des verlorenen Gebietes, dazu gehörten das Hochstift Konstanz und die rechtsrheinischen Gebiete der Hochstifte Straßburg, Basel und Speyer und mit der rechtsrheinischen Kurpfalz die Kurwürde. Nach dem Frieden von Pressburg 1805 gelangten auch noch der Breisgau und die Ortenau an Baden.

Die in der Kapitelüberschrift genannte Wende in der südwestdeutschen Geschichte vollzog sich aber nicht nur in einer Gebietsverschiebung großen Ausmaßes, sondern auch in einer Kultur-, Vermögens- und Machtverschiebung, deren Auswirkungen Menschen aller Schichten zu spüren bekamen.

Eike Wolgast sieht in seinem Beitrag den weltlichen Staat als den großen Nutznießer und die Säkularisation als die Katastrophe des ottonisch-salischen Reichskirchensystems. Allerdings, so sein Fazit, wäre hinsichtlich des Ressourcenzuwachses noch genauer zu untersuchen, wie sich die Einkünfte aus den gewonnenen Besitzungen zu den Staatsaufwendungen für die Kirchen entwickelten. Er schließt mit der interessanten Frage nach der Integrationsleistung des badischen Staates, da sich bei der Volksabstimmung 1952 Nordbaden (mit den ehemaligen pfälzischen Gebieten) gegen das alte Land Baden und für den Südweststaat entschied.

Einen Blick auf die Vorgänge im angrenzenden Frankreich ermöglicht der Aufsatz von Claude Muller „Säkularisation im Elsaß“. Dort lebte bis zur Revolution eine multikonfessionelle Bevölkerung von 440 000 Katholiken, halb so vielen Protestanten und 20 000 Juden. Große Turbulenzen ergaben sich aus der Forderung der Regierung, dass die Geistlichen den Eid auf die neue Verfassung abzulegen hatten. Als der bekannteste Inhaber des Straßburger Bischofsstuhles, Kardinal Rohan, sich weigerte, übersiedelte er in sein rechtrheinisches Territorium, von wo aus er den Widerstand bis zu seinem Tod organisierte. Die elsässischen Katholiken gehörten fünf verschiedenen Bistümern an: Basel, Besançon, Metz, Speyer und Straßburg. Daraus stellte Frankreich 1802 ein neues, dem Departement entsprechendes Bistum her, dessen Besetzung ein von Napoleon mit dem Papst geschlossenes Konkordat regelte. Die Befriedung der Gläubigen nach den Wirren der Revolutionszeit dauerte aber noch viele Jahre.

Die größten territorialen Verschiebungen am Oberrhein ergaben sich aus der Aufhebung der weltlichen Territorien der drei Hochstifte Speyer, Basel und Konstanz. Hans Ammerich beschreibt das Ende des alten Bistums und Hochstifts Speyer. Dessen linksrheinischer Teil wurde an den französischen Staat abgetreten, während der rechtsrheinische Teil, in welchem der Bischof seit 1722 in Schloss Bruchsal residierte, durch den Reichsdeputationshauptschluss an den Markgrafen von Baden fiel. Speyers letzter Bischof, Philipp Franz

Wilderich von Waldersdorff, fügte sich nur widerwillig in sein Schicksal, die letzten Lebensjahre im Schlösschen Eremitage in Waghäusel zu verbringen. 1810 starb er, sieben Jahre später wurde das Bistum Speyer in den Grenzen der bayerischen Pfalz wieder errichtet.

Das eigene Säkularisationsschicksal des 1400 Jahre alten Bistums Basel mit dem 800 Jahre alten Hochstift und seinem letzten Fürstbischof Franz Xaver von Neveu beschreibt Marco Jorio. Das bischöfliche Gebiet erstreckte sich über das Oberelsass, die Nordwestschweiz und die rechtsrheinische Besitzung Schliengen. Die weltliche Herrschaft des Hochstifts verteilte sich schließlich auf Frankreich, die Eidgenossenschaft und die badische Markgrafschaft. Das Bistum Basel erstand, auch nach intensiven Bemühungen Neveus, 1828 durch ein Abkommen zwischen Kantonsregierung und Nuntiatur, mit Sitz in Solothurn.

Franz Xaver Bischof stellt das Schicksal des Bistums Konstanz, des größten Bistums diesseits der Alpen und seines kleinen weltlichen Herrschaftsgebietes dar. Es sollte nach der großen Umgestaltung des deutschen Südwestens als einziges nicht wiedererstehen. Das Territorium des Hochstifts fiel als Entschädigung an den badischen Markgrafen. Nach dem Tod des letzten Bischofs, Karl Theodor von Dalberg, erließ der Papst die Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz 1821 unter gleichzeitiger Aufhebung des Bistums Konstanz. Mit der Inthronisation des ersten Freiburger Erzbischofs 1827 war das Bistum Konstanz endgültig untergegangen.

„Zum Wohle des Vaterlandes?“ fragt Rainer Brüning in seinem Aufsatz und wendet sich der Reaktion der Geistlichen und der Klosteruntertanen auf die Inbesitznahme des Reichsklosters Salem zu. Augenzeugenberichte und Schreiben des Abtes schildern die ersten Begegnungen mit dem zur provisorischen Besitznahme am 1. Oktober 1802 erschienenen Hofbeamten, den der Abt glaubte noch aufheitern zu müssen. Die Ernüchterung vollzog sich mit der schrittweisen Durchsetzung der von Anfang an vorgesehenen Aufhebung des Klosters durch die Prinzen Friedrich und Ludwig 1804. Die Äußerungen des nach Kirchberg in den Ruhestand geschickten letzten Abtes offenbaren eine menschliche Tragödie.

Mehr Glück im Unglück der Klosteraufhebung hatte das einst bedeutende und auf Rückhalt durch das Kaiserhaus hoffende fürstliche Reichsstift St. Blasien im Schwarzwald. Hugo Ott schildert die schon früh geführten Verhandlungen des Fürstabts mit dem Kaiserhaus in Wien, wodurch er sein Kloster noch einmal vor den Reformen Josephs II. zu bewahren verstand, dessen Ende durch den Reichsdeputationshauptschluss aber nicht mehr abwenden konnte. Doch der Konvent durfte mit Erlaubnis der Karlsruher Regierung 1807 auswandern und das aufgehobene Benediktinerstift St. Paul in Kärnten beziehen. Auch die neuere Geschichte war dem hinterlassenen Klostergebäude im Schwarzwald mit der Errichtung des Jesuitenkollegs 1933 wohl gesonnen.

Herwig John beschreibt die Säkularisation des Klosters Frauenalb und den dadurch bewirkten Einschnitt im Leben der Nonnen und der Klosterbediensteten. Hier scheiterte der Versuch einer gewerblichen Nutzung der Gebäude, welche schließlich einem Brand zum Opfer fielen. Wie all großen durch Baden aufgehobenen Klöster taugte auch Frauenalb nicht als Fabrikgebäude.

Ralf Fetzer beschreibt das Ritterstift Odenheim in Bruchsal zwischen Selbstbehauptung und Säkularisation. Die Stiftsherren ließen das Schicksal über sich ergehen, und die Untertanen schienen mit dem Wechsel der Herrschaft zunächst zufrieden, sahen sich aber Anpassungsschwierigkeiten an eine nivellierende Gesetzgebung gegenüber.

Die Speyrer Dominikanerinnen von St. Maria Magdalena waren die einzige fortbestehende mittelalterliche Klostergründung in der Pfalz, einem Gebiet, das um 1800 Teil Frankreichs war. Wie dies auf Umwegen gelang, ist Gegenstand der Darstellung von Martin Armgart.

Thomas Adam: „Keiner dürfte wohl eine Veränderung wünschen … Säkularisation und Besitzstandwahrung im ehemaligen Hochstift Speyer“. Unter diesem Titel zeigt der Verfasser die Bemühungen der Herrschenden wie der Untertanen, sich vor allem gegen negative Veränderungen in ihrem Arbeitsbereich zur Wehr zu setzen – durchaus mit aktuellem Bezug zu unserer Zeit.

Kathrin Ellwardt: „Vereinnahmt – verteilt – versilbert“ behandelt das Schicksal der umfangreichen Kunstgüter, die durch die Säkularisation zunächst ihren Besitzer wechselten. Nicht immer war dabei das Wissen um den Kunstwert der aus den Klöstern zusammengekommenen Kult- und Kunstgegenstände richtig eingeschätzt worden. Die Organisation der Verwertung über sogenannte Depositorien musste erst aufgebaut werden. Schließlich sind nach Meinung der Verfasserin aber mehr Kunstschätze erhalten geblieben als allgemein angenommen wird.

Die Auswirkungen der Säkularisation auf die Evangelische Kirche sind nach Udo Wennemuth schwer zu fassen. Auch für ihn erscheint die Säkularisation als eine Konsequenz aus Anstößen durch die Französische Revolution und als Folge der großen Epoche der Aufklärung.

Da die Autoren von der gleichen Ausgangslage kommen, wiederholen sich zwangsläufig einige historische Fakten, mit der differenzierten Beleuchtung des eigentlichen Themas ergibt sich aber ein vielseitiges und plastisches Bild der gesamten Epoche. Das dankenswerte Unternehmen, die Ergebnisse der Bruchsaler Tagung über die Säkularisation in Buchform vorzulegen, ermöglicht jedem an diesem Thema Interessierten durchaus neue Erkenntnisse und Einsichten.

Hier sei auch auf die vorausgegangenen Bände der Oberrheinischen Studien hingewiesen:

Band 22: Das Mittelalterbild des 19. Jahrhunderts am Oberrhein.

Band 21: Zwischen Habsburg und Burgund.

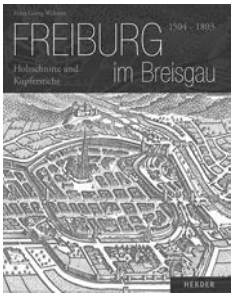
Band 20: Baden 1848/49. *Anton Burkard*

STÄDTE

Freiburg

Wehrens, Hans Georg: Freiburg im Breisgau 1504–1803. Holzschnitte und Kupferstiche. Herder-Verlag, Freiburg, 1. Auflage 2004. 184 S., ISBN 3-451-20633-1, 39,– €.

Die Entwicklung der Photographie hat es einfach gemacht, Menschen, Landschaften, Gebäude, Plätze, Straßen, ganze Stadtquartiere zu dokumentieren, Situationen zur Erinnerung festzuhalten. Der Wunsch und das Bedürfnis, alte Wohnhäuser, Türme, Kirchen und Klöster und Burgen und Schlösser zu Protokoll zu



nehmen, in künstlerischer Darstellung für immer zur Verfügung zu haben, gehört seit langem zum kulturellen Selbstverständnis überall in Europa, vor allem auch in Deutschland.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel bietet sicher die Stadt Freiburg i. Br., gegründet 1120 von den Zähringern. Dabei ist es freilich fast verwunderlich, aber eben doch eindeutiges Faktum, dass es solche Illustrationen, alte Ansichten der Stadt an der Dreisam aus den ersten Jahrhunderten nicht gibt, auch noch nicht in Hartmann Schedels Weltchronik von 1493 – bis zum Jahr 1504, wo in der „Margarita philosophica“ Gregor Reisch, der Prior der Freiburger Kartause, die älteste uns bekannte Stadtansicht von Freiburg präsentiert hat: ein Holzschnitt „Friburgum“ in der Originalgröße von 6,4 × 9,1 cm, gedruckt in der Freiburger Werkstatt des aus Straßburg zugezogenen Druckers Johann Schott, die Wiedergabe einer mittelalterlichen Stadt – zur besseren Orientierung hat der Zeichner „Friburgum“ dazugeschrieben.

Der zweite große Holzschnitt mit einer Freiburger Stadtansicht ist überliefert in der „Cosmographia“ des Sebastian Münster aus dem Jahr 1549. Diese erste Weltbeschreibung in deutscher Sprache (die übrigens auf Anregung des elsässischen Humanisten Beatus Rhenanus begonnen wurde) ist durch besonders viele und sehr gute treffende Panoramabilder angereichert, darunter auch eine Ansicht von „FRIBURG IM BRISGEW“, Freiburg vor den Ausläufern des Schwarzwaldes, gesehen aus südwestlicher Richtung, vom Lorettoberg her. Eine ausführliche Legende informiert sehr gut, zeigt die Lage von 12 verschiedenen Bauwerken und Ortsteilen (Originalgröße 19 × 36 cm).

Gregorius Sickinger, Zeichner und Formschneider aus Solothurn, bekam 1589 vom Rat der Stadt Freiburg den Auftrag, ein neues Abbild der Stadt in Kupfer zu stechen, für 80 Gulden: es entstanden der „kleine Sickingerplan“ (29 × 44 cm) und der „große Sickingerplan“ (55 × 105 cm), wirklich großartig und reich dekoriert im Renaissancestil. In vier Kartuschen sind die Namen der sechzig (!) wichtigsten Plätze und Gebäude der Stadt aufgelistet (Auf den Seiten 72/73 sind im aktuellen Stadtplan von Freiburg die vermutlichen Standorte der historischen Bauwerke nach der Legende des großen Sickingerplans von 1589 eingetragen).

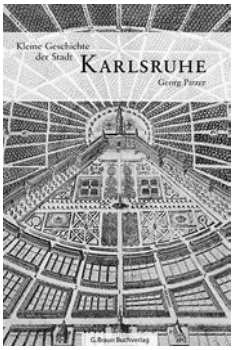
Der böhmische poeta laureatus Daniel Meister und der Kupferstecher Eberhard Kieser, aus dem Hunsrück zugewandert, veröffentlichten 1623 eine neue Abbildung der Stadt Freiburg im „Thesaurus philopoliticus“, dem „Politischen Schatzkästlein“ (10 × 15,1 cm). Besonders bekannt wurde aber der Kupferstich aus der Serie der „Topographia Germaniae“ von Matthäus Merian aus dem Jahre 1644 – ein Werk von 31 Bänden mit 92 Karten, 1486 Kupferstichen mit insgesamt 2142 Einzelansichten. Der 1593 in Basel geborene Meister wurde zum genialen Pionier eines ständig wachsenden Verlagshauses und einer rasch wachsenden Kunstsammlung. Der schöne Kupferstich mit dem Bildtitel „Die Statt Freyburg im Breysgaw“ ist enthalten im Band „Topographia Alsatiae“ – ebenso wie Lahr, Heitersheim, Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Waldshut. Die Freiburger Ansicht (21,3 × 33,1 cm) ist mit einer guten Legende versehen, also eine prächtige und zuverlässige Fundgrube, die ein ausführlicher wissenschaftlicher Apparat hilfreich erschließt.

Dass die genannten Pläne in Originalmaßen faksimiliert dem neuen Herder-Band beigelegt sind, ist höchst dankenswert. Der interessierte Leser ist überhaupt beeindruckt von der ausgesuchten Qualität der Darstellung und der Aufmachung – ein ungewöhnlich gut produziertes Buch des Verlags Herder, der sich mit diesem Thema in eine gute Tradition einreiht und – seit 1808! – sehr wohl auf die gute engagierte Kooperation mit der Stadt zurückblicken kann. Dr. Hermann Herder wies bei der Buchpräsentation sehr nachdrücklich auf gemeinsame Interessen zwischen Verlag und Stadt hin. Peter Kalchthaler, Chef im Museum für Stadtgeschichte, wo der neue Freiburg-Band vorgestellt wurde, konnte viele interessierte Gäste begrüßen, darunter auch den Freiburger Regierungspräsidenten Sven von Ungern-Sternberg, der bei dieser Feierstunde sich als fleißiger Sammler alter Stadtansichten zeigte und seine fundierte Kennerschaft unter Beweis stellte.

Besonderen Beifall erntete aber der Autor diesen neuen Freiburg-Bandes, Dr. iur. Hans Georg Wehrens, der sich schon während seiner Freiburger Studienzeit mit historischen Ansichten europäischer Städte beschäftigte und nun für das Jubiläumsjahr 2004 (500 Jahre nach der „Margarita philosophica“!) diese hervorragende Arbeit über alte Freiburger Stadtansichten vorgelegt hat. *Adolf Schmid*

Karlsruhe

Georg Patzer: Kleine Geschichte der Stadt Karlsruhe, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2004, 208 S., ISBN 3-7650-8322-4, € 9,90.



Welche Herausforderung für einen Autor, den breiten Forschungsstand zur Entwicklung Karlsruhes für ein großes Publikum in einer kleinen Stadtgeschichte zu präsentieren. Es gälte die wesentlichen Ereignisse, Entwicklungslinien- und -bedingungen sowie die Epochen der Geschichte herauszuarbeiten, das unverwechselbare Profil der Kommune im Wandel der Zeit zu vermitteln. Notwendig wären Mut zur Lücke und der strukturierende Zugriff auf das Wesentliche.

Wer dies von einer kleinen Stadtgeschichte erwartet, kann von diesem Buch nur enttäuscht werden. Dabei scheint auf den ersten Blick alles zu stimmen. Das Bändchen hat ein handliches Format und eine ansprechende Aufmachung, der Preis ist günstig und die Gliederung verspricht einen chronologisch geordneten Gang durch die Stadt-

geschichte. Es wird dann jedoch schnell klar, dass hier ein in der Stadtgeschichte durchaus bewanderter Autor seine Lesefrüchte mit einer Vorliebe für Anekdotisches ausbreitet.

Präsentiert werden in raschem Wechsel und in sehr kurzen Kapitelchen Ereignisse und Daten aus der Stadtgeschichte, die der Autor in aller Regel nicht erläutert oder in irgendeinen Zusammenhang stellt. Im Plauderton erzählt er über das Leben bei Hofe, über Alltägliches, das Wirtschaftsleben und – mit erkennbarer Kennerschaft – über Kulturelles. Hin und wieder werden zu herausragenden Persönlichkeiten in grau unterlegten Kästchen biografische Anmerkungen eingestreut. Ein beliebiges Beispiel: Auf den S. 118–126 finden sich folgende Überschriften: Zeitungen, Vereine, Verkehr, Der neue Bahnhof, Zeppelin und Flugschau, Der Rheinhafen, Der Stadtgarten, Der Botanische Garten und dazu drei Kästchen zum Verleger Friedrich Gutsch, Großherzog Friedrich II. und zu den Vereinen.

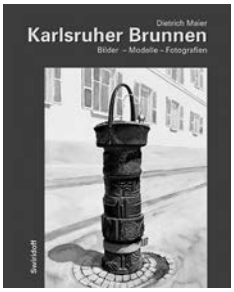
Diese Auflösung von Stadtgeschichte in Geschichtchen bzw. Faktenmitteilungen führt zwangsläufig dazu, dass vieles nur angetippt wird – Weinbrenner wird z. B. auf seine Tätigkeit als Stadtbaumeister reduziert und beim Thema Entwässerung fehlt die Einführung der Schwemmkanalisation. Anderes wird in einer Weise vorausgesetzt, dass der unkundige Leser ratlos bleibt – bei der Entstehung der Südweststadt z. B. ist von der Maxaubahn und dem Stadtgarten die Rede, beide werden aber erst zwanzig Seiten später mit ihrer Funktion und Entstehung genannt. Diese partielle chronologische und sachliche Unschärfe korrespondiert mit etlichen Schnitzern: z. B.: Großherzog Leopold war nicht der erste Hochberger; Badens Verfassung war nicht die erste; groß, reich und mächtig war das Land Baden nie; Tulla gründete nicht 1807 das Polytechnikum; anstelle der Festhalle baute Schelling die Schwarzwaldhalle, nicht die Nancyhalle.

Den Mut zur Lücke fand der Autor bei der Mitteilung von Grunddaten zur Stadtentwicklung. Kaum eine Zahl zur Bevölkerungs- oder Wirtschaftsentwicklung belastet den Leser, die Struktur der Stadtverwaltung im Wandel wird nicht thematisiert ebenso wenig die Eingemeindungen des 20. Jahrhunderts. Und das, was am Schluss als Ein- und Ausblicke angeboten wird, hätte man ob seiner Beliebigkeit auch weglassen können.

Das Buch bietet Geschichte extra light zum raschen Konsum ohne nachhaltigen Lernfaktor. Aus fachhistorischer Sicht macht diese in Impressionen zur Stadtgeschichte mündende Zweitverwertung stadthistorischer Forschung wenig Sinn. Eine strukturierte „Kleine Stadtgeschichte“, die den Leser rasch und zuverlässig über den Verlauf und die wichtigsten Stationen der Geschichte Karlsruhes informiert, bleibt weiterhin zu schreiben. *Manfred Koch*

Dietrich Meier: Karlsruher Brunnen. Bilder – Modelle – Fotografien. Hrsg. von den Stadtwerken Karlsruhe GmbH 2004. Swiridoff-Verlag, Künzelsau, 171 S., Euro 24,60.

Ein Führer zu 204 Karlsruher Brunnen in einer Fotodokumentation – für viele wohl eine Überraschung, wie reich diese Stadt damit versehen ist, also eine Neuentdeckung von oft Gesehenem oder Hinweis



auf Unendecktes. Die reizvolle Ausstellung im Landesgewerbeamt wird hier noch einmal gegenwärtig. Mit einem historischen Durchgang vor, der Schloßgründung bis heute schildert Dietrich Maier, ehemaliger Leiter des Karlsruher Wasserwerks, das Entstehen jener anfangs lebensnotwendigen Stationen in Form von Schöpf-, Zieh-, Pump- und Laufbrunnen, um die Bürger mit dem täglich benötigten Wasser zu versorgen. Heute sind uns eher die Zierbrunnen geläufig, die als Schmuck oder als Denkmal in späterer Zeit erbaut wurden, gewöhnt an die Wasserversorgung in den Haushalten. Magisterarbeiten und Dissertationen wurden über die Brunnen geschrieben, und Meier weist, die Literatur auswertend, bei der Vorstellung der einzelnen Objekte auf die verschiedenartigen Aspekte hin, weil nicht nur die Technik in den verschiedenen Jahrhunderten Aufschlüsse gibt, sondern auch die ästhetische Form interpretiert werden will.

So hat vor der präzisen Auflistung des Herausgebers Erika Rödiger-Diruf eine Typologie von Stock-Obelisken-, Säulen- und Wandbrunnen bis zur Kaskade und Fontäne vorangestellt, ebenfalls chronologisch gegliedert und auf einige kunsthistorische Strukturen verwiesen.

Den Hauptteil des großformatigen Buches nehmen „Brunnendarstellungen, Bilder, Modelle und Fotografien“ ein. Der „Bezirksverband der Künstlerinnen und Künstler e. V.“ hatte einen Wettbewerb zum Thema „Brunnen“ veranstaltet, und diese Produktionen werden in dekorativem Druck vorgestellt, die einen Einstieg in die „Brunnenatmosphäre“ ermöglichen, auch in Neureut oder Grünwettersbach. Zwar sind die einzelnen Künstler mit Kurzbiografien erfasst, aber man hätte sich auch noch eine Einführung dazu gewünscht.

Immerhin eröffnen spezifische Sichtweisen eine andersartige Betrachtung, so dass man sich zu neuen Stadtgängen veranlasst fühlt, um Alltägliches neu aufzunehmen. Solche Zeichen können auch ein Stück Identität schaffen: Brunnen als Brücke zum historischen Verstehen und zur ästhetischen Aktualität. Darum ist es anerkennenswert, dass sowohl die Stadtwerke als auch die Stadtverwaltung an dieser repräsentativen Publikation mitgewirkt haben, denn sie ist mehr als ein Katalog, freilich auch mit Index und Findkarten ausgestattet, die eine Lokalisierung der manchmal verborgenen Brunnen erleichtern. *Leonhard Müller*

Mannheim

Ulrich Nieß/Michael Oberweis: Ein rebellisches Dorf und ein gefangener Papst – Mannheim vor der Stadtgründung. Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Nr. 21, Verlagsbüro von Brandt, Mannheim 2004, ISBN 3-926260-61-0, 13,– Euro

Zwischen Konstanz und Mannheim wurden nicht nur badische Geschichte, sondern zuweilen die Geschicke des gesamten christlichen Abendlandes ent-

schieden. Das Konstanzer Konzil (1414–1418) beendete das Große Abendländische Schisma, in dem drei Päpste zugleich auf ihre Rechte als Pontifex Maximus pochten. Das Konzil führte zur Absetzung bzw. Abdankung aller drei Päpste und der Wahl von Papst Martin V. im Jahr 1417. Die Voraussetzung zur Einigung der katholischen Kirche für die nächsten 100 Jahre war damit geschaffen.

Was Mannheim damit zu tun hat? Papst Johannes XXIII. war 1414 erwartungsvoll zum Konzil erschienen, um seine Rechtmäßigkeit zu reklamieren. Er durfte noch die Gebeine der Birgitta von Schweden kanonisieren, d. h. der Verehrung der Gläubigen übergeben. Danach kippte die Stimmung zu seinen Ungunsten. Der unglückliche Papst floh, wurde aber in Freiburg aufgegriffen. Um ihn zu diffamieren, beschuldigte man ihn so ziemlich aller Todsünden, legte ihm Ehebruch, Hurerei, Giftmord, Ketzerei, sodomitische Neigungen und die Schändung von 300 Nonnen zur Last. Er wurde abgesetzt, König Sigismund übergab den Gefangenen dem Pfalzgrafen Ludwig III. zur Bewachung. Er ließ ihn nach Heidelberg schaffen, wo die vom Mainzer Erzbischof angezettelte Befreiung des prominenten Häftlings gerade noch verhindert werden konnte. Schließlich landete er in der Zollburg Eichelsheim nahe bei dem damaligen Dorf Mannheim. Die Burg galt wohl als das sicherste Gefängnis der Pfalzgrafschaft, Johannes XXIII. saß hier bis 1419 ein. Andererseits bot die Burg dem immer noch ehrenvoll behandelten Gefangenen eine standesgemäße Unterbringung; wenige Jahre zuvor war der Minnesänger Oskar von Wolkenstein 1409 hier als Gast Ludwigs III. untergebracht. Dem abgesetzten Papst erschien die Behandlung allerdings nicht ehrenvoll genug: „Meine Unterkunft war beengt, ich schlief mit verkrümmten Gliedmaßen, mein Bett war kurz, und ich musste schmutzige Kleider tragen. Nichts Gutes ist mir widerfahren, sondern Gespött und mancherlei Kränkung hatte ich zu erdulden.“ Erst als der neue Papst Martin V. gewählt war, Ludwig III. ein saftiges Lösegeld eingetrieben hatte und der entthronte Johannes alias Baldasare Cossa sich dem neuen Papst unterworfen hatte, entließ man ihn in die Freiheit. Cossa verstarb Ende 1419 und wurde im Dom zu Florenz – doch noch ehrenvoll – bestattet. Im Baptisterium des Domes ist sein Prunkgrab heute noch zu sehen. Der Papst Johannes XXIII. des 20. Jahrhunderts entschied sich 1958 bewusst für den Namen des Mannheimer Gefangenen, um den unerwünschten „Vorgänger“ für alle Zeiten aus der Liste der rechtmäßigen Päpste zu tilgen.

Michael Oberweis beleuchtet in kurzweiliger Form den „Beitrag Mannheims zur Beendigung des Großen Abendländischen Schismas“, während der Leiter des Mannheimer Stadtarchivs Ulrich Nieß eingehend die Situation des Dorfes Mannheims und die Verhandlungen der kurfürstlichen Obrigkeit mit den streitbaren Dorfbewohnern bei der Stadtgründung zu Beginn des 17. Jahrhunderts schildert. Die kleine, aber feine Schrift ist kurzweilig zu lesen und mit farbigen Abbildungen auf 83 Seiten äußerst ansprechend gestaltet. *Volker Keller*

RECHT

Das goldene Buch des Liederkranzes. Die Chronik eines jüdischen Männergesangvereins in Mannheim 1856–1938 (Stadtgeschichte digital 04), vorgestellt von Susanne Schlösser. 36-seitige Broschüre mit 54 Abb. und einer CD-ROM, Verlagsbüro von Brandt ISBN 3-926260-64-5, 12 €.

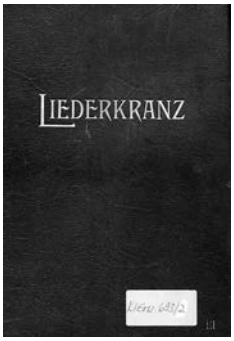
Erinnerungsarbeit mit digitalem Kontrapunkt: Das Goldene Buch des Liederkranzes in Mannheim 1856–1938

„Das Konzert des Liederkranzes stand im Zeichen zweier musikalischer Ereignisse“ schrieb im November 1927 die Lokalpresse: „Zunächst machte es das Mannheimer Publikum mit der bedeutsamsten pianistischen Erscheinung der jüngsten Gegenwart bekannt.“ Gemeint war der 23-jährige Wladimir Horowitz, der am 12. November 1927 mit einem Klavierstück von Chopin und Tschaikowskis erstem Klavierkonzert in Mannheim debütierte. Das zweite angesprochene Ereignis war die Uraufführung des Werks „Das Strandkloster“ für Männerchor und großes Orchester, das der Freiburger Komponist Julius Weismann bereits 1907 komponiert hatte.

Zeitgenössische Porträtaufnahme von Wladimir Horowitz mit eigenh.Widmung

Für die Konzerte des jüdischen Männergesangverein Liederkranz ist beides charakteristisch: das Mannheimer Debüt eines jungen, später weltberühmten Musikers ebenso wie die Uraufführung von Werken zeitgenössischer Komponisten. Der zeitweilig über 1000 Mitglieder zählende Verein, 1856 hervorgegangen aus dem Synagogenchor, war gut 80 Jahre lang eine nicht wegzudenkende Größe des Mannheimer Kulturlebens, die weit über die Region ausstrahlte. Mit herausragenden Dirigenten und hochkarätigen Solisten bot der Laienchor immer wieder ein ambitioniertes Musikprogramm an. Die Besetzungslisten lesen sich wie das musikalische „Who is Who“ der Jahrhundertwende und des frühen 20. Jahrhunderts. Mit Foto, Autogramm und Widmung verewigten sich viele berühmte Künstler in der Vereinschronik: Weltklasse-Geiger wie Adolf Busch, Eugène Isaye oder Samuel Duschkin, legendäre Pianisten wie Wilhelm Backhaus und Edwin Fischer, später gefeierten Komponisten wie Eugene d’Albert, Ferruccio Busoni oder Erich Wolfgang Korngold und Sängerpersönlichkeiten wie Lilli Lehmann, Karl Erb, Ernestine Schumann-Heink oder Richard Tauber.

Ursprünglich vierbändig angelegt, haben zwei dieser opulenten Chronik-Bände im Stadtarchiv Mannheim alle Vertreibungs- und Kriegswirren unbeschadet überdauert. Bis ins letzte Detail kunstvoll gestaltet, erleben wir, zumal mit Blick auf das Vereinsende, ein „Moment musicale“. Eine wertvolle Miniatur, ein Kleinod jüdisch-deutscher Kulturgeschichte wird dank der soeben erschienenen Publikation einem größeren Publikum zugänglich. Das einfühlsam kommen-

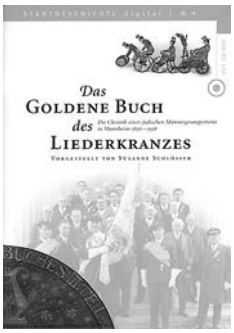


Ein gewichtiges Werk – einer der beiden erhaltenen Bände der Liederkranz-Chronik

tierende, der Chronik angemessen gestaltete Begleitheft führt in Geschichte, gesellschaftliches Umfeld und Besonderheiten des Mannheimer Liederkranzes ein und macht neugierig auf die intensivere Beschäftigung mit der Originalquelle, die digitalisiert auf CD-ROM beiliegt. Die Digitalisierung wiederum erzeugt eine Unmittelbarkeit, die nur noch ein Faksimile bzw. Nachdruck übertreffen könnte.

Indes: Liegt nicht auch eine Gefahr in der Ästhetisierung? Sind wir es den zahlreichen Opfern des NS-Rassenwahns – ob aus den Reihen des Liederkranzes oder andernorts – nicht schuldig, mit den wertvollen kulturellen Relikten, die ihren Untergang überdauert haben, sehr behutsam und abwägend umzugehen? Das digitale Medium ist vor dieser Gefahr gewiss nicht gefeit, hält aber doch eine bemerkenswerte Balance, indem es den unmittelbaren Reiz des Vergangenen vollständig und ansprechend einfängt, zugleich aber auch ein mehr als technische Distanz erzeugt. Gewinn zieht nur der daraus, der sich einlässt, sich zum vertieften Lesen zwingt. Konsumtives Fastfood ist das gewiss nicht.

Inzwischen sind die großen Bibliotheken, meist mit staatlichen Fördermitteln versehen, weltweit dazu übergegangen, ihre ältesten und im Sinne des Marktwertes kostbarsten Handschriften und Frühdrucke in digitaler Form aufzubereiten. Der Inhalt dieser bibliophilen Kostbarkeiten ist in der Regel seit Jahrzehnten bekannt und editorisch vollständig aufgearbeitet. Mit der Liederkranz-Chronik will ein mittleres deutsches Kommunalarchiv, unterstützt von seinem regen Förderverein, einen Kontrapunkt setzen, ein sichtbares Ausrufezeichen gegen eine zu gefällige Ästhetisierungs- und Zimelienschau. Dokumente der jüngeren, unbequemen Vergangenheit sind in unseren visuellen Wahrnehmungsräumen nach wie vor erstaunlich rar. Hier herrscht die Macht der filmisch-cineastischen Inszenierung und Verfremdung. Ein eigenes Bild sich zu verschaffen, verlangt aber vor allem eines: „ad fontes!“

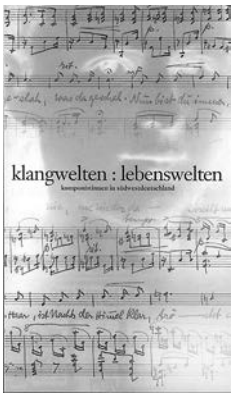


Eine gefällig gestaltete Publikation mit umfangreichem Bildmaterial

Die Beschäftigung mit dieser besonderen Quelle bewirkt – im besten Sinne – Verstörung: Zunächst stellt sich freudige Überraschung ein, wenn sich in den Aufzeichnungen – quasi als „cantus firmus“ – ein großer Name der Musikgeschichte an den nächsten reiht, wenn noch heute der Funke einer großzügigen, originellen, von fröhlicher Leichtigkeit geprägten Geselligkeit – einem Capricco gleich – überspringt. Bald jedoch überlagern bleierne Beklemmung und Traurigkeit die Lektüre, je deutlicher wird, dass die jahrzehntelange Harmonie dieses Vereins mit der deutschen Musikkultur durch die zunehmenden Dissonanzen der beginnenden Ausgrenzung gestört wird, was sich schließlich zu einem furiosen „danse macabre“ steigert – der gewaltsamen Vernichtung jüdischen Lebens. Diese widerstreitenden Gefühle bleiben nicht an der Oberfläche haften, sondern bewegen tief im Innern – und mögen gleichsam anregen zum und im aktuellen Diskurs über die deutsch-jüdische Vergangenheit und Gegenwart.

Ulrich Nieß
Leiter des Stadtarchivs Mannheim – Institut für Stadtgeschichte

Rebmann, Martina und Nägele, Rainer: (Hrsg): Klangwelten: Lebenswelten. Komponistinnen in Südwestdeutschland. Stuttgart: Württembergische Landesbibliothek 2004. 239 S., ISBN 3-88282-063-2, 14,50 €.
Das Buch ist nur über die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe oder die Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart zu beziehen. Es ist nicht im Buchhandel erhältlich.



Diese Publikation ist konzipiert als Begleitband zu einer gemeinsamen Ausstellung der beiden Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart. Und sie präsentiert uns ganz seltenes Bibliotheksgut: Erinnerungen an das kompositorische Schaffen von Frauen aus dem deutschen Südwesten der letzten zwei Jahrhunderte. Hier macht z. B. Bärbel Pelker vertraut mit Franziska Danzi-Lebrun (1756–1791), die an den Höfen in Mannheim und Schwetzingen große Erfolge feierte; Antje Tumat mit der Rastatterin Luise Adolpha Le Beau (1850–1927); Beatrix Borchend mit Pauline Viardot-Garcia (1821–1910), Schülerin u. a. von Franz Liszt, mit großer Resonanz in Karlsruhe und eigenem Theater in Baden-Baden. Nicht vergessen sind auch die Karlsruher Komponistinnen Clara Faisst (1872–1948), porträtiert von Martina Rebmann, und Margarete Schweikert, vorgestellt von Michael Gerhard Kaufmann. Diese Begleitpublikation liefert ausführliche Biographien zu diesen Musikerinnen. Ein ganz besonderes Gewicht bekommt dieses 240 Seiten starke Buch durch den Aufsatz von Dörte Schmidt: „Landesvermesserinnen, oder: Wie die Geschlechterforschung von der Regionalisierung der Musikgeschichte profitiert“ (Dörte Schmidt ist Professorin für Musikwissenschaft an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart). Schmidts Grundfrage: „Wie immunisiert sich ‚die‘ Geschichte gegen die Leistungen von Frauen“? Die Frauen fielen in der Regel aus der „Geschichte“ heraus, selten hätten sie „eine auf Professionalisierung zielende Ausbildung“ genossen.

A. Schmid

Gert Füger: Von wo aus die Engel zu hören sind. 128 Seiten, Paperback. Lindemanns Bibliothek, Band 9. Kunst und Literatur im Info Verlag. ISBN 3-88190-370-4. 8,90 €.

Beweisnot

„Ich kann nicht vorweisen
Worauf es ankommt
Wer wird mir glauben“

Eines lässt sich der Autor der 120 Gedichte des neuen Gedichtbandes nicht ausreden, dass Glück nämlich möglich ist, im optimalsten Falle „Lebensglück“ (S. 50).

Leben hat Bedeutung und Glück bereit in auch einfachen Situationen:

Bewusstseinsdurchgänge

Wäre nicht belanglos
ob da ein Eichhörnchen
durch den Garten huscht
wenn es für dich nicht
Bedeutung hätte

Wenn Leben nicht
Glück für dich wäre
Und dabei ich

Der Autor insistiert derart auf der Option „Glück“, dass er dem Leben, den Menschen eine Art „Schuldigkeit“, durch Glück zu danken abfordert:

Schuldigkeit

Die aufrichtigste
Art zu danken
ist Glück

Glück aber ist für ihn nicht episodisch freischwebend, rein subjektiv, sondern hat gewissermaßen einen theologischen Stellenwert.

Fundstellen

Gott ist die Freude am
Lebendigen den Glücklichen
teilt er sich mit

Was leben lohnt
ist Gott er geht auf
Wo ihm Glück wird

Füger sieht eine Wechselwirkung zwischen Gott und den Glücklichen: Gott teilt sich den Glücklichen mit und „wo ihm Glück wird geht er auf“, denn der Gott ist ein „schweifender“ (Befestigung).

Im Glück der Menschen ereignet sich eine Epiphanie des Gottes oder der Götter:

Nachsicht

Die Götter haben Anspruch darauf
Glück ist geschuldeter Dank für alles
Worin Hoffnung sich wiedererkennt
Worin die Götter begegnen

Im Glück des Leben „gehen die Götter auf“, im Glück der Menschen begegnen die Götter, ist die Botschaft des Autors. „Wer wird mir glauben?“ (Beweisnot). Einen Beweis für Fügers „Epiphanien des Glücks und der Götter“ kann es auf argumentative Weise nicht geben, nur die Überzeugungskraft des Gedichts kann die Wiedererinnerung an einen paradisischen Zustand leisten („Paradies ist die Welt wie sie gemeint war“).

Welche Form von Glück kann der Autor letztendlich meinen? Die aristotelische Eudemonia, die amerikanische Happiness, Glückseligkeit, Glück als Zustand des Wohlergehens, als Lebenszufriedenheit, als Lebenserfüllung? Wittgenstein meinte, dass das Leben der Erkenntnis Leben ist, „das glücklich ist, der Not der Welt zum Trotz“ (Schriften I, 174). So läßt sich für die vorliegenden Gedichte vermuten, dass eben die Erkenntnis des Zusammenhanges von Leben, Göttern und Glück als beglückend empfunden wird.

Glück aber erfahren Menschen immer nur in der „Besonderheit der Situation“ und „zu bestimmten Zeiten“ (M. Seel). Die poetische Realisierung der Glücksmomente kann deshalb nur an diesem Tag, in dieser Situation, mit diesem Menschen, in diesen Zusammenhängen ins Bild gesetzt werden. Das Gedicht „Unser Fenster“ (39) zeichnet eine solche Glückserfahrung in einer bestimmten Situation und an einem bestimmten Ort nach.

Unser Fenster

Im Rahmen ein Ausschnitt des Gartens

Ein Druck von Lebendigem
strömt durch das Gitter
Die unfassliche Nähe
von den hintersten Bäumen
zu den vorderen Zweigen

Und mitten darunter wir
Das Haus unsre Rinde
in der wir stehen
wie angewachsen

Noch ohne Anteil
an dem ruhigen Miteinander
an seiner Selbstverständlichkeit

Aufgenommen erst in die
gleiche Lebendigkeit
wenn sich die reglose Spannung
in Glück entlädt.

Heinrich Hauß